

LMU

LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN

DISSERTATIONEN DER LMU

UB

58

CATHARINA LÜDER

Klimawandel im Gefüge städtischer Alltagspraktiken

Bedeutungsvolle Praktiken, unsichere Kompetenzen
und sterbendes Stadtgrün als lokale Herausforderungen

OLMS

Urbane Praktiken des Umgangs mit dem Klimawandel

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie
an der Ludwig-Maximilians-Universität
München

vorgelegt von
Catharina Lüder
aus Berlin
2022

Erstgutachterin: Prof. Dr. Christiane Schwab
Zweitgutachterin: Dr. habil. Tanja Bogusz
Datum der mündlichen Prüfung: 09. Mai 2022

Catharina Lüder

Klimawandel im Gefüge städtischer Alltagspraktiken.
Bedeutungsvolle Praktiken, unsichere Kompetenzen und
sterbendes Stadtgrün als lokale Herausforderungen

Dissertationen der LMU München

Band 58

Klimawandel im Gefüge städtischer Alltagspraktiken

Bedeutungsvolle Praktiken, unsichere Kompetenzen
und sterbendes Stadtgrün als lokale
Herausforderungen

von
Catharina Lüder

Eine Publikation in Zusammenarbeit zwischen dem **Georg Olms Verlag** und der **Universitätsbibliothek der LMU München**

Gefördert von der Ludwig-Maximilians-Universität München

Georg Olms Verlag AG
Hagentorwall 7
31134 Hildesheim
<https://www.olms.de>

Text © Catharina Lüder 2023

Diese Arbeit ist veröffentlicht unter Creative Commons Licence BY 4.0. (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>). Abbildungen unterliegen ggf. eigenen Lizenzen, die jeweils angegeben und gesondert zu berücksichtigen sind.

Erstveröffentlichung 2023

Zugleich Dissertation der LMU München 2022

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über <http://dnb.d-nb.de>

Open-Access-Version dieser Publikation verfügbar unter:

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:19-302754>

<https://doi.org/10.5282/edoc.30275>

ISBN 978-3-487-16245-4

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis.....	IX
Abkürzungsverzeichnis.....	XI
Danksagung	XIII
1 Einleitung	1
1.1 Stadt – Klima – Wandel – Praktiken	1
1.2 Aufbau der Arbeit.....	4
1.3 Klima, Mensch, Natur und Umwelt fassen.....	6
1.3.1 Elemente der <i>anthropology of climate change</i>	11
1.3.2 Relationen zwischen Wissen, Bedeutungen und Materialität in Bezug auf „Natur“ und „Umwelt“	24
2 Alltagspraktiken als Forschungsgegenstand.....	35
2.1 Soziale Praktiken als Ausdruck dynamischer gesellschaftlicher Beziehungen.....	36
2.2 Gefüge von Praktiken aus drei Elementen	42
2.3 „Proto-Praktiken“ und „Ex-Praktiken“ als Ausdruck von (De-)Stabilisierungen von Praktiken	46
2.4 Praktiken, die sich in Städten fügen.....	49
3 Klimawandel ethnographieren: sich Gefügen annähern.....	55
3.1 Feldeinstieg, Fallauswahl und methodologische Entwicklungen	56
3.2 Teilnehmend beobachten und audionotieren.....	62
3.3 <i>Ko-laborieren</i> zwischen Projektinteressen?	70
3.4 Leitfadeninterviews im Verwaltungs- und Planungskontext.....	78
3.5 Bewegte qualitative Interviews zu Fuß und auf dem Rad.....	81
4 Zusammenhänge lokaler und globaler Aspekte von Klimawandel in Städten	89

4.1	Klimawandel und andere globale Belange in Städten.....	89
4.1.1	Internationale Abkommen zu Klimaschutz, Klimaanpassung und Biodiversitätserhalt.....	94
4.1.2	Nationale Richtlinien und Förderprogramme	98
4.1.3	Relevanz von Städten und Kommunen	102
4.2	Klimawandel und Biodiversität in Hessen und Kassel.....	104
5	„Ex-Praktiken“ durch Bedeutungswandel.....	113
5.1	Mit dem Eichwald leben – bestehende und stillgelegte Freizeitpraktiken	128
5.2	Nicht mehr in den Eichwald gehen – ein Stadtteilsparaziergang	135
5.3	Den Eichwald weniger verwalten – Multifunktionalität im Spannungsfeld vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Praktiken	144
5.4	Um den Eichwald streiten – divergierende Bedeutungen des Eichwaldes als Konflikttreiber.....	152
5.5	<i>Diskussion</i>	159
6	Die „Proto-Praktik“ <i>klimakochen</i>	169
6.1	Die Klimaküche – klimafreundliches Gemeinschaftskochen als Auslöser von Wandel?	179
6.2	Vom In-Den-Mund-Stecken oder Gefahren-kennen.....	191
6.3	Gemeinschaft als Wissenskontext und (sicheres) Experimentierfeld.....	207
6.4	<i>Diskussion</i>	216
7	Herausforderungen von Verwaltungspraktiken durch Materialitätswandel.....	225
7.1	Funktionen von Stadtgrün als Stimmungsmesser für Mensch-Umwelt-Beziehungen.....	239
7.2	Anspruch und Wirklichkeit von Grünpflege zwischen Muss, Soll und Ist.....	257
7.3	Stadtgrün vital halten: Grünpflege-Governance zwischen Gestaltung, Anreiz und Begrenzung.....	269
7.4	<i>Diskussion</i>	290

8 Schlussbetrachtungen: Veränderungen gestalten	295
Liste der Interviews	305
Literatur.....	307

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1	Die Dynamik von Praktiken.....	47
Abb. 2	Formen bewegter Interviews	83
Abb. 3	Klimawandelfolgen und Anpassungsmaßnahmen © Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit (BMU)	100
Abb. 4	Klimafunktionskarte Kassel 2017 © Institut für Klima- und Energiekonzepte (INKEK).....	109
Abb. 5	Der Juchtenkäfer, auch Eremit genannt (<i>Osmoderma eremita</i>) © Magne Fläten, CC BY-SA 4.0.....	114
Abb. 6	Wanderungen durch Cassel und Umgegend. Eine Skizze für Einheimische und Fremde	115
Abb. 7	Drei Karten des Eichwaldes © Stadt Kassel, Vermessung und Geoinformation	133
Abb. 8	Aktuelle und vergangene Praktiken-Gefüge im Eichwald	160
Abb. 9	Schild „Kernfläche Naturschutz“	164
Abb. 10	Ausschnitt aus dem Klimakochbuch © Projekt KlimaKOSTmobil CC-BY 4.0	174
Abb. 11	Der Küchenraum im Sandershaus, Kassel © Projektleitung KlimaKOSTmobil	181
Abb. 12	Flyer des Wildkräuterworkshops	209
Abb. 13	Unterschiede zwischen kochen und <i>klimakochen</i>	220
Abb. 14	Funktionen von Stadtgrün mit Bezug zu Klimawandel © Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit.....	230
Abb. 15	Anforderungen an und von Stadtgrün	233
Abb. 16	Überblick aus der Studie Naturbewusstsein 2019 © Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit (BMU) und Bundesamt für Naturschutz (BfN)	247

Abkürzungsverzeichnis

Aalborg-Charta	Charta der Europäischen Städte und Gemeinden auf dem Weg zur Zukunftsbeständigkeit
ANT	Akteur-Netzwerk-Theorie
APA	Aktionsplan Anpassung der Deutschen Anpassungsstrategie an den Klimawandel
BMUV	Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, nukleare Sicherheit und Verbraucherschutz
CBD	Convention on Biological Diversity
CESR	Center for Environmental Systems Research
DAS	Deutsche Anpassungsstrategie an den Klimawandel
EdiCitNet	Edible Cities Network
EU	Europäische Union
EUA	Europäische Umweltagentur
EUKI	Europäische Klimaschutzinitiative
FFH-Richtlinie	Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie
FONA	Forschung für Nachhaltigkeit
GCoM	Global Covenant of Mayors for Climate and Energy
GradZ	Graduiertenumweltnetzwerk
ICLEI	Local Governments for Sustainability
IPCC	Intergovernmental Panel on Climate Change
NKI	Nationale Klimaschutzinitiative
SDG	Sustainable Development Goals
SoLaWi	Solidarische Landwirtschaft
UGA	Umwelt- und Gartenamt der Stadt Kassel

UNCED	UN-Klimagipfel für Umwelt und Entwicklung
UNESCO	United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization
UNFCCC	United Nations Framework Convention on Climate Change
WBGU	Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen

Danksagung

Der Weg zu der vorliegenden Arbeit war voller Windungen in deren Kurven ich von vielen Personen unterstützt wurde. Nun ist die Zeit gekommen, um danke zu sagen.

Zunächst gilt mein Dank meinen beiden Gutachterinnen, Christiane Schwab und Tanja Bogusz, die sich meinem Projekt angenommen haben.

Meinen Kasseler Kolleg:innen danke ich für all die Theoriegespräche, die mir Inspiration für so manche Idee waren. Ein besonderer Dank geht an Gerrit und Jonas, deren Zusammenarbeit und Reflexion zur Empirie mich in meinen Gedanken wesentlich weitergebracht haben.

In diesem Zuge möchte ich vor allem auch den Menschen danken, die mit mir Interviews geführt haben, gemeinsam gekocht, gegossen und diskutiert haben und ohne die diese Arbeit jetzt nicht so wäre, wie sie ist. Danke an die Bürger:innen im Eichwald, in Bettenhausen und anderen Stadtteilen Kassels, an die Mitglieder des Vereins Essbare Stadt Kassel, an die Mitarbeitenden der Kasseler Stadtverwaltung und HessenForsts!

Den Kolleg:innen in München bin ich sehr dankbar für ihre herzliche Aufnahme am Institut und ihre Unterstützung in der Umbruchphase sowie ihre fachlichen Rückmeldungen zu meinen Entwürfen.

Ganz großer Dank gilt auch der Schreibgruppe, die mir Struktur, Spaß am Schreiben und Aufmunterung in schwierigen Schreibphasen gab.

Ich bin insgesamt wirklich sehr dankbar für die viele Unterstützung in großem und kleinem Rahmen, die ich in den letzten vier Jahren erhalten habe und werde das nicht vergessen.

Auch meinen Freunden und meiner Familie danke ich für die Begleitung auf dieser wissenschaftlichen Reise, allen voran Soyong und Thomas, ohne die diese Arbeit nicht entstanden wäre.

1 Einleitung

1.1 Stadt – Klima – Wandel – Praktiken

Klimawandel und von ihm beschleunigte globale Umweltveränderungen wie Biodiversitätsverluste erzeugen auch in Gesellschaften der Verursacherländer zunehmend eine Betroffenheit (vgl. IPCC 2014). Einer neuen globalen Umweltbewegung, die sich vorrangig um Greta Thunberg und Fridays for Future versammelt, ist es gleichzeitig gelungen, die öffentliche und politische Aufmerksamkeit für die globalgesellschaftliche Reichweite von Klimawandel zu erhöhen (vgl. Fopp 2021). Auf einmal erscheint Veränderung möglich.

Diese Möglichkeit gründet auf jahrzehntelangem Engagement zahlreicher gesellschaftlicher Akteur:innen. Gemeinsam mit Naturwissenschaftler:innen entwickeln Ingenieur:innen Messgeräte, Modelle und Szenarien, um Klima, dessen Wandel und die Auswirkungen im Hier und Jetzt sowie für zukünftige Generationen sichtbar und begreifbar zu machen (vgl. Voss 2010b). Empirische Wissenschaftler:innen erheben und beschreiben akribisch die Veränderungen von Ökosystemen und erarbeiten eine Grundlage für eine örtliche Verankerung von Klimamodellen. Zivilgesellschaftlich engagierte und organisierte Menschen treten nicht nur für Erhalt und Verbesserungen ihres direkten Umfeldes ein (vgl. Engels 2006), sondern gleichermaßen für dieselben Ansprüche von Menschen und Umwelten an weit entfernten Orten, mit denen sie sich über den ebendiese Lebensgrundlagen zerstörenden Klimawandel verbunden sehen. Viele Menschen streben nach einem veränderten Zusammenleben in der Welt (vgl. WBGU 2011). Für die Realisierung von global vernetzten Veränderungen wird zweierlei gefordert: Auf der einen Seite wird die Übernahme politischer Verantwortung, die sich in konkrete politische Handlungen übersetzt, als wesentlicher Dreh- und Angelpunkt für die Abwendung der Auswirkungen des Klimawandels gesehen. Auf der anderen Seite sind alltägliche Lebensweisen angerufen zum notwendigen Wandel beizutragen.

In dieser Arbeit geht es um ebendiese alltäglichen Lebensweisen. Insbesondere ist der Teilbereich der *lokalen* klimawandelbedingten

Veränderungen auf städtischer Alltagsebene für diese Arbeit von Interesse. Die In-Beziehung-Setzung gesellschaftlicher Gruppen zu ihrer direkten Umwelt ist eine der grundlegenden Interessen der Empirischen Kulturwissenschaft, die den Rahmen der vorliegenden Arbeit bildet. Die internationale Umweltanthropologie bietet weitere vielfältige Anknüpfungspunkte für Beziehungen zwischen Menschen und Umwelten. Spätestens seit der Charta der Europäischen Städte und Gemeinden auf dem Weg zur Zukunftsbeständigkeit (Aalborg-Charta) von 1994 (siehe Kapitel 4.1.1) wird die hohe Relevanz von Städten für lokale und globale Mensch-Umwelt-Beziehungen betont. Aus zahlreichen Perspektiven entstehen daraus Fragen zu stadtpolitischen Belangen von Bürger:innen im Klimawandel, der gerechten Verteilung von Grünraum als Habitat für bedrohte Arten in Städten und weiteren Fragen der Umweltgerechtigkeit. Aus all diesen Perspektiven erwächst das Leben unter der Ägide des Klimawandels als ein global vernetztes, das lokal ausgestaltet wird, um ein gutes Leben für alle – und gemeint sind hier heterogene, hybride Lebensformen – langfristig zu ermöglichen. Das Hauptinteresse dieser Arbeit liegt darin, zu erkunden, wie sich unser alltägliches Zusammenleben in Städten unter dem Einfluss von Klimawandel verändert. Veränderungen in Städten, die von Akteur:innen mehrerer Ebenen (von (inter-)nationalen Förderprogrammen über Stadtverwaltungsämter bis zu Bürger:innen) direkt oder indirekt mit dem Klimawandel in Beziehung gesetzt werden, erfolgen auf Basis von dynamischen sozialen Praktiken, über die sich städtische Alltage beobachten lassen.

Die Fragestellung, der diese Arbeit folgt, lautet dementsprechend: Wie verändern sich Alltagspraktiken in Städten im Zuge des Klimawandels? Ziel ist die Weiterführung einer sozial- und kulturwissenschaftlichen Ausarbeitung urbaner Klimawandelbelange, die dazu dienen soll, Anhaltspunkte für eine Weiterentwicklung interdisziplinärer Ansätze zum Verstehen von sozial-ökologischen Dynamiken wie dem Klimawandel zu liefern. Aufgrund einer bisher geringen Beschäftigung der Empirischen Kulturwissenschaften mit Klimawandel beruht sie auf einer interdisziplinären Lektüre und Auseinandersetzung mit dem Thema Klimawandel. Daraus werden Bezüge zu umweltsozio-

logischen, umweltgeschichtlichen und umweltanthropologischen Ansätzen hergestellt und mit Erkenntnissen aus Forstwissenschaft, Stadtforschung und Planungswissenschaften verknüpft. In ihrem interdisziplinären Charakter wird die Arbeit zusammengehalten durch Praxistheorien (siehe Kapitel 2). Diese dienen einerseits dazu, den Gegenstand aufzufächern und aus verschiedenen Perspektiven heraus bearbeitbar zu machen. Andererseits sind Praxistheorien größtenteils bereits vertreten in Literatur und Forschung der genannten Disziplinen, sodass eine Zusammenführung unter diesem Blickwinkel sinnvoll und umsetzbar erscheint. Wie ich im Folgenden ausführen werde, verstehe ich *Zusammenleben* als dynamisches Gefüge aus Praktiken, anhand dessen sich vielfältige Formen von alltagsrelevanten Phänomenen beobachten, beschreiben und analysieren lassen.

Die Untersuchung stützt sich auf eine ethnographische Methodologie, in der Feldforschung (siehe Kapitel 3.2) mit der Durchführung stationärer (siehe Kapitel 3.4) und bewegter Interviews (siehe Kapitel 3.5) verschnitten sowie durch eine Dokumentenanalyse von offiziellen Klimaschutz- und Klimaanpassungsrichtlinien ergänzt wurde (siehe Kapitel 4.1.1 – 4.1.3). Mithilfe dieses Vorgehens können Alltagsbelange im Wechselspiel mit politischen Richtlinien in der deutschen Beschäftigung mit Klimawandel zusammengeführt werden. Ich möchte mit einer interdisziplinären Konzeption der Arbeit auch an den Vorschlag Stefan Becks (2008) anknüpfen, anthropologische Forschung stärker relational auszurichten.¹

Jenseits der „Großen Transformation“ (WBGU 2011) finden Veränderungen in den Alltags von Menschen durch Verschiebungen in dynamischen Praktiken-Gefügen statt. Dieses inkrementelle Fort-

1 Er meint damit einerseits, Querschnittsfragen gemeinsam mit anderen, auch naturwissenschaftlichen, Disziplinen gemeinsam zu erarbeiten und andererseits, mit diesen zusammen „Forschungsweisen“ zu überdenken und zu überarbeiten (vgl. Beck 2008, S. 198). Worum Beck wenig schreibt, sind die Voraussetzungen, die dafür gegeben sein müssen. Durch eine Dissertationsarbeit, die als Einzelarbeit erstellt werden muss, ist die Einlösung solcher Prämissen nicht in ihrer Gänze möglich, wenn auf interdisziplinäre Strukturen nicht schon zurückgegriffen werden kann. Mit einem eigenen breiten, interdisziplinären Blick habe ich dennoch versucht Becks Anregung im Kleinen Rechnung zu tragen.

schreiten habe ich untersucht, um zu erfahren, wie Privatpersonen, Initiativen, Stadtplanung und -verwaltung um den richtigen Umgang mit näheren und fernerer Umwelten ringen, die sich mit dem Klimawandel immer mehr verändern. Dazu habe ich mir das Spannungsfeld zwischen globalen Biodiversitätslogiken und lokalen, historisch gewachsenen Mensch-Umwelt-Beziehungen angeschaut (siehe Kapitel 5), habe mit Menschen einer Ernährungsinitiative gemeinsam gekocht, um herauszufinden, welche Kompetenzen zum *Klimakochen* erforderlich sind (siehe Kapitel 6), und habe mit Stadtverwaltung und Stadtplaner:innen gesprochen, um zu verstehen, wie Natur in Form von klimagestresstem Stadtgrün als Grüne Infrastruktur Einfluss auf Stadtverwaltung nimmt (siehe Kapitel 7). Diese Arbeit soll zum Verständnis beitragen, wie sich Alltagspraktiken in Städten durch Klimawandel verändern. Ich werde erläutern, wie sich einerseits Verwaltungslogiken durch Klimawandeldiskurs und Klimademonstrationen ändern, wie aber auch eine veränderte Wahrnehmung der Natur zu einem anderen Umgang mit ihr führt. Bürger:innen und ihre Alltagspraktiken sind zentrale Akteur:innen im Umgang mit Klimawandel. Für mein Forschungsfeld des Umgangs mit Klimawandel in Kassel ist deshalb interessant, wie Klimawandel in alltäglichen Praktiken Eingang findet, welche Praktiken entstehen, weil das Wetter sich ändert und wie das mit Klimawandel in Verbindung gebracht wird. Die Beschreibung solcher Klimawandelbelange mittels einer Praktikenperspektive kann nur einen Ausschnitt aus einem komplexen Gefüge einer Stadt sein, wie ich es in Kapitel 2 darlege.

1.2 Aufbau der Arbeit

Klimawandel erscheint in dieser Arbeit als hybrider Prozess von global verorteten und lokal gelebten Belangen (vgl. Crate 2019; Knox 2020; Latour 2004, 2008b). Seine sozial- und kulturwissenschaftliche Erforschung funktioniert bisher größtenteils über *proxys* (vgl. Diemberger, Hastrup, Schaffer u. a. 2012; Dietzsch 2017). Diese Arbeit erweitert diesen Blick über die Zwischenposition zwischen globalen und lokalen Belangen, die sich durch Praktiken (vgl. Shove, Pantzar und

Watson 2012) erfassen lässt. In Einklang mit dem steigenden (politischen) Interesse an Natur in der Stadt nutze ich Stadtnatur-Praktiken-Gefüge, um Veränderungen städtischen Zusammenlebens im Wechselspiel mit Klimawandel und Biodiversitätsverlust zu beschreiben. Anhand von drei Feldbeispielen greife ich einige Zusammenhänge heraus und betrachte sie eingehender unter dem Blickwinkel globaler Belange. Die drei betrachteten Stadtnatur-Praktiken-Gefüge sind (i) ein Stadtwald verbunden mit Freizeitpraktiken, (ii) essbare Stadtpflanzen verbunden mit Ernährungspraktiken sowie (iii) Stadtgrün verbunden mit Pflege- und Gestaltungspraktiken. Im Wesentlichen bewegte ich mich innerhalb Kassels im Eichwald, in der Klimaküche des Vereins Essbare Stadt und in der Umwelt- und Grünraumverwaltung der Stadt Kassel. Es geht dort um „Ex-Praktiken“ im Eichwald in Bettenhausen, einem Stadtteil Kassels (siehe Kapitel 5); um eine „Proto-Praktik“ in der Klimaküche, die von der Kasseler Ernährungsinitiative Essbare Stadt ins Leben gerufen wurde (siehe Kapitel 6); und schließlich geht es darum, wie bestehende Praktiken der Grünraumverwaltung in Kassel durch Klimawandel ins Wanken geraten (siehe Kapitel 7).

Der Eichwald ist ein kleiner Stadtwald am östlichen Rand Kassels, der für den umliegenden Stadtteil Bettenhausen eine lange Freizeit- und Erholungsbedeutung hat. Seit er vor einigen Jahren im Sinne des Biodiversitätsschutzes in ein Naturschutzgebiet umdeklariert wurde, hat die Veränderung seiner Bedeutung vom Stadtwald zum Naturschutzgebiet zu Irritationen von Materiellem und Kompetenzen geführt, sodass einige Freizeitpraktiken, die in und mit ihm stattfanden, verschwunden sind. In der Klimaküche sollen durch Kompetenzerwerb klimafreundliche Ernährungspraktiken entstehen. Die Analyse mit den verbundenen Bedeutungen und Materialitäten gibt Aufschluss darüber, was diese Praktiken in ihrer Verstetigung behindern kann. Die Stadtgestaltung und -verwaltung war und ist seit Langem durch bauliche Richtlinien und Vorgaben dominiert. Immer mehr rückt unter einer Klimawandelperspektive nun auch Stadtgrün in den Blick. Dabei wird es nicht nur verwaltet, sondern erzeugt selbst eine Wirkmächtigkeit in Prozessen städtischen Zusammenlebens. Stadtgrün zeigt über die Verheißungen, die es für Klimaschutz und -anpas-

sung bereithält, und seine eigenen Lebensbedürfnisse, die erfüllt werden müssen, damit es diese Verheißungen erfüllen kann, wie durch seine Materialitäten die Kompetenzen von Verwaltung und Grünpflege herausgefordert werden.

Bevor ich mich eingehender mit den empirischen Befunden beschäftige, ist es notwendig, einige grundlegende Verständigungen über Klima und Praktiken zu treffen. Im Folgenden werde ich die gesellschaftliche und sozialwissenschaftliche Relevanz von Klimawandelbelangen umreißen. In den nächsten Kapiteln wird zu diesem Zweck zunächst ein Einblick in den Forschungsstand zu Zusammenhängen von Klimawandelbelangen gegeben (siehe Kapitel 1.3). Mit der Herleitung eines praxistheoretischen Zugangs lege ich dann die theoretischen Grundlagen für die Untersuchung von Stadt als Gefüge aus Praktiken und für das Vorgehen in dieser Arbeit (siehe Kapitel 2). Daran knüpfen meine methodologischen Überlegungen an und ich leite mein eigenes empirisches Vorgehen ab (siehe Kapitel 3), bevor die bereits angesprochenen empirischen Beispiele in den Kapiteln 5, 6 und 7 dargestellt und diskutiert werden. Die Arbeit schließt mit Rückblicken auf Literatur und Material und bietet einen Ausblick für den städtischen Umgang mit Klimawandel. Dabei wird der Frage nachgegangen, welche Klimawandelbelange in den drei Untersuchungsfeldern existent sind und wie Praktiken dort entstehen, bestehen und verschwinden. Anhand der empirischen Beispiele diskutiere ich, was sich daraus für den Umgang mit Klimawandel in (deutschen) Städten schlussfolgern lässt und wie Sozial- und Kulturwissenschaften sich in solche Entwicklungen einbringen können (siehe Kapitel 8).

1.3 Klima, Mensch, Natur und Umwelt fassen

In dieser Arbeit werden Mensch-Umwelt-Beziehungen als in Praktiken eingebettet gefasst: Es wäre denkbar, der Baum, dem ich gegenüberstehe, sei Natur. Ich sei Kultur. Als Kulturwesen hätte ich eine Technologie, die Schaukel, erfunden, für deren Nutzung mir die Natur diene. In dem Moment, in dem ich die Schaukel an einem Querast befestigte, mich auf sie setzte und mich vor und zurück be-

wegte, wären der Baum und ich nicht mehr getrennt. Wir wären Elemente der Praktik des Schaukelns, gemeinsam mit der Schaukel, der Schwerkraft, höchstwahrscheinlich dem Wetter (denn wer schaukelt schon bei Regen) und Konzepten wie Spaß und Erholung und vielleicht Schwindel. An diesem einfachen Beispiel wird deutlich, dass Mensch-Umwelt-Beziehungen situativ performiert werden und sich in Praktiken ausdrücken, ohne dass die beteiligten Elemente sich in der Praktik auflösen. In der situativ ausgeführten Praktik des Schaukelns setze ich mich mit dem Baum, der Schaukel, meiner verkörperten Schaukelkompetenz (nur wenn die Beine schaukeln, schaukelt auch die Schaukel) und dem Spaß in Beziehung. Wir existieren nun gemeinsam als Teil der Praktik des Schaukelns. Der Baum steht mir nicht mehr gegenüber, er verliert sich aber auch nicht in der Praktik, er fügt sich nur in sie ein. Dieser hier grob skizzierten Sichtweise folge ich in dieser Arbeit, insbesondere den Ausführungen von Elizabeth Shove und Kollegen, wie sie in Kapitel 2 dargelegt werden.

Welche Praktiken existieren in Bezug auf Klimawandel? Eine direkte Beziehung scheint zunächst schwer zu finden. Alltagspraktiken beziehen sich auf konkrete Bedeutungen, Materialitäten und Kompetenzen, die in einem dynamischen Verhältnis zueinander stehen (vgl. Shove, Pantzar und Watson 2012). Praxistheorien setzen sich damit auseinander, wie Praktiken zwischen Struktur und Individuum vermitteln, wie sie sich gegenseitig bedingen, weiterentwickeln oder vergehen. Praktiken können sich beispielsweise verändern, weil Infrastrukturen geschaffen werden, die sie unterstützen. Die Praktik des Radfahrens zur Arbeit ist zunächst eine Praktik einer Einzelperson mit ihrem Rad auf einer vielbefahrenen Straße. Wird das Radverkehrsnetz (z. B. aufgrund einer Verschiebung in der Bedeutung von Mobilitätsmustern hin zu einer stärkeren Betonung von Nachhaltigkeits- und Klimaschutzaspekten) ausgebaut und wird es damit vielen Menschen ermöglicht öfter mit dem Rad zur Arbeit zu fahren (Infrastruktur hier als Ermöglichung von Praktiken), dann ist die Praktik des Radfahrens auf einmal eine, die ein Netzwerk aus Radwegen und zahlreichen Radfahrenden umfasst. Die Praktik hat neue *practitioners* rekrutiert (vgl. Edwards 2006; Shove, Pantzar und Watson 2012). Wel-

che Belange dadurch berührt werden, wird in den drei empirischen Kapiteln ausgeführt. So lässt sich erkennen, dass im komplexen Konglomerat von Klimawandelbelangen Bedeutungen von nachhaltigen Alltags, die dafür notwendigen Materialitäten und das Wissen über Zusammenhänge differieren und deshalb einfache Lösungen für das verzwickte Problem Klimawandel nicht zu finden sind.²

Zur Erfassung von Klimawandelbelangen³ baut diese Arbeit auf dem Verständnis auf, dass sich lebensweltliche Phänomene zu Gefügen von heterogenen (also menschlichen und nicht-menschlichen) Elementen performativ verbinden und dass die integrative Betrachtung von Bedeutungen, Kompetenzen und Materialitäten als Elemente innerhalb von Praktiken aufschlussreich für den wissenschaftlichen ebenso wie für den alltagsweltlichen Umgang mit diesen Belangen ist. Während der Feldforschung wurde klar, dass Klimawandel vor Ort nicht zwingend direkt bearbeitet wird. Als ein Querschnittsthema berührt er mannigfaltige Zusammenhänge (nicht-)menschlichen Zusammenlebens in der Stadt und ist verflochten mit weiteren zentralen

2 Alford und Head diskutieren die Entwicklung der Ansätze zur Lösung von „wicked problems“, zu denen häufig auch Klimawandel gezählt wird, die aufgrund ihrer Komplexität als unlösbar angesehen werden (vgl. Lazarus 2009; Weingart, Engels und Pansegrau 2008). Die Autoren widersprechen dieser Sicht der Unlösbarkeit und postulieren, es ginge bei sehr komplexen Problemen gar nicht um deren Lösung, sondern darum einen befriedigenden Umgang und adäquate Umgangsformen mit ihnen zu finden (vgl. Alford und Head 2017).

3 In der Arbeit verwende ich in Anlehnung an Bruno Latours Konzept der *matters of concern*, übersetzt etwa „Dinge von Belang“, den Begriff „Klimawandelbelange“. Der Begriff soll darauf hinweisen, dass es sich zwar einerseits um einen physisch-realen Zusammenhang aber gleichzeitig nicht nur das handelt. Klimawandel ist deshalb von *Belang*, weil er die Welt in einen Diskussionszusammenhang bringt. Er ist kein Ding, sondern eine Versammlung verschiedenster Belange (vgl. Latour 2004). Klimawandel ist ein bestimmter Prozess und dessen weiterer Kontext zugleich (vgl. Latour 2008a, S. 39). Entsprechend gibt es zahlreiche, sehr unterschiedliche *Klimawandelbelange*, um die es in dieser Arbeit gehen wird. Deren vielfältige Prozesshaftigkeit bedeutet dann auch, dass sie nicht ontologisch greifbar sein müssen, sondern viel hilfreicher ihr singuläres, prozesshaftes Erscheinen im Interesse der Betrachtung von Praktiken ist (vgl. Geiselhart, Runkel, Schäfer u. a. 2021, S. 61).

Fragen des lokalen und globalen Zusammenlebens, insbesondere mit Biodiversitätsverlust.⁴

Als Grundlage für meine Ausführungen dienen mir hauptsächlich Ansätze und Studien aus der *anthropology of climate change* und aus der Beschäftigung mit Natur und Umwelt in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Im Folgenden werden nun daran angelehnt die nachstehenden Themen behandelt: Zunächst geht es darum, wie Klimawandel in den Sozial- und Kulturwissenschaften behandelt wird. Dazu gebe ich einen Überblick zu aktuellen Forschungen aus den sich überschneidenden Disziplinen Sozial- und Kulturanthropologie, Soziologie und Geographie, die nicht als disziplinäre Ausdifferenzierung, sondern als thematische Durchkreuzung und Verbindung durch das Querschnittsthema Klimawandel zu betrachten sind, das nach thematisch gebündelten, interdisziplinären Bearbeitungen verlangt. Daran ergeben sich auch Fragen der direkten In-Beziehung-Setzung von Menschen mit ihrer direkten Umwelt und Natur. Wie möchten Menschen in der Stadt zusammenleben und wie bringen sich Natur, Umwelt und Klimawandel in diese Vorstellungen ein?

Es werden dabei auch Belange des Anthropozäns berührt, einer Debatte, die quer zu traditionellen disziplinären Abgrenzungen eine breit

4 Klimawandel wirkt sich in inkrementellen Prozessen (wie lebensräumlichen, geographischen Veränderungen) ebenso aus wie in klimatischen Extremereignissen (eine Übersicht bietet der Sammelband „Biodiversität und Klimawandel“ zu den genauen, sehr vielfältigen ökologischen Zusammenhängen (vgl. Essl und Rabitsch 2013)). Beispielsweise ist für den europäischen Raum belegt, dass saisonale Verschiebungen durch Klimawandel Blüte- und Pollenzeiten beeinflussen und Auswirkungen auf Vermehrungszeiträume von Insekten haben; viele Pflanzen- und Tierarten verlagern ihre Lebensräume in weiter nördlich liegende Gebiete und ihre Migrationsbewegungen beeinflussen regionale Nahrungsnetzwerke; ebenso waren im Jahr 2012 etwa ein Fünftel der Lebensräume und 12 % der Tierarten in Europa vom Aussterben bedroht aufgrund von Klimawandel (EEA, European Environment Agency 2012, S. 125). Die komplexe Vernetztheit von Ökosystemen führt dazu, dass Klimawandel andere Stressoren innerhalb dieser Systeme verstärkt und daher Biodiversität beeinflusst (EEA, European Environment Agency 2017, S. 183). In Bezug auf urbane Lebensräume wird Biodiversität mit dem Thema Stadtnatur in Verbindung gebracht. Grundlegend ist hier ein Verständnis von Grün in der Stadt, welches durch die Bereitstellung von Lebensräumen eine Regulierungsleistung für die Biodiversität erbringt (vgl. Breuste 2019, S. 116), sodass Städte zu „regionalen Hotspots der Biodiversität“ werden können (vgl. ebd., S. 224).

aufgegriffene Veränderung im Nachdenken über Mensch-Umwelt-Beziehungen gebracht hat, die eben nicht mehr als die Lehre der Beziehung zwischen zwei Entitäten verstanden wird, sondern nach dem entscheidenden Einfluss menschlicher Aktivitäten innerhalb des globalen Ökosystems Erde fragt (vgl. Mathews 2020). Wenngleich die Debatte um das Anthropozän als Zeitalter des Menschen wichtige Diskussionen um Verantwortung und Einflussnahme in globalen, sozial-ökologischen Zusammenhängen hervorgebracht hat, wird der Begriff verschiedentlich kritisiert: er verschleierte die historisch eingebettete Verantwortung von Verursachergesellschaften rasant steigender Kohlenstoffemissionen und außerdem reproduziere er die Trennung von Natur und Kultur, die zur Lösung globaler Umweltprobleme überwunden werden müsse (vgl. ebd., S. 70). Hannah Knox (2020, S. 22) hebt hervor, dass es in einer Anthropologie des Anthropozäns bisher zu stark darauf herausliefe, dass ontologische Fragen mit der Beschreibung von Relationen bearbeitet werden. Dies verhindere die Bearbeitung von Fragen z. B. nach der Verantwortung für Klimawandel und deren politischen wie philosophischen Bedingungen. Gleichwohl wird von Anthropolog:innen argumentiert, so von Anna Tsing (2015) und Bruno Latour (2017), das Anthropozän stelle genau diese Trennung infrage. Latour plädiert mittels des Begriffs des Anthropozäns für eine politische Verantwortungsübernahme des Menschen, der seine Rolle in naturkulturellen Verflechtungen als Mitakteur wahrnehmen und ausgestalten soll, ohne außer Acht zu lassen, dass er genau das ist: *Mitakteur*. Es stellten sich dann andere Fragen des Miteinanders auf der Erde, nämlich weniger der Zukunftsgestaltung, sondern Fragen des symmetrischen Zusammenlebens von „Erdenbewohnern“ im Hier und Jetzt (vgl. Latour 2017, S. 72). Tsing erweitert den Anthropozän-Begriff, den sie gleichfalls als zu anthropozentrisch und modernistisch verstanden sieht. Vielmehr existierten ihrer Analyse nach neben den umweltzerstörerischen, kapitalistischen Lebensweisen gleichsam vorindustrielle Arten der Sicherung von Lebensgrundlagen fort, die menschliche, tierische und pflanzliche Praktiken umfassten (vgl. Tsing 2015, S. 22). Der Begriff des Anthropozäns ist so ambivalent, dass er für eine Rückbindung an globale Fragen zwar

taugt, für eine Untersuchung der Alltagsebene, wie sie in dieser Arbeit vorgenommen wird, aufgrund eines fehlenden Analysevokabulars dennoch hinderlich ist. An dieser Stelle ist hinzuzufügen, dass die Fragen nach dem Status von Klimawandel zwar mit Fragen des Anthropozäns Überschneidungen aufweisen, allerdings eher auf einer konzeptionellen Ebene. Wie Andrew Mathews in seinem kürzlich erschienenen Überblick zum Verhältnis von Anthropologie und Anthropozän schreibt: „It may be better to think of the Anthropocene [...] as a problem that is pulling anthropologists into new forms of noticing and analysis and into experiments and collaborations beyond anthropology“ (Mathews 2020, S. 77). Klimawandel und Anthropozän sind Beziehungsgefüge, in denen eine reine Akteur:innenanalyse genauso an ihre Grenzen stößt, wie eine komplette Auflösung der Grenzen zwischen menschlichen und nicht-menschliche Elementen. Eine Praktikenperspektive erscheint hingegen hilfreich für die Ergründung von klimawandelrelevanten Mensch-Umwelt-Beziehungen, weil sie eine relationale Betrachtungsweise ermöglicht, bei der die Elemente von Praktiken nicht *a priori* festgelegt sind, sondern in der Analyse erst zum Vorschein treten. So ist zunächst – ontologisch offen – herauszufinden, welche Teile von Gesellschaft von Belang sind für klimawandelbedingte Veränderungen von Alltags. Hierfür bietet die *anthropology of climate change* erste Anknüpfungspunkte.

1.3.1 Elemente der *anthropology of climate change*

Die Entwicklung der sozial- und kulturwissenschaftlichen Klimaforschung drückt sich entlang der Dimensionen Wissen, Bedeutungen und Materialität von Klimawandel aus. Anthropolog:innen, Geograph:innen, Soziolog:innen und andere Sozial- und Kulturwissenschaftler:innen begreifen Klimawandel unterschiedlich. Im Wesentlichen gibt es diejenigen, die Klimawandel als Wissensprozess begreifen und untersuchen, wie wissenschaftliches Wissen über Klima produziert wird (vgl. u. a. Edwards 2010; Gramelsberger und Feichter 2011); diejenigen, die auf die materiellen Verflechtungen zwischen Mensch und Natur im Klimawandel blicken (vgl. u. a. Crate und Nuttall 2009; Has-

trup 2014; Hulme 2017); und diejenigen, die die politische Verfasstheit von Klimawandel und seine Bedeutungsebenen untersuchen, also wie politische Prozesse aller Ebenen Bezug auf Klimawandel nehmen (vgl. u. a. Knox 2020; Latour 2017; zur narrativen Bedeutungsebene s. Krauß 2020). Susan Crate zieht bereits 2011 Bilanz und erkennt ein steigendes anthropologisches Interesse an Klimawandelthemen, das sich aus umweltanthropologischen Arbeiten entwickelte (vgl. Crate 2011, S. 177f.). Den Fokus anthropologischer Klimaforschung legt Crate zusätzlich auf die Bearbeitung von Skalierungsfragen, also lokalen Auswirkungen veränderter Klimata und deren Bedeutung für oder Wechselspiel mit globalen Klimaaushandlungen (vgl. ebd., S. 179–183; vgl. auch Krauß 2020). Solch multiple und mehrskalige Fragen könnten am besten von ebenso multiplen Akteur:innen beforscht werden, schlussfolgert Crate und ruft zu einer kollaborativen Herangehensweise von Klima-Ethnographien auf, die lokales Wissen als gleichwertig zu wissenschaftlichem Wissen betrachten (vgl. Crate 2011, S. 188; vgl. auch Crate 2019; de Wit und Haines 2021; Krauß 2015; Reyes-García, Fernández-Llamazares, García-del-Amo u. a. 2020; Stott und Huq 2014; Whittington 2016). In der Ethnographie sieht Crate (2011, S. 177) einen vielversprechenden Ansatz:

„Why specifically ethnography? Because it is a comprehensive method that capitalizes on anthropologists’ skills in ‚being there‘ [...] [that] has the methodological power to bridge local understandings beyond the local to the multitude of stakeholders and on a multitude of scales.“

Mit der von Crate angesprochenen Vielzahl an Akteur:innen und Größenordnungen werden ethnographische Projekte notwendigerweise stärker inter- und transdisziplinär ausgerichtet (vgl. Crate 2011; Hastrup 2017). Erkennbar ist auch eine Annäherung zwischen natur-, sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen über geteilte Begriffe und Konzepte; eine Entwicklung, die wenig verwundert, sind doch bereits in anderen Schnittstellenbereichen, wie beispielsweise der Resilienzforschung (vgl. Adger 2000) oder der humanökologischen Stadtforschung (vgl. McKenzie 1984), Wort- und Denkschatzüberschneidungen bekannt.

Anthropologische Forschung zu Klimawandel begann damit, soziale Gruppen in bereits spürbar betroffenen Gegenden zu untersuchen und zu beschreiben, wie sie mit einem sich ändernden Lebensumfeld umgehen, welches bestimmte Praktiken des Lebens(erhaltes) zunehmend verunmöglicht. In deutschen Städten kann hingegen bislang sehr wenig vom Klimawandel direkt bemerkt werden. Die zunehmenden Extremwetterlagen werden erst allmählich als Anhaltspunkte für Klimaveränderungen gesehen. Gabriele Gramelsberger beschreibt das als Herausforderung, von abstrakten mathematisch-klimawissenschaftlichen Beschreibungen „zu konkreten Empfehlungen und Handlungen zu gelangen“ (Gramelsberger 2013, S. 285). In meinem Forschungsfeld fand ich dafür mehrere Beispiele: In Kassel ist die Vermittlung zwischen abstrakt wirkenden Biodiversitätsschutzrichtlinien und Freizeitpraktiken ebenso schwer wie die Anerkennung, dass Klimawandel sich längst aus seiner abstrakten mathematischen, globalen Verfasstheit gelöst hat und auch lokal konkreten, auf Materialitätsebene spürbaren Einfluss auf Alltage und städtische Gestaltungsfragen nimmt.

In der Anthropologie liegt der Fokus inzwischen nicht mehr nur auf lokalen Auswirkungen von globalen Umweltphänomenen wie dem Klimawandel, er hat sich verschoben hin zu einer Analyse global angeordneter (Wissens-)Kulturen. Sie wendet sich nach einem „ontological turn“, der durch die Überwindung von Natur-Kultur-Dichotomien die Beschäftigung mit Wissenspraktiken ermöglicht hat, hin zu einem „epistemological turn“ (O’Reilly, Isenhour, McElwee u. a. 2020, S. 15; vgl. auch Knox 2020). Ziel der *anthropology of climate change* ist, neue Wege aufzuzeigen wie umzugehen ist mit Klimawandel – jenseits von technokratischen und anthropozentrierten Maßnahmen eines Ökomodernismus, die bisher Klimaschutz- und Klimaanpassungsmaßnahmen in Deutschland dominiert haben (O’Reilly, Isenhour, McElwee u. a. 2020, S. 15).

Wichtig erscheint daher die Frage der Situiertheit. Die Herausforderung besteht darin, dass eine *anthropology of climate change* sich vor allem in klassischen ethnologischen Feldern bewegt und Studien über Zusammenhänge von Gruppen, die als naturnah lebend dargestellt werden, produziert. Wenn Susan Crate davon schreibt, *anthro-*

poloogy of climate change solle sich einbringen und kollaborativ vorgehen, dann schreibt sie aus einer anglo-amerikanischen Perspektive und bezieht sich auf zahlreiche Fallstudien, in denen *indigenous people* im Fokus stehen (vgl. Crate und Nuttall 2009, 2016). Diese fordern schon länger Forschungspartner:innenschaften und kollaborative Settings ein und finden in Anthropolog:innen Unterstützer:innen für ihre Anliegen (vgl. z. B. Hill, Adem, Alangui u. a. 2020). Für die kulturwissenschaftliche Klimaforschung in Deutschland sind die Prämissen andere. Hier sind Anthropolog:innen nicht die ersten, die sich für eine Beachtung und Einbindung der lokalen Bevölkerung aussprechen. Bürger:innenbeteiligung in Städten ist seit Langem im Baugesetzbuch (§ 3 BauGB) festgeschrieben und Umweltverbände haben sich ihre Einflussnahme bereits erkämpft.⁵

Wie wird Klimawandel darüber hinaus im Alltag relevant? Basierend auf ihrer ethnographischen Arbeit schreibt Linda Connor zur Alltäglichkeit des Klimawandels, er werde im Alltag von Menschen unter Umständen ausgeklammert, weil er zu einem wissenschaftlichen, globalen Diskurs gehöre, der nicht aufgreift, wie sie selbst sich mit ihrer Umwelt in Beziehung setzen; Klimawandel werde erst von Klima-Anthropolog:innen ins Feld eingebracht und müsse deshalb indirekt angegangen werden, um die Feldpartner:innen nicht zu verprellen (vgl. Connor 2016, S. 90). Gleichzeitig sind Wetter und Klima gewichtige Teile menschlichen Seins und Umweltverständnisses (vgl. ebd., S. 67; vgl. auch Hulme 2017; Ingold 2007, 2010). Das Bewusstsein über globale Erwärmung ordnet die im Alltag spürbaren

5 In Kassel stellte sich dieser Zusammenhang darüber hinaus als Forderung der Stadtgesellschaft und zivilgesellschaftlicher Gruppierungen an die Stadtregierung und -verwaltung dar. Die Initiator:innen des Kasseler Radentscheids, Fridays for Future oder der neu formierten Initiative „Klimagerechtigkeit Kassel“ fordern dabei die Umsetzung von Forderungen durch die Stadtpolitik. Sie wollen nicht mitregieren, sie wollen aber anders regiert werden. Anders verhält es sich bei der Essbaren Stadt Kassel, mit denen ich in der Klimaküche geforscht habe. Die Essbare Stadt beteiligt sich an öffentlichen Entscheidungsprozessen, um ihre Vorstellung eines guten Lebens für alle einbringen zu können. Ihnen geht es dabei um die Verbreitung eines spezifischen Lebensstils in und um Kassel, von dem sie sich versprechen, dass er lokale wie globale Probleme löst, insbesondere in Bezug auf Ernährungssysteme.

Änderungen von Klimamustern, also Verschiebungen im regelmäßigen Auftreten von Wetterphänomenen und Vegetationszyklen, in das Umweltverständnis von Personen ein (vgl. Connor 2016, S. 98). Klima ist dabei keinesfalls als determinierend für kulturelle Ausprägungen zu verstehen, kann aber als *eine* wichtige Basis von Gesellschaft angesehen werden (vgl. Peterson und Broad 2009, S. 70). Mit diesem Grundsatz der Mensch-Umwelt-Verflechtungen als Basis von Gesellschaften orientiere ich mich an anderen klimaethnographischen Arbeiten. In der Empirischen Kulturwissenschaft fehlen entsprechende Studien. Diese Lücke soll diese Arbeit schließen und knüpft an klimaethnographische Arbeiten an, die sich aus der Umweltanthropologie bzw. -ethnologie entwickelten und vorrangig an außereuropäischen Orten forschen. Studien, die sich mit Klimawandel in Deutschland beschäftigen, sind bisher häufig in der Soziologie zu verorten (vgl. u. a. Heimann 2017; Süßbauer 2016; Weber 2008). Dort, wo empirische Untersuchungen stattfinden, stehen bisher Küsten und ihre Veränderungen im Klimawandel im Vordergrund (vgl. Christmann, Balgar und Mahlkow 2014; Christmann, Heimann, Mahlkow u. a. 2012; Heimann 2017; Krauß 2015; Ochs 2017) oder die mathematisch-technische Modellierung von Klimadaten zur Veranschaulichung von Klimawandel (vgl. u. a. Edwards 2010; Gabrys 2016). Untersuchungen zu Klimaanpassung in Städten werden vor allem in Geographie, Politik- und Planungswissenschaften vorangetrieben (vgl. u. a. Roßnagel 2013; Sturm 2019). Klimaethnographien wurden in der deutschsprachigen Sozial- und Kulturwissenschaft bisher von Elisabeth Worliczek (2010; Forschungskontext: frankophone südpazifische Inseln), Lea Schmitt (2015; Forschungskontext: niederländisches Wattenmeer), Franziska L. Ochs (2017; Forschungskontext: Happisburgh, Großbritannien), Thomas Friedrich (2017; Forschungskontext: Palawan, Philippinische Inseln) und Jelena Adeli (2017; Forschungskontext: Kap Verde) vorgelegt. An anthropologischer Forschung mit europäisch-ethnologischer Perspektive sind bisher lediglich Hannah Knox' Studie in Manchester (vgl. Knox 2020), Franziska Ochs' Forschung in Happisburgh an der britischen Küste (vgl. Ochs 2017) und Lea Schmitts Beschäftigung mit Klimawandel im niederländischen Wattenmeer (vgl. Schmitt 2015)

bekannt. Worliczek und Ochs beschreiben Zusammenhänge zwischen Umweltveränderungen und Migrationsbewegungen. Friedrich kommt zu dem Schluss, dass für effektive Klimawandelkommunikation kulturelle Kontexte beachtet und an lokale Umweltdiskurse angeknüpft werden könnte (vgl. Friedrich 2017, S. 449). Schmitt beschreibt Anpassungen an Klimawandelauswirkungen als Übergang vom Versuch das Wasser (der Nordsee) zu kontrollieren, das die Inseln mit verheerenden Überschwemmungen bedroht, hin zu einer Zusammenarbeit mit dem Wasser. Adeli stellt in Aussicht, „Naturschutz als Projekt globaler Fürsorge“ zu betrachten, um Mensch-Umwelt-Beziehungen trans-lokal neu zu fassen (vgl. Adeli 2017, S. 227ff.). Diese Arbeiten konnten zeigen, inwiefern lokale Praktiken und Diskurse sich mit größer-skaligen Fragen verbinden. Sie plausibilisieren, dass für den Umgang mit Klimawandel integrative Perspektiven von politischen wie zivilgesellschaftlichen Akteur:innen notwendig sind. Meine Arbeit wird am Beispiel Kassels aufzeigen, wo die Entwicklung solch integrativer Perspektiven aktuell steht.⁶

Aus der anthropologischen Literatur zu Klimawandel lassen sich drei Kernelemente herauslesen: Zum Einen wird deutlich, dass Wissen über klimatische Bedingungen aber auch über politischen Umgang mit diesem Wissen sowie Fragen des Zusammenspiels diverser Wissensarten (wissenschaftliches vs. Alltagswissen; Erkenntnisse über globale *und* lokale Auswirkungen u. a.) eine wichtige Rolle spielen. Zum anderen ist die Erforschung der materiellen Zusammenhänge, die durch Klimawandel verändert werden, ein zentrales Interesse von Klimawandelstudien. Und drittens richtet sich das Augenmerk auf vermittelnde Bedeutungen, die soziomaterielle Ebenen miteinander verknüpfen; etwa die Bedeutung von CO₂ als klimaschädlich oder die Bedeutung von Fürsorge für die Natur als Möglichkeit Klimawandel abzumildern. Im Folgenden werden diese drei Dimensionen genauer herausgearbeitet.

6 *Aktuell* meint in diesem Fall speziell in den Jahren 2018 und 2019, in denen die Datenerhebung stattfand.

Wissen

Das Feld wissensfokussierter anthropologischer Studien bewegt sich im internationalen Rahmen einer *anthropology of climate change* zwischen den Polen wissenschaftlichen Wissens und traditionellem ökologischen Wissen (*traditional ecological knowledge*) bzw. indigenem Wissen (*indigenous knowledge*) oder lokalem Wissen (*local knowledge*).⁷

„Klimawissen“ ist im Einklang mit aktueller Wissensforschung als praktisch-performativ und nicht als kognitiv zu verstehen (siehe Kapitel 2.2). Entsprechend gewinnt das integrative Verständnis heterogener Wissens- und Seinsformen und ihre Implikationen für die lokale wie globale Behandlung von Klimawandelbelangen an Gewicht (vgl. de Wit, Pascht und Haug 2020, S. 12; Crate 2019). Sara de Wit und Kolleg:innen (2020) sehen Klimawandel in diesem Zusammenhang als Übersetzungsproblem, dessen Verschränkung von materiellen Manifestationen und epistemischen Praktiken in ihrem jeweiligen Interpretationsrahmen kontextualisiert werden können – und zwar durch die analytische Verschneidung von Beobachtung (*observation*) und Wahrnehmung (*reception*) (vgl. de Wit, Pascht und Haug 2020, S. 11). In dieser Unterscheidung sehen de Wit und Kolleg:innen direkte Beobachtung als eine Grundlage für „Klimawissen“, ebenso wie performative Prozesse und Praktiken, die „Klimawissen“ ins Leben rufen und verändern (vgl. ebd., S. 8). Ähnlich sieht Hannah Knox

7 Die drei Bezeichnungen *traditional ecological knowledge*, *indigenous knowledge* und *local knowledge* sind als sich weitgehend überschneidend anzusehen, sie verweisen auf lokal-kulturell eingebettete Wissensformen. *Traditional ecological knowledge* bezieht sich allerdings als einziger Begriff dezidiert auf Mensch-Umwelt-Beziehungen (vgl. u. a. Gómez-Baggethun, Corbera und Reyes-García 2013). Sowohl *local knowledge* als auch *indigenous knowledge* werden seltener für Untersuchungen von Mensch-Umwelt-Beziehungen verwendet (vgl. u. a. Nugroho, Carden und Antlov 2018). Im Vergleich zu wissenschaftlich gewonnenem Wissen unterscheiden sich lokale Wissensansätze durch die Eingebundenheit des Wissens in die direkten Lebenswelten bzw. Umwelten der Wissenden. Ihr Zugang zu Phänomenen wird daher häufig als weniger abstrakt als das von Wissenschaftler:innen angesehen, sodass sich beide ergänzen können (vgl. u. a. Gagnon und Berteaux 2009). Insbesondere Arbeiten zu *indigenous knowledge* betonen die Dynamik und Vielfalt unterschiedlicher Wissensformen und weisen auf die Komplementarität von *local knowledge*, *traditional ecological knowledge* und/oder *indigenous knowledge* zu wissenschaftlich gewonnenem Wissen hin (vgl. u. a. Drolet 2021).

Klimawandel „not as nature or culture but, [...], as a pattern that is produced out of interaction among sign producing entities“ (Knox 2020, S. 23). Diese Entitäten können bei Knox alle Repräsentationsformen mit und jenseits des Menschlichen annehmen.⁸

Für die angemessene Bearbeitung von „Klimawissen“ ist es notwendig, die Vielfalt an Wissensformen und -perspektiven anzuerkennen. Sie müssen miteinander in Beziehung gesetzt werden, ohne dass es darum ginge, *eine* vorherrschend gültige Wissensform zu finden. Vor zwei Jahren fasst Anita Engels in einem editorial commentary die Frage der Relevanz von Wissen für die Bearbeitung von Klimawandelproblemen so zusammen (vgl. Engels 2019): Indem sie einen Überblick der aktuellen Erkenntnisse zu Faktoren gibt, die der Verbreitung von „Klimawissen“ in der Breite von Gesellschaften entgegenstehen (in ihrer Lesart Religiosität und alternative lokale Wissensformen), kommt die Soziologin zu dem Schluss, dass Klimaforschung nicht eine Vereinheitlichung von Perspektiven unter dem Schirm der Wissenschaft anstreben sollte, sondern in Anerkennung der Pluralität von Gesellschaften vielmehr die Notwendigkeit bestünde „[to look] at combinations of knowledge-power-identity and [situate] knowledge in an unavoidably multipolar, multiplex and multidimensional society that is constantly evolving“ (ebd., S. 3). Die Vorbedingungen für ein solches Unterfangen sind vielfach gelegt.

Sozialkonstruktivistische Arbeiten haben gezeigt, wie Menschen einerseits aufbauend auf ihrem Vorwissen sich alltäglich Sinnwelten erschließen (vgl. Berger und Luckmann 1991) und diese Sinnwelten

8 Dieser Ansatz ist vor allem verbreitet in Wissenschaftsströmungen, die auf eine relationale Verbindung von Phänomenen schauen. Nicht nur der Ansatz der Akteur-Netzwerk-Theorie kritisiert die Trennung zwischen Geist und Körper, Natur und Kultur (vgl. u. a. Callon 1986; Latour 2008b), sozialanthropologische Studien zur Verflechtung von Mensch und Umwelt zeigen eindrücklich, dass eine solche Trennung empirisch nicht haltbar ist (vgl. u. a. Descola 2013; Ingold 2000). Die Überwindung dieser Dichotomie, die sich bis heute deutlich in der Unterteilung zwischen Natur- und Geistes-/Kultur-/Sozialwissenschaften niederschlägt, führt konsequenterweise zu einer lauter werdenden Forderung, Fragen interdisziplinär zu verhandeln und dazu experimentelle Formen der wissenschaftlichen und außer-wissenschaftlichen Zusammenarbeit zu finden (vgl. auch Bogusz 2018).

in translokale Rituale, Wertesysteme und Wissensordnungen eingebunden sind. Heimann weist dazu auf die Wissensbasiertheit und Kontingenz von Klimawandel hin. Mit seiner Konzeptualisierung von „Klimakulturen“, die er als „relationale Anordnungen von Akteuren, die über sozial geteilte Wissenskonstruktionen verfügen“ versteht (vgl. Heimann 2017, S. 56), macht er darauf aufmerksam, dass es regional unterschiedlich zu spezifischen Problemkonstruktionen bezüglich des Klimawandels kommen kann. Ebenso zeigt die Studie von Schmitt auf der Insel Ameland, wie lokale Widerstände gegenüber Anpassungsmaßnahmen entstehen, weil es sich um „normative räumliche und zeitliche Anordnungsentscheidungen“ handelt (vgl. Schmitt 2015, S. 301), die als Neuverhandlung von Deutungshoheiten zwischen polylokalen und polytemporalen Wahrnehmungen von Klimawandel gefasst werden können (vgl. ebd., S. 301f.). Kultureller Wandel ließe sich laut Schmitt nachvollziehen, indem aufgezeigt wird, welche interaktiven, gruppenspezifischen, sozialräumlichen Wirklichkeitsbezüge durch Resilienz- und Adaptationsbestrebungen gegenüber Klimawandel in den Hintergrund gedrängt werden (vgl. ebd., S. 301f.). Klimawandel müsse dahingehend lokal rückgebunden werden.

Die starke Betonung der Wissensdimension und ihrer Konstruktivität weist bereits darauf hin, wie kontingent die lokale Rückbindung des globalen Phänomens Klimawandel stattfindet. Gleichzeitig ist aus der Wissensanthropologie bekannt, dass die kulturelle Prägung von Wissen nicht allein durch ihre Konstruktion verstanden werden kann, sondern vor allem durch ihre Einbettung und Zuschreibungen von Validität (vgl. Barth 2002) und Glaubwürdigkeit (vgl. Douglas 1969). Und wissensanthropologische Arbeiten zeigen, wie diese sowohl kognitiv als auch körperlich vermittelt sind (vgl. Barth 2002; Boyer 2005; Cohen 2010; Crick 1982). Die auf Wissen fokussierte, sozialkonstruktivistische Perspektive Heimanns (und auch Schmitts (2015) ebenso wie die oben dargestellte wissensanthropologische Herangehensweise von Knox (2020)) sieht Klimawandel entsprechend auch als empirisch-materielles, bedeutungsgeladenes Phänomen, dessen Faktizität über eine epistemologische Dimension hinausgeht.

Bedeutungen

Für Mike Hulme ist Klimawandel „untrennbar mit Bedeutungen verwoben“ (vgl. Hulme 2014, S. 330). Wissenschaftliche Erkenntnisse werden lokal unterschiedlich interpretiert und genutzt. Durch diese Vielzahl an Interpretationen werden Praktiken verschiedentlich geprägt und sind daher in einem Wechselspiel zwischen lokalen und globalen Bedeutungen zu interpretieren. Wir könnten Klimawandel nicht verstehen, indem wir auf die physikalischen Bedingungen von Klima blickten, denn Klimawandel sei nicht durch die bereinigte Trennung, die die Naturwissenschaften vollzogen haben (vgl. auch Latour 2008b) verständlich; er sei auch nicht durch eine Abspaltung von kulturellen und persönlichen Vorstellungen zu erfassen, sondern er bringe Reflexionsmomente über unser globales Zusammenleben hervor (vgl. Hulme 2014, S. 331). Hulme sieht Klima als Idee an, die Menschen als kultureller Rahmen für ihre alltäglichen Wettererfahrungen dient und insoweit ließe sich eine Parallele ziehen zwischen den Wortpaaren „Landschaft – Natur“ und „Klima – Wetter“ (vgl. Hulme 2017). Landschaft und Klima sind dabei wahrnehmungsleitende, kulturelle Bedeutungsebenen der physischen Manifestationen Natur und Wetter. Hulme setzt also einen Kulturbegriff voraus, der von einer symbolisch-repräsentativen In-Beziehung-Setzung von Menschen und Umwelten ausgeht.

Hilary Geoghegan und Kolleg:innen sehen hingegen drei Modi von Zusammenhängen zwischen Kultur und Klima (im Folgenden vgl. Geoghegan, Arnall und Feola 2019, S. 2ff.). Kultur habe im Zusammenspiel mit Klima gleichzeitig die Rolle einer Verursacherin von Klimawandel, die Rolle eines Opfers von Klimawandel und die Rolle eines Anpassungsinstruments. Erstens seien kapitalistische, konsumorientierte Lebensweisen Auslöser und Treiber von Klimawandel; zweitens stünden an mehreren Orten der Welt Gesellschaften und Kulturen vor der Existenzbedrohung aufgrund von Klimawandel; und drittens wirkten kulturelle Sinnwelten beschleunigend oder hemmend auf Anpassungsmaßnahmen (vgl. auch Schmitt 2015). Daraus leiten sie drei Arten im Klimawandel zu leben ab: „knowing“, „being“ and „doing“ (Geoghegan, Arnall und Feola 2019, S. 2ff.). Darunter fassen die Autor:innen gleichwohl wissenschaftliche wie indigene Wissensformen

und deren Erweiterung durch experimentelle, verbindende Wissensformate (z. B. Ausstellungen). Dazu kommen emotionale und verkörperte Sinngestaltungen und Alltagspraktiken, in denen multiple Daseinsformen verhandelt werden. Und schließlich der Einfluss von Aneignungen oder Abwehrmustern gegenüber alternativen Formen sozial-ökologischen Zusammenlebens und klimarelevanten Maßnahmen.

Franziska Ochs hat diesen Einfluss in der britischen Küstenort Hap-pisburgh untersucht (Ochs 2017). Sie zeigt auf, wie sich die diskursive Dimension von Klimawandel mit Alltagspraktiken verbindet und so lokal sinnhaft vermittelt wird. Mit Rückbezug auf Stefan Beck (2001) versteht Ochs zeitgenössische Alltagspraktiken dabei als verwissenschaftlicht (und damit nicht als abgetrennt von wissenschaftlicher Erkenntnis) und mit Arjun Appadurai (1990) als global verknüpft. Sie argumentiert, der globale Klimawandeldiskurs werde Teil lokaler Alltagsrealitäten, weil Menschen bestimmte Alltagserfahrungen und -beobachtungen mit Klimawandel in Verbindung bringen (vgl. ebd., S. 28) und ihm Bedeutungen innerhalb ihres alltäglichen Lebens zuschreiben. Ochs untersucht dies anhand von Praktiken und Narrativen und arbeitet heraus, wie lokale Umweltphänomene eine Neukontextualisierung erhalten – also eine Bedeutungsverschiebung –, wenn sie mit dem Klimawandeldiskurs zusammentreffen (vgl. ebd., S. 27). Küstenerosion erhält so eine erweiterte Bedeutung und wird vom Umwelt- zum Klimawandelphänomen. Indem sie unter anderem auf Praktiken blickt, sensibilisiert Ochs ihre Untersuchung für die aktive Gestaltung des globalen Klimawandeldiskurses durch die Menschen an ihrem Untersuchungsort (vgl. ebd., S. 28), denn diese nutzen globale Diskursstrukturen, um lokale Veränderungen nach ihren Vorstellungen durchzusetzen. Die strategische Nutzung der Bewohner:innen einer verstärkten Aufmerksamkeit von Politik und Medien auf ihre lokalen Belange durch die Einspeisung lokaler Praktiken in öffentliche Diskurse beschreibt Ochs als „Bumerangbewegung“ (vgl. ebd., S. 209f., 239). Bedeutungsverschiebungen stehen aber immer im Wechselspiel mit lokalen Materialitäten, in Ochs' Fall mit wegbrechenden Küstenabschnitten.

Materialitäten

Zusätzlich zu Bedeutungen und Wissen sind auch Materialitäten in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Klimaforschung zu berücksichtigen. Dies veranlasst Hannah Knox zu ihrer methodologischen Forderung einer integrativ vorgehenden Ethnographie (2020, S. 28):

„to take ethnography beyond established norms of reflexivity that still rest on a form of cultural relativism that privileges a focus on narrative, norms and beliefs. For what we learn from those who are attempting to find modes of living and acting appropriate to living in a changing climate is a need to see human sociality as something that emerges with, and is shaped by, natural processes, technical devices, and material objects.“

Knox meint, es ginge bei einer *anthropology of climate change* nicht nur darum, lokale Gruppen und deren wissensbasiertes oder bedeutungsgeladenes Verhältnis zu einer sich ändernden Umwelt zu untersuchen, sondern parallel dazu darum, die in Materialitäten begründeten, lokalen sozialen Praktiken in die globalen Ideen-Geflechte einzubetten, die den Klimawandel laut ihrer Definition als Denkform ausmachen. Dazu schlägt sie vor, *proxy objects* in den Mittelpunkt der Analyse zu stellen (vgl. Knox 2020, S. 28), um anthropologische Reflexivität, die bislang auf Narrative, Normen und Glaubensvorstellungen basiert, zu erweitern. Anthropolog:innen sollten ihrer Forderung nach aktiver auf Materialitäten schauen, mit denen ihre Forschungspartner:innen umgehen (in Bezug auf Klimawandel), und experimentelle, kollaborative Forschungsformate wählen, um materielle Verflechtungen zu erforschen.

Der zentrale Begriff, auf den Knox sich bezieht, *proxy* – zu Deutsch „Stellvertreter:in“ – bezeichnet in den physikalischen Klimawissenschaften einen Platzhalter für ein Phänomen. So ist eine Bodenprobe ein *proxy* für eine Bodenstruktur. Ein *proxy* ist keine detailgetreue Abbildung eines materiellen Zustands zu einem bestimmten Zeitpunkt, sondern es erlaubt Rückschlüsse auf bestimmte Vorgänge. Diese sind niemals vollständig, wenngleich ihre Aussagekraft dadurch steigt, dass sie nicht allein für sich stehen, sondern sich in einen Kontext, einen

raumzeitlichen Zusammenhang einordnen lassen. *Proxy* drückt die Grundannahme aus, Klimawandel sei weder für Wissenschaftler:innen direkt beobachtbar noch unmittelbar wahrnehmbar für alle anderen. Das liege an der Unwiederholbarkeit des Klimawandels, die die Materialisierung von chemischen und biochemischen Prozessen für einen Abgleich zwischen kurzfristigem und langfristigem Wandel unerlässlich machen (Diemberger, Hastrup, Schaffer u. a. 2012, S. 239ff.). Um über Klimawandel zu sprechen, brauche es diese *proxys*, die ihn in seiner fluiden, raumzeitlichen Ausdehnung kondensieren und greifbarer machen (vgl. Dietzsch 2017, S. 32).

Sowohl Hannah Knox (2020) als auch Ina Dietzsch (2017) konzeptualisieren den Begriff *proxy* als Forschungsgegenstand auch für kulturwissenschaftliche Klimaforschung. Dietzsch entwickelt den Begriff aus einem Überblick der kulturwissenschaftlichen Analyse des Umgangs mit Wetter und Klima und schlägt vor, „die Phänomene quer zu einer Kluft zwischen Abstraktion und Erfahrung zu lesen“ (ebd., S. 28), also danach zu schauen, wie sie alltäglich erfahrungsgebunden über Medien, Narrative und Wissenskulturen vermittelt werden, um die Einbettungen des Abstrakten aufzuspüren und daraus wissenschaftlich abgesicherte Geschichten zu liefern (ebd., S. 31). Sie führt *proxy* als Teil eines begrifflichen Instrumentariums der sozial- und kulturalanthropologischen Forschung im Kontext von Klimawandel an. *Proxys* haben dabei auch eine dezidiert materielle Dimension. Als *proxys* gelten sowohl „Eisbohrkerne, Fossilien, Baumringe, Pollen, Korallen und Sedimente“ (ebd., S. 31) als auch historische Dokumente und archäologische Daten (vgl. Appelt, Grønnow und Hastrup 2018). Darüber hinaus werden Gruppen, die bereits von Klimaänderungen stark betroffen sind, als *proxys* und Augenzeug:innen für die tatsächliche Existenz von Klimawandel und dessen Auswirkungen herangezogen (Diemberger, Hastrup, Schaffer u. a. 2012, S. 232). Dietzsch betont zudem, die Beweglichkeit von *proxys* erlaube, „die räumlich und zeitlich entfernten Materialitäten, Vorgänge, Praxen [...] mithilfe solcher Stellvertreter in eine aktuelle Situation [zu holen], fassbar [zu machen] und neu [zu] verarbeite[n]“ (Dietzsch 2017, S. 32). Was *proxys* ausmacht, ist ihre Multidimensionalität, mittels der sie vielfältige Anknüpfungspunkte für einen multidimensionalen

Blick auf Klimawandel erlauben. Knox meint daher, „thinking like a climate“ sei unerlässlich, um im Klimawandel zu leben. Das ermöglichen *proxys*, die in Kapitel 7 in der Gestalt von lebhaften Stadtbäumen eine Rolle spielen werden.

Die Anthropologie hat damit einen Weg eingeschlagen, der in der praktischen Klimawandelanpassung und beim Klimaschutz in Deutschland noch nicht gegangen wird. Zwar gibt es auch in der Stadtplanung und Stadtplanungswissenschaft Versuche, eine integrative Perspektive zu wählen, doch bisher bleibt Stadtentwicklung dominiert von baurechtlichen Vorgaben. Materialitäten bleiben in dieser Sicht ein Gegenüber des Sozialen. Indessen bietet ein Verständnis des Materiellen als Teil des Sozialen weitreichendere Möglichkeiten Zusammenhänge sichtbar zu machen. Die Stärken einer *anthropology of climate change* liegen nun eben darin, multiple Formen von kulturellen Deutungen und materiellen, lokalen und globalen Verknüpfungen zusammenzubringen und dabei Fachgrenzen zu überschreiten (vgl. Johnson 2016, S. 66; vgl. auch Eriksen 2021, S. 4). Die für diese Arbeit gewählte relationale Perspektive integriert die drei bis hierhin vorgestellten Elemente Wissen, Bedeutungen und Materialitäten mithilfe der philosophisch-kulturwissenschaftlichen Konzepte von Naturbildern, Affordanzen und lebhafter Materie, die im Folgenden vorgestellt werden.

1.3.2 Relationen zwischen Wissen, Bedeutungen und Materialität in Bezug auf „Natur“ und „Umwelt“

Klimawandel leitet sich aus oben angeführten Studien als ein alltägliches Phänomen ab, dessen zentrale Elemente Wissen, Bedeutungen und Materialitäten sind. Während meiner Forschung zu Klimawandelbelangen in Kassel spielten Grün und Natur eine wichtige Rolle, sowohl in ihrer ideellen als auch in ihrer materiellen Form. Viele Alltagspraktiken, sei es in Bezug auf Arbeit, Erholung, Mobilität, Ernährung usw., sind bezogen auf Natur und unter der Ägide des Klimawandels wird mehr und mehr deutlich, dass diese Beziehung nicht zufällig ist, sondern konstitutiv. Bedeutungen spielen eine Rol-

le, doch nicht die einzige. Auch Materialität als physische Entität und Wissen sowie Kompetenzen sind wichtige Elemente der später zu beschreibenden Praktiken. So werden dynamische Wechselwirkungen zwischen Materialitäten, Wissen und der daraus resultierende, bedeutungsgeladene Umgang mit ihnen in einem Dreiklang gefasst, den Shove und Kollegen (2012) in ihrem Konzept von sozialen Praktiken vereinen (siehe Kapitel 2). Zudem wird in sozial- und kulturwissenschaftlicher Klimaforschung zunehmend von einem relationalen, nicht-dichotomisierenden Mensch-Umwelt- bzw. Natur-Kultur-Verständnis ausgegangen. Aus dem Überblick über die *anthropology of climate change* wurde bereits deutlich, dass naturbezogene Praktiken eine Relevanz für Klimawandelbelange haben, weil sie in ihrer Alltäglichkeit menschliches Zusammenleben einbetten. In diesem Kapitel fasse ich die Beschäftigung der empirischen Kulturwissenschaften mit „Natur“ und „Umwelt“ zusammen, um diesem Umstand gerecht zu werden und für die spätere empirische Diskussion aufzubereiten. Der Ansatz der Naturbilder geht aus einer Beschäftigung mit Natur als Gegenüber des Menschen hervor, findet sich aber auch zunehmend in relationalen Überlegungen ein. Die Theorie der Affordanzen sieht Wissen und Bedeutungen als ineinanderfließend und versteht Umweltwahrnehmung als Form des In-der-Welt-Seins. In den Planungswissenschaften hingegen – und das zeigt sich auch in meinem empirischen Material – ist der Gedanke der Multifunktionalität so verlockend im Angesicht der multiplen Anforderungen an Planung, dass er eine dominante Kraft entwickelt. Mit der Theorie über Lebhaftigkeit von Materie steht ein Ausgangspunkt, um diesen Fokus auf Multifunktionalität zu hinterfragen, zur Verfügung.

Naturbilder

In den empirischen Kulturwissenschaften werden insbesondere die Bedeutungen von Natur immer wieder auch als „Naturbilder“ bezeichnet (vgl. Gebhard 2016; Schriewer 2015). Natur ist in dieser Sichtweise eine Art „realer und fantasiertes ‚Resonanzraum‘ [...], in dem und angesichts dessen Sinnkonstitutionierungsprozesse möglich werden können“ (Gebhard 2016, S. 174). Anhand der Betrachtung der

vom Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, nukleare Sicherheit und Verbraucherschutz (BMUV)⁹ zweijährig durchgeführten Studie Naturbewusstsein entwickelt Ulrich Gebhard folgende Ansicht: Die Spannung zwischen subjektiv empfundener Naturverbundenheit des Großteils der Befragten und der objektivierten geringen Beachtung von Bedürfnissen der Natur in gesellschaftlichen wie politischen Prozessen entstehe aus einem Missverhältnis zwischen objektivierten Naturbildern (wie aussterbenden Arten auf roten Listen oder der Stabilität von Ökosystemen) und der affektiven körperlichen Sinnbeziehung von direkter Naturerfahrung (vgl. Gebhard 2016, S. 185). Er plädiert dafür, dieses Missverhältnis als produktiven Reflexionsmoment im Umgang mit bedeutungsvollen Auseinandersetzungen mit Natur zu berücksichtigen (vgl. ebd., S. 191). Auch wenn Naturbilder eine starke symbolische Dimension haben, sind sie doch immer an Praktiken gebunden und zeigen auf, welche Praktiken durch welche Naturbilder unterstützt werden und welche nicht.

Klaus Schriewer greift die Beschäftigung mit Natur in der Empirischen Kulturwissenschaft auf, die er als grundlegende Überlegungen zur Verfasstheit von Naturbewusstsein und mit Natur verbundener Identität auffasst (vgl. Schriewer 2015, S. 14). In seiner Lesart stellt Bewusstsein keine individuell-kognitive Dimension dar, er versteht es als Grundlage von Praxis und damit als überindividuellen Ausdruck von bedeutungsvollen Mensch-Natur-Beziehungen. Er arbeitet drei Praktiken und deren Naturbilder heraus: Innerhalb der Praxis Naturschutz sieht er das Bewusstsein von einer Getrenntheit von Natur und Kultur, für die Praxis der Jagd kristallisierte sich das Naturbewusstsein als vom Menschen kontrollierter Lebensraum der Tiere heraus und für die Praxis des Wanderns steht Natur als Sinnesraum zur Verfügung (vgl. ebd., S. 15). Bewusstsein stellt dabei eine historisch gewachsene

9 Das Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, nukleare Sicherheit und Verbraucherschutz (BMUV) hat in seiner Geschichte weitere Bezeichnungen geführt. Gegründet 1986 als Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit, trug es zwischen Ende 2013 und 2018 die Bezeichnung Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB) und anschließend bis 2021 die Bezeichnung Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit (BMU).

Form der sinnlichen Wahrnehmung und des Erlebens von Natur dar, auf die während der stetigen Aktualisierung menschlicher Vorstellungswelten zurückgegriffen wird (vgl. ebd., S. 16). Der Praxisbegriff dient Schriewer dann dazu, auf die kulturelle Relativität von Naturbewusstsein hinzuweisen (vgl. ebd., S. 22), mit der er auf die Pluralität von Praxis hinweisen will (vgl. ebd., S. 25). Auch wenn Schriewers Praxisbegriff sehr weit gefasst ist, verdeutlicht seine Arbeit doch gut, wie Natur als Umwelt des Menschen variabel in kulturelle Kontexte eingebunden wird. Für die kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit Klimawandel ist dies relevant, weil die globalen Veränderungen sich eben nicht nur physisch-lokal manifestieren, sondern ebenso auf bedeutungsvolle Lesarten von Natur treffen und somit auf alltägliche Lebens- und Sinnwelten. Auf dieser Grundlage resümiert Schriewer (2015), was Ulrich Gebhard (2010; 2016) und auch Dieter Rink (2002) als Naturbilder bezeichnen:

- Die erhaltenswerte Natur, die beispielsweise Wald anhand von darin vorkommenden Baumarten als intakte Natur versteht oder als aufgeräumten Kulturwald ansieht (vgl. Schriewer 2015, S. 200).
- Die regulierte Natur, die durch menschliche Pflege als Ökosystem im Gleichgewicht gehalten wird und damit zerstörerische Einflüsse von Mensch (Holzernte) und Tier (Fraß) einhegt (vgl. ebd., S. 201).
- In der ästhetischen Natur kann dann der Mensch beim Wandern Erholung in der Natur als Gegenpol zum Kontrast von z. B. Stadt als Kulturraum erlangen (vgl. ebd., S. 202).

Harald Stahl stellt weitere Naturbilder mehr als ausführlich in seiner Studie zu „Walddnaturschutz im Nordschwarzwald, Waldbewusstsein und Naturerfahrung“ dar (vgl. Stahl 2019). Auch bei ihm finden sich divergierende Naturbilder: Natur (i) als „Gegensatz zum Menschen gemachten“, (ii) als „gesamte physische Welt“, (iii) als „freie Natur oder Landschaft“, (iv) als „(störungsanfälliges) Ökosystem“ und (v) „Kulturlandschaft als (relationale) Natur“ (vgl. ebd., S. 56–60). Diese Ansichten von Natur fassen den von Stahl gründlich erarbeiteten Forschungsstand in der empirischen Kulturwissenschaft zusammen. In Kapitel 3 werde ich auf diese Naturbilder zurückkommen, wenn es

darum geht, das Verschwinden von Praktiken durch Verschiebungen von Waldbedeutungen darzustellen.

Auch in der Umweltbewusstseinsforschung, die durch die bereits erwähnte, zweijährig durchgeführte „Studie Naturbewusstsein“ des BMUV politische Relevanz erhält, steht Bewusstsein als zunächst „personenspezifische Einflussvariable auf umweltrelevantes Handeln“ (Jaeger-Erben 2017, S. 123) im Fokus. Melanie Jaeger-Erben macht auf die daran geübte Kritik aufmerksam und fasst zusammen, dass der Erklärungsgehalt von Bewusstsein sich empirisch auf Alltagsebene nicht bestätigen ließe, weil dieses Bewusstsein zumeist rein kommunikativ über Befragungen erhoben würde (vgl. ebd., S. 124). Jaeger-Erben hebt deshalb praxistheoretische Herangehensweisen als integrierende Forschungsmöglichkeit hervor. Als Vorteil sieht sie nicht nur die vermittelnde Position von Praxistheorien zwischen strukturellen und individuellen Dispositionen, sondern auch die Möglichkeit darauf zu blicken, welchen Aspekten von Praktiken situativ eine höhere Wirkmächtigkeit zukommt als anderen (vgl. ebd., S. 142f.). Aus diesem Grund schreibt auch schon Elizabeth Shove (2010), man müsse in Forschung und Politik stärker darauf schauen, wie sich auf konkreter Alltagsebene Routinen, Motivationen, Bedeutungen verändern, um zu erkunden wie (soziale) Innovationen für nachhaltige Lebensweisen entstünden (im Gegensatz zu *verbreitet werden*). Im Laufe der vorliegenden Arbeit wird deutlich werden, wie Naturbilder und soziale Praktiken in Verbindung stehen: Naturbilder als ein Bedeutungselement von Praktiken beeinflussen die Dynamik sozialer Praktiken.

Affordanzen

Um Mensch-Umwelt-Beziehungen relational verflochten zu betrachten, bezieht sich Timothy Ingold (2000) auf die Verbindung zwischen implizitem Wissen und Bedeutungen zu Materialitäten. Die Frage sei nicht, was *ist* Umwelt oder was *ist* Natur, sondern: Was bedeutet es von dieser oder jener Umwelt oder Natur zu sprechen (vgl. Ingold 2000, S. 174)? Basierend auf den Arbeiten von James Gibson (1979; zit. n. ebd.) diskutiert Ingold, wie Menschen ihrer Umwelt gegenüberreten, indem sie wahrnehmen, was die Umwelt ihnen situativ ermöglicht

(= afforziert). Mensch-Umwelt-Beziehungen auf Affordanz aufbauend zu sehen, weist darauf hin, dass durch praktisches Wissen immer die jeweils für die Situation relevanten Ausschnitte der Umwelt direkt wahrgenommen werden (vgl. ebd., S. 166). Wahrnehmung als Aktion ist dabei ein praktisches Wissen, mittels dessen Objekte über ihre Affordanz wahrgenommen werden (vgl. ebd., S. 166). Bei Gibson und Ingold ist es wichtig, dass *Natur* und *Umwelt* nicht deckungsgleich sind (ähnlich bei Hulme, s. o.). *Natur* ist für sie die physische Materialität, die sich Lebewesen gegenüberstellt; *Umwelt* ist aber ko-konstitutiv mit der Welt, die Lebewesen einschließt und umgibt (vgl. Gibson 1979, S. 8; zit. n. ebd., S. 167f.). Dies wird deutlicher am Beispiel dessen, was Ingold als *co-option* darstellt. Im Zuge von Bedeutungszuschreibungen kann ein Objekt eine (neue) Affordanz erhalten, ohne physisch transformiert zu werden (vgl. ebd., S. 175). Der Stadtwald kann zu einem „Urwald“ werden durch die reine Deklaration dieser Funktion. Eine physisch-materielle Veränderung mag dem selbstverständlich folgen, *Umwelt* ist aber – anders als *Natur* – kein neutrales Objekt, das durch Konstruktion eine Affordanz zugewiesen bekommt und eine Bedeutung erhält (vgl. Ingold 1992, S. 43; Ingold 2000, S. 176). Christoph Bareither (2020) hebt in diesem Sinne die Verflochtenheit von Affordanz über mehrere Kontexte hinweg hervor. Ein Stadtwald kann zu einem „Urwald“ deklariert werden und dann von Förster:innen als solcher gelesen werden und gleichzeitig bleiben die Affordanz anderer Nutzer:innen, die sich über längere Zeiträume in Alltags entwickelt haben, erhalten (siehe Kapitel 5). Affordanz sind nicht ohne Praktiken zu denken, weil sie mit ihnen gemeinsam entstehen (vgl. Bareither 2020, S. 42). Affordanz betonen die ko-konstitutiven Wechselwirkungen zwischen Elementen von Praktiken.

In Umwelten eingeschrieben sind für Ingold außerdem *tasksapes*. Diese sind das Ensemble an Aktivitäten („tasks“), die in und mit der Landschaft stattfinden und sich mit ihr gemeinsam formen (vgl. Ingold 2000, S. 195), wobei Landschaft bei Ingold konzeptuell als *Form* angelegt ist und nicht aufgrund ihrer *Funktion* oder Affordanz (vgl. ebd., S. 193). Während Affordanz sich auch zwischen Situationen erhalten können, sind *tasksapes* sehr temporär gedacht. Änderun-

gen in den Affordanzen, also auf der Ebene impliziten Wissens von Praktiken, drücken sich dann schneller in dem Wegfallen von den stärker situativ geprägten *taskscape*s aus und dann schließlich über deren Wegfall in die Veränderung von Materialitäten.

Multifunktionalität

Im Kontext von Affordanzen von Funktionen zu sprechen ist nicht ganz zutreffend, weil Funktionen als starre Eigenschaften konträr zu konsequent relational gedachten Affordanzen stehen. Hier weist auch der planerische Begriff der Funktion darauf hin, welche Praktiken (oder, planerisch gesprochen, Nutzungsarten) bestimmte Raumgestaltungen eher nahelegen und welche nicht. Die Funktionalität von Natur für Belange des Menschen ist in politischen, verwalterischen und planerischen Denkweisen vorherrschend, deshalb ist sie an dieser Stelle zu erwähnen. Mit Stefan Beck ließe sich in Bezug auf Funktionen auch von „Objektpotenzialen“ (Beck 1997, S. 244) sprechen. Solche werden im Alltag dann mit Praktiken relationiert und umgesetzt (vgl. ebd., S. 169). Der Begriff der Multifunktionalität kann dann als Ausdruck der Multiplizität von verorteten Affordanzen verstanden werden, die bestimmte Praktiken eher nahelegt als andere.

Multifunktionalität ist ein planerisch geprägter Begriff. Er basiert auf der Annahme, dass Natur mehrere „Ökosystemdienstleistungen“ an den Menschen erfüllt (vgl. u. a. Daily 1997). Hinter dem Begriff der Multifunktionalität lassen sich verwalterische und planerische Logiken und Praktiken versammeln. Der Begriff der Multifunktionalität von Natur findet sowohl in der Verwaltung als auch bei den Bürger:innen Gebrauch. In der Verwaltung ist Multifunktionalität jedoch direkt benannt und kann insofern als eine zugrundeliegende Logik für Praktiken der Grünpflege (besonders unter Klimawandelbedingungen, wie Kapitel 7) angesehen werden. Grünflächen sollen ebenso ökologische Funktionen wie soziale Funktionen erfüllen. Zu den ökologischen Funktionen gehören u. a. einen Beitrag zu Biodiversität zu leisten, die Gesundheit von Pflanzen und Tieren (z. B. Bäumen und bedrohten Arten). Die sozialen Funktionen umfassen vor allem die Erholungsfunktion, aber auch die Unterstützung sozialer Gerech-

tigkeit. Die multifunktionale Bedeutung von Grünflächen in der Stadt wird in Kassel unter anderem darüber ausgedrückt, welche Pflegestufe das zuständige Umwelt- und Gartenamt der Stadt Kassel (UGA) der Grünfläche zuschreibt. Pflegestufe 1 ist die „intensivste“ Pflegeform, die in Parkanlagen umgesetzt wird, in denen viele Beete angelegt sind, der Rasen regelmäßig gemäht und Laub entfernt wird. Grünflächen der Pflegestufe 1 haben durch Blumenbeete, gepflegten Rasen, Bänke u. A. eine hohe Aufenthaltsqualität und werden von den Bürger:innen stark genutzt. Das andere Ende der Skala stellt Pflegestufe 5 dar, die „extensivste“ Stufe. Diese kann an sich als Biotop verstanden werden, in dem das UGA sehr wenig eingreift und die Natur sich größtenteils selbst überlässt. In Naturbildern gesprochen bewegen sich die Pflegestufen zwischen den Polen „erhaltenswerte, freie Natur“ (vgl. Schriewer 2015) auf der einen Seite und „regulierte, ästhetische Kulturlandschaft“ (vgl. Schriewer 2015; Stahl 2019) auf der anderen Seite.

Stadtgrün, auf das sich die Pflegestufen beziehen, ist ein zentraler Begriff aktueller Stadtgestaltung. Mit dem Weißbuch Stadtgrün (BMUB 2017b) und dem Masterplan Stadtnatur legte das BMUV (2019) eine Handlungsanleitung für Stadtentwicklung vor, die Grünflächen in den Mittelpunkt rückt. Die Themen Umweltgerechtigkeit, Klimaresilienz und Lebensqualität stehen dabei im Zentrum. In den Interviews mit der Verwaltung und mit Planer:innen fiel mir auf, dass dort vor allem der Bezug zum Menschen hergestellt wird. Natur wird gepflegt, damit sie Funktionen für den Menschen erfüllen kann. Ihre ökologischen Funktionen sollen verbessert oder erhalten werden, um dem Menschen einen angenehmen oder gesundheitserhaltenden Lebensraum zu geben. Umweltgerechtigkeit wird daran gemessen, wie Menschen Zugang zu Grünflächen erhalten, um genau diese Funktionen für sich zu nutzen. Wie ich in Kapitel 5 darlegen werde, waren auch im Kasseler Eichwald die Bewohner:innen zwar durchaus darauf bedacht, dass der Eremit (ein bedrohter Käfer), einen Lebensraum braucht, und gerne bereit, ihren Lebensraum mit ihm zu teilen. Sie waren aber nicht dazu bereit, diesen Lebensraum an dieses Tier abzugeben. Sie bestehen auf ihre Nutzung des Raumes, die sie seit Jahrzehnten gewöhnt sind. Sie gehen davon aus, dass der Wald als multifunktionaler Raum sowohl ihre Be-

dürfnisse bezüglich seiner Erholungsfunktion und gleichzeitig seine Naturschutzfunktion erfüllen kann.

Multifunktionalität ist eine wichtige Sichtweise auf Mensch-Umwelt-Beziehungen, da urbane Räume zahlreiche Anforderungen bedienen müssen. Klimawandel kann ein Vehikel sein, um bestimmte Anliegen durchzusetzen, zum Beispiel mehr (Obst-)Bäume zu pflanzen, um urbane, lokale Ernährungspraktiken zu unterstützen (siehe auch Kapitel 6). Da Klimawandel global und lokal wirkmächtig ist, können sich Politiker:innen nur schwerlich unberührt gegenüber Forderungen nach mehr Klimaschutz und -anpassung verhalten. Zusätzlich sieht sich Stadtplanung mit einer dynamischen Natur konfrontiert, die die Stadt beständig zum Wandel anregt und dabei mannigfaltige Funktionen erfüllen muss. Dabei ist Stadtnatur mit Jane Bennett (2010) gesehen keine einfache Materialität, die es zu verwalten gilt, sie ist als *lebhaftes Materie* eine Mitakteurin in sozialen Praktiken.

lebhaftes Materie

Unter lebhafter Materie ist nach der Philosophin Jane Bennett im Prinzip die gesamte physische Welt zu verstehen. Bennett beleuchtet, wie politische Zusammenhänge eine andere Dynamik aufweisen, wenn sie unter der Annahme betrachtet werden, dass „Dinge“ jegliche Materialität umfassen, nämlich menschliche Körper ebenso wie Tiere, Pflanzen oder Steine. Es geht ihr mit der Bezeichnung „Lebhaftigkeit“ unter anderem um die Erläuterung einer „Ding-Macht“ innerhalb von Gefügen. Ihre Definition von Gefügen lautet folgendermaßen (Bennett 2020, S. 59; für direkte Zitate greife ich auf die deutsche Übersetzung zurück):

Gefüge sind ad hoc entstehende Gruppierungen unterschiedlicher Elemente, lebhafter Materialien aller Art. Gefüge sind lebendige, pulsierende Bündnisse, die fortbestehen trotz der dauerhaften Anwesenheit von Energien, die sie von innen heraus in Unordnung bringen. [...] Gefüge werden nicht von irgendeinem zentralen Oberhaupt gelenkt: Keine einzelne Materialität und kein einzelner Materialtyp verfügt über hinreichende Kompetenz, um durchgehend den Entwicklungsverlauf oder die Auswirkung der Gruppe bestimmen zu können. Bei den durch ein

Gefüge herbeigeführten Wirkungen handelt es sich vielmehr um emergente Eigenschaften – emergent in dem Sinn, dass ihre Fähigkeit, etwas herbeizuführen [...], etwas anderes ist als die Summe der Lebenskraft jeder einzelnen Materialität. Jeder Bestandteil und jeder Proto-Bestandteil des Gefüges hat eine bestimmte Lebenskraft, doch die Gruppierung als solche weist auch eine eigene Wirkmächtigkeit auf: das Handlungsvermögen des Gefüges.

„Dinge“ sind bei Bennett, ähnlich wie bei Bruno Latour (2004) und Karin Knorr-Cetina (2001) prozesshaft zu verstehen. Entscheidend ist aber, dass diese Materialitäten nicht aus sich selbst heraus wirksam werden, sondern als Teil von Gefügen (vgl. Bennett 2010, S. 20f.). Das Adjektiv lebhaft („vibrant“) nutzt Bennett, um eine Wirkmächtigkeit (*agency*) auszudrücken, die sich nicht auf eine Widerspenstigkeit von Materie beschränkt (vgl. ebd., S. 3). An obiges Zitat lässt sich mit Praktikentheorien und dem *Nexus* aus Praktiken (vgl. auch Schatzki 2002) anknüpfen: In einem vibrierenden Netz (der englische Originaltitel von Bennetts Werk lautet „Vibrant Matter“) aus sich gegenseitig beeinflussenden Materialitäten entstehen Beziehungen, die durch ihre Lebhaftigkeit nicht auf Kontexte reduzierbar sind, und in Gefügen immer ihre Eigenständigkeit wahren (vgl. Bennett 2010, S. 5). Vielmehr erhalten Materialitäten einen Einfluss auf Phänomene, weil sie die Gefüge, von denen sie Teil sind, mitformen. Während Bennett selbst den Begriff „thing-power“ („Ding-Macht“) als zu stark auf eine stabile oder stabilisierende Qualität von Dingen abzielend ansieht und sie eher verstanden wissen möchte als „a materiality that is as much force as utility, as much energy as matter, as much intensity as extension“ (ebd., S. 20), dient ihre Sichtweise sehr gut dazu, zwischen Ansätzen wie Multifunktionalität und Praktiken zu vermitteln.

Bennett arbeitet gegen eine Hierarchisierung von Mensch und Materie. Sie meint, dadurch würden auch Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten zwischen Menschen aufgelöst werden können (vgl. ebd., S. 13). Die politische Tragweite von Bennetts *political ecology of things* (Un-

tertitel der Originalausgabe) wird zwar verschiedentlich, bezweifelt¹⁰ doch ihre konsequente Perspektivverschiebung und Ausweitung von Lebhaftigkeit auf eine nicht-anthropozentrische Lesart (vgl. Anderson 2011, S. 394) hilft dabei, empirisches Material von einer anderen Seite zu beleuchten. Es wird dadurch im Verlauf dieser Arbeit deutlich werden, wie sich Stadtgrün als lebhafte Materie in Stadtverwaltung einbringt und dadurch den Blick freigibt für komplexe Zusammenhänge und neue Anforderungen an den urbanen Umgang mit Klimawandel. In Gefügen bleiben Fragen von Verantwortlichkeiten zunächst unscharf, das Gleiche gilt für Praktikenbündel (vgl. Shove 2017). Aufgrund der verteilten Wirkmächtigkeit in Gefügen, die durch das fortlaufende, dynamische Herstellen von Wechselbeziehungen zwischen den Elementen entsteht (vgl. Bennett 2010, S. 24–28), kommt es zu komplexen Wirkungsgeflechten, innerhalb derer die Zuschreibung von Verantwortlichkeit für Effekte nicht immer eindeutig vollzogen werden kann. Für diese Arbeit ist unter diesem Gesichtspunkt zweierlei relevant: Erstens Bennetts Hinweis auf eine Dehierarchisierung zwischen Mensch und Materie, den sie mit Latour (2008), Ingold (2000) und Noortje Marres (2012) teilt, und zweitens die Hervorhebung von Gefügen, die weder die Beschaffenheit von Dingen negiert noch ihnen zu viel Einfluss zuspricht. Mit diesen beiden Gesichtspunkten lassen sich für diese Arbeit Verknüpfungen zwischen Perspektiven im Feld, wie denen der Kasseler Stadtverwaltung, und relationalen Perspektiven der Sozial- und Kulturwissenschaften, wie Praxistheorien, herstellen. Im Folgenden werde ich auf Letztere genauer eingehen. Für das Verständnis, weshalb Praktiken adäquate Anknüpfungen für die Betrachtung von globalen Belangen wie dem Klimawandel bieten, erläutere ich im nächsten Kapitel kurz die Entstehung und Entwicklung von Praxistheorien. Aus dieser Zusammenführung ergibt sich dann das empirische Vorgehen und die weitere Struktur dieser Arbeit.

10 Thomas Lemke kritisiert, dass Bennett konkrete Vorgehensweisen für die von ihr geforderte gerechte und ökologische Verteilung von Ressourcen und Schadstoffen schuldig bleibt (Lemke 2018, S. 45f.).

2 Alltagspraktiken als Forschungsgegenstand

Das theoretische Feld der Praktikentheorien (oder auch *Theorien sozialer Praktiken*) nimmt sich der Frage nach der Verfasstheit von Gesellschaften und der Frage nach Stabilität und Instabilität des Sozialen an (vgl. Schäfer 2013, S. 12).¹ In der langen Genealogie von Sozial- und Kulturtheorien, die gesellschaftsübergreifende Phänomene bearbeiten und sich für Muster und Ordnungen von lokalen und alltäglichen Phänomenen interessieren, nehmen Praktikentheorien eine mittlere Position ein: Sie suchen nach den Dynamiken, welche zwischen gelebter Praxis und wissenschaftlicher Theoriebildung auf globalen und lokalen Ebenen entstehen, und fragen gleichzeitig nach Stabilisierungen und Ordnungen auf beiden Ebenen. Ebenso verbinden sie auf Sozialität fokussierte Ansätze mit stärker auf Materialität fokussierten Ansätzen, indem Soziales und Materielles als sich gegenseitig konstituierend aufgefasst wird. Damit nehmen sie sich der Komplexität von soziomateriellen, globalen Phänomenen an und eignen sich in besonderer Weise für die Bearbeitung ebensolcher komplexer Phänomene wie dem Klimawandel (vgl. Brand 2011; Jaeger-Erben 2017). Die Komplexität der von Praktikentheorien angegangenen Fragestellungen drückt sich auch in der Vielfalt praxistheoretischer Ansätze aus. Nach einem Überblick über die Entwicklung dieser Theorierichtung stelle ich den Ansatz von Shove und Kollegen (2017; 2012) in Rückbezug auf anthropologische Überlegungen zu Praktiken vor und erläutere darauf aufbauend die von mir für diese Arbeit entwickelte

1 Zur Bezeichnung der für diese Arbeit zentralen Theorieangebotes möchte ich es mit Hilmar Schäfer halten, der Theorien sozialer Praktiken eingehend verglichen hat. Er verdeutlicht: „Die Begriffe ‚Theorie sozialer Praktiken‘, ‚Praxistheorie‘ und ‚Praxeologie‘ sowie ‚praxistheoretisch‘ und ‚praxeologisch‘ werden in dieser Studie synonym verwendet, da zwischen ihnen in der praxeologischen Diskussion sowie angesichts der allgemeinen Divergenzen innerhalb des Feldes keine systematische Bedeutungsdifferenz identifiziert werden konnte. Aus denselben Gründen erscheint jeder Versuch, die Begriffe ‚Praxis‘ und ‚Praktik‘ mit einer systematischen analytischen Differenz aufzuladen, künstlich“ (Schäfer 2013, S. 13, Fn. 6).

ethnographische Methodologie (s. Kapitel 3), welche sich zudem im Aufbau dieser Arbeit wiederfindet.

2.1 Soziale Praktiken als Ausdruck dynamischer gesellschaftlicher Beziehungen

Praxistheorien lassen sich als Entwicklung von der Struktur-Handlung-Debatte in der Sozialtheorie hin zu gemischten und vermittelnden Ansätzen verorten. Spätestens poststrukturalistischen Ansätze beginnen ein Entweder-Oder von der Erklärung soziokultureller Phänomene hinten an zu stellen und suchen stattdessen nach den Relationen, die zwischen dem, was Gregory Bateson bereits 1936 als Verhältnis zwischen *eidos* (griech. für in etwa „Form“ oder „Struktur“) und *ethos* (griech. für in etwa „Bräuche“ oder „kollektive Gefühle“) bezeichnet, bestehen (vgl. Barnard 2000, S 151). Bateson entwickelte den Gedanken, dass Handlungen durch Gesellschaft gerahmt werden und sich so variierende Handlungsspielräume und Bewertungsmuster entwickeln, die sich zwischen Alltag und Ritualen jeweils neu austarieren können (vgl. Bateson 1994, S. 156ff.). Auch Edmund Leachs (1954), Victor Turners (1957) und Mary Douglas' (1969) Arbeiten vertreten die Annahme, dass individuelles Handeln in kulturelle Kontexte eingebunden ist (vgl. Barnard 2000, S. 152, 174). Diese und andere Arbeiten können als Vorläuferinnen von Praxistheorien angesehen werden. Etwa ab den 1970er Jahren entwickelten sich dann verstärkt Ansätze, die die bis dahin getrennt betrachtete Erkenntnisse der Sozial- und Kulturtheorien zusammenführten. Fragen nach dem Einfluss von Bedeutungen, wie sie in der symbolischen Anthropologie nach Clifford Geertz gestellt wurden, konnten durch Praxistheorien mit der Erkenntnis aus der marxistisch geprägten politischen Ökonomie zusammengebracht werden. So zeigt sich, dass durch Ressourcenverbrauch Destabilisierungen von Umwelt stattfinden und diese Destabilisierungen zu Veränderungen führen. Durch Anknüpfungen an poststrukturalistische Überlegungen zum Verhältnis von stabilisierenden Einflüs-

sen von Mythen und Institutionen auf soziale Logiken konnte dieses Verständnis noch erweitert werden (vgl. Ortner 2006, S. 1).

Den Begriff „practice theory“ als Sammelbegriff verwendete dann erstmals Sherry B. Ortner (1984)² und sah Praktiken als einen Kristallisationspunkt für eine Vielzahl an theoretisch-methodologischen Ansätzen, die sich bis dahin noch nicht als ein Theoriestrang identifizieren ließen und dennoch das Bestreben teilten, kulturelle Phänomene stärker performativ und akteur:innenbezogen zu untersuchen als dies bis dahin in soziologischen und sozial- und kulturanthropologischen Studien der Fall war. In ihrer Synthese von anthropologischer Theorieentwicklung seit den 1960er Jahren erkennt Ortner Praktiken-theorien als solche, die versuchen „to explain [...] the genesis, reproduction, and change of form and meaning of a given social/cultural whole“ (Ortner 1984, S. 149). Praktiken sind nach ihrer Lesart „anything people do“ (vgl. ebd., S. 149) und aus dieser breiten Annahme heraus kritisiert sie die bis dahin vorherrschende Sicht auf Akteur:innen als zu individualistisch, rationalistisch und nutzenorientiert in Bezug auf deren Motivation für die Ausführung von Praktiken (vgl. ebd., S. 151). Sie weist zusätzlich darauf hin, dass sozialer Wandel bis dato eher als Nebenprodukt von Praktiken erschien, denn die Praktikenperspektive ging bis in die 1980er Jahre hinein von einer motivationalen Geleitetheit von Akteur:innen aus (vgl. ebd., S. 157).

In neueren Praktikentheorien, wie der von Shove und Kollegen (2012), liegt das Augenmerk hingegen genau auf diesen Dynamiken (vgl. Schäfer 2013, S. 12). Es geht darum, wie bereits Ortner bemerkte (vgl. Ortner 1984, S. 158), dezidiert prozessuale Ansichten auf das Soziale zu nutzen. Anthony Giddens (1984) führt in seiner Strukturierungstheorie an, wie sich routinisierte ebenso wie intentionale Handlungen von Einzelnen prozessual einbetten in ein Wechselspiel aus bewussten und unbewussten Handlungsvorräten (vgl. Giddens 1984,

2 Anzumerken ist, dass Pierre Bourdieu seine eigene Arbeit bereits 1972 als „Esquisse d'une théorie de la pratique“ (vgl. Bourdieu 1972 dt. Übersetzung: „Entwurf einer Theorie der Praxis“ Bourdieu 1976) betitelt. Ortner hat in ihrem Übersichtsartikel dann die Entstehung und Entwicklung von mehreren Praktikentheorien als kulturwissenschaftlichen Theoriestrang herausgearbeitet.

S. 3ff.). Ein Umstand, den auch der Habitusbegriff, den Pierre Bourdieu als Beschreibung des Zusammenhangs von sozialem Raum und Lebensstilen entwickelt, vorsieht (vgl. Bourdieu 2016, S. 277ff.). Der Habitus ist bei ihm zugleich das strukturierte und das strukturierende Element des Sozialen, anhand dessen sich Praktiken im Wechselspiel mit Lebensstilen bilden, aktualisieren und reproduzieren (vgl. ebd., S. 280). Bourdieu ist auch derjenige, der mit seinem Werk „Entwurf einer Theorie der Praxis“ (frz. Original von 1972, dt. Übersetzung von 1976) Vielen als Begründer von Praxistheorien gilt (vgl. Ortner 1984), weil er mit dem Habitus gesellschaftliche Strukturen als in den Akteur:innen verkörpert sieht, deren Praktiken in ihrem Vollzug gleichzeitig Klassifikationen im Habitus aktualisieren als auch durch den Habitus diese Strukturen formen (vgl. Bourdieu 2016, S. 280). Bei ihm setzt Wandel dann ein, wenn Akteur:innen um die Durchsetzung ihrer eigenen Interessen ringen (vgl. Bourdieu 1999, S. 253; zit. n. Joas und Knöbl 2013, S. 535).

Eine Dynamik von Praktiken ergibt sich später nach Shove und Kollegen (2012) dann allerdings eher aus der Veränderung eines der drei Elemente, die sie für Praktiken konstitutiv sehen: Da sowohl Bedeutungen, Kompetenzen (/Wissen) und Materialitäten zeitgleich in mehrere Praktiken eingebunden sein können, ergeben sich mannigfaltige Konfigurationsmöglichkeiten von Praktiken, die sich unabhängig von der Intentionalität der Akteur:innen verschieben können (vgl. Shove, Pantzar und Watson 2012, S. 4). So sind ständig Neukonfigurationen innerhalb und zwischen Praktiken möglich, die als dynamische Prozesse von Praktiken-Gefügen beschrieben werden können. Die Frage nach der Zeitlichkeit von Dynamiken (*Wann* finden Veränderungen statt?) beantworten Praxistheorien allerdings alle gleich, wie auch schon Marshall Sahlins formulierte: „Für die Praxistheorie dagegen [Anm. CL: in Abgrenzung zum Strukturalismus] ist der Akt das entscheidende und selbstgenügsame Moment“ (Sahlins 1994, S. 41). Er führt aber dezidierter aus, wie Dinge, bei ihm anders als bei Bourdieu auch in ihrer rein dinglich-physischen Natur, Kultur konstituieren und von ihr konstituiert werden (vgl. ebd., S. 290). Für Sahlins ist die Beziehung zwischen Materiellem und Sozialem ebenso wie für

Bourdieu durch Symbolhaftigkeit geprägt. Sahlins nutzt den Begriff der Nützlichkeit, um die gegenseitige Konstitution von Ding und Bedeutung zu umschreiben: Wenn alles Vorhandene materiell ist, doch nur Bedeutungen menschlich, dann ergibt sich daraus eine physische Verfasstheit der Welt, deren Auswirkungen auf Praktiken jedoch von eben jenen Bedeutungen abhängt, die den Dingen kulturell zugewiesen werden (vgl. ebd., S. 289ff.). Hieran lässt sich mit den Gedanken von Timothy Ingold zu Affordanzen anknüpfen (siehe Kapitel 1.3.2).

Mit der starken Betonung der Bedeutungsgebundenheit geht zunächst ein Fokus von Praktikentheorien auf Routinen und Habitualisierungen in Zusammenhang mit Materiellem einher. Das Soziale erscheint als „Verkettung materieller Praktiken“ (vgl. Hillebrandt 2014, S. 36), die über den praktischen Sinn als Ausdruck des routinisierten Umgangs mit bedeutungsgeladenen Dingen entstehen (vgl. ebd., S. 87f.). Theodore Schatzki sieht in Anlehnung an Wittgenstein Bedeutungen als inherent im Gebrauch („use“) von Dingen (vgl. Schatzki 1996, S. 95). Für ihn stellen sich Praktiken als „set of considerations that governs how people act“ dar (vgl. ebd., S. 96). Daran knüpft Karin Knorr-Cetina an, wenn sie Wissen, das für den Vollzug von Praktiken notwendig ist, mit den beteiligten Objekten zu einer noch stärker prozessualen Sichtweise verbindet. Bei ihr sind Objekte keine statischen Dinge, sondern müssen als epistemische Objekte prozesshaft verstanden werden, weil ihre Einbindung in Praktiken niemals als vollständige Einheiten erfolgt, sondern vielmehr partiell und für den aktuellen Gebrauch in einem Wissensprozess (vgl. Knorr-Cetina 2001, S. 181f.). Entsprechend können Objekte zugleich Teil von mehreren Praktiken sein und diese miteinander verketteten. So stellt sich Knorr-Cetinas Blick auf Praktiken nicht nur als einfachen Lernprozess dar, der zu habitualisiertem Wissen für den routinisierten Umgang mit Materialitäten führt. Mittels ihres konsequenten Zusammendenkens von epistemischer Praktik und epistemischem Objekt, legt sie die prozesshafte Dynamik von Praktiken offen (vgl. ebd., S. 155).

Das Wissenskonzept von Praktikentheorien ist dabei geprägt durch ebendieses sinnhaft-materielle Verständnis des Zusammenhangs zwischen Sozialem und Materiellem, es geht um ein praktisches Wissen,

das anwendungsbezogen ist und nicht als kognitives „knowing that“, sondern als regelmäßig aktualisiertes „knowing how“ zu verstehen ist (vgl. Reckwitz 2003, S. 289). Aus diesem Grund nennen Shove und Kollegen das Praktikenelement, dass sich auf Wissen im weitesten Sinne bezieht, „Kompetenzen“ (siehe Kapitel 2.2).

In der regelmäßigen Aktualisierung von Praktiken in ihrem Vollzug stecken drei Logiken. Erstens: Die Akteur:innen können als „Bündel von Wissensformen“ verstanden werden, deren praktisches, sinnhaft vermitteltes Wissen durch übergreifend erkennbare Routinen implizit strukturiert wird. Im konkreten Akt, im Aufeinandertreffen mit den materiellen Elementen von Praktiken, ist von den Akteur:innen eine gewisse Offenheit und Flexibilität gefordert ist, um eine Praktik erfolgreich zu vollziehen. Diese Flexibilität kann dann in Verschiebungen innerhalb von Praktiken münden (vgl. ebd., S. 294f.). Zweitens: Hier spiegelt sich die mittlere Position von Praktikentheorien wider, die sich in Abgrenzung zu strukturalistischen Theorien mit einem weichen Gesellschaftsbegriff begnügt. Sie untersucht „eher fortlaufende Prozesse der Vergesellschaftung [...] [als] soziale Vollzüge in [...] miteinander verknüpften Kontexten“ (Schmidt 2012, S. 11). Drittens: Dementsprechend gilt die empirische Fundierung von theoretischen Aussagen als unabdingbar, denn Theorie muss sich stets an sozialer Wirklichkeit messen lassen (vgl. Hillebrandt 2014, S. 7). Und diese soziale Wirklichkeit findet sich nach Robert Schmidt in der Vollzugswirklichkeit und Zeitlichkeit der Träger:innen sozialer Praktiken (vgl. Schmidt 2012, S. 27). In dieser verteilten und überörtlich verketteten sozialen Realität spielt sich Wandel nicht durch die Intentionalität einzelner Akteur:innen ab. Wandel entsteht durch Verschiebungen innerhalb von Praktiken, woraus sich gleichzeitig die Dynamik und die Stabilität des Sozialen erklärt (vgl. dazu ausführlich Schäfer 2013).

Die konsequente Abkehr von der Intentionalität ist einer der Kritikpunkte, der an praxistheoretische Ansätze gerichtet wird. Ingo Schulz-Schaeffer sieht hier eine Überbetonung von implizitem Wissen und Können. In seiner Lesart könnten genauso gut auch intentionellen Handlungen, die im Mittelpunkt von Handlungstheorien stehen, sozialen Praktiken zugrundeliegen (vgl. Schulz-Schaeffer 2010, S. 335).

Zur Lösung schlägt er vor, das handlungstheoretische Konzept der Situationsdefinition zu nutzen, mit dem sich die in Praktikentheorien ausgeklammerte Frage nach der Aktivierung von impliziertem Wissen und Können bearbeiten ließe (vgl. ebd., S. 325f.). In seinen Ausführungen zur Situationsdefinition wird dann deutlich, dass die konkreten Unterschiede zwischen Situation und Praktik noch genauer untersucht werden müssten. Dennoch bleibt sein Hinweis auf eine notwendige Ausformulierung der impliziten Dimensionen von Praktiken ein wichtiger, mit dem sich Robert Schmidt eingehender beschäftigt hat (vgl. Schmidt 2012).

Weitere Fragen, die in der Entwicklung von Praktikentheorien noch nicht abschließend bearbeitet sind, betreffen Machtverhältnisse (vgl. Watson 2017) und Konflikte (vgl. Pohlmann 2020). Matt Watson beantwortet die Kritik, Praktikentheorien ließen Machtverhältnisse zu wenig in die Analyse einfließen, mit dem Argument, Machtverhältnisse seien in Praktiken durch die Verbindung zwischen Mikro- und Makroebene bereits mitgedacht (vgl. Watson 2017, S. 181f.). Er sieht die Aufgabe von Praktikentheoretiker:innen entsprechend darin, Verbindungen und Verschiebungen zwischen Praktiken unter die Lupe zu nehmen, um besser zu verstehen wie Machtverhältnisse und Praktiken zueinander in Beziehung stehen (vgl. ebd., S. 182). Angela Pohlmann wiederum identifiziert eine fehlende Beschäftigung praxistheoretischer Studien mit Konflikten (vgl. Pohlmann 2020, Abs. 20). Sie schlägt vor, praxistheoretisches Vorgehen durch die Situationsanalyse nach Adele Clarke zu ergänzen, weil diese speziell für die Einordnung von Konflikten in Interaktionssituationen entwickelt wurde (vgl. ebd., Abs. 51). Ebendiese Interaktionsfokussierung eignet sich jedoch für die vorliegende Arbeit nicht, denn wie in Kapitel 5 deutlich werden wird, können Konflikte auch durch „Ex-Praktiken“ (siehe Kapitel 2.2) entstehen und somit durch eben nicht mehr ablaufende Interaktionen.

In dieser Arbeit wird daher die In-Beziehung-Setzung zwischen konfigurierenden Naturbildern und Affordanzen dazu genutzt, um die Entstehung eines Konflikts nachzuzeichnen (siehe Kapitel 5). Machtverhältnisse zwischen zivilgesellschaftlichen Organisationen, (Kommunal-)Regierungen und Alltags werden in Form von Möglichkeiten

der Stabilisierung von Praktiken durch Kompetenzen (siehe Kapitel 6) und den Herausforderungen und möglichen Destabilisierungen von Praktiken durch Materialitäten (siehe Kapitel 7) impliziert. Im Folgenden gehe ich näher auf die für diese Arbeit prägende Konzeption von Praktiken nach Elizabeth Shove, Mika Pantzar und Matt Watson (2012) ein, an welche sich mein empirisches Vorgehen sowie der Aufbau dieser Arbeit anlehnt.

2.2 Gefüge von Praktiken aus drei Elementen

Entlang von Praktiken lässt sich beschreiben, wie hybride Akteur:innen in heterogenen Gefügen zusammenkommen und in städtischen Aushandlungsprozessen miteinander Verbindungen eingehen oder brechen. In Kapitel 2.4 wird näher auf die Verbindungen zu Stadt eingegangen, zunächst geht es darum, die Konzeptualisierung von Praktiken, der in dieser Arbeit gefolgt wird, einzuführen. Die Besonderheit an der Herangehensweise von Shove und Kollegen (2012) ist, dass sie Praktiken als bestehend aus drei Elementen ansehen: Bedeutungen (meanings), Materialitäten (materials) und Kompetenzen (competences). Obgleich für die Analyse komplexer Phänomene drei Elemente als erstaunlich kurz gefasst erscheinen, ergibt sich aus der Vielfalt an Aspekten innerhalb dieser Elemente ein dezidierteres Bild des Sozialen.

Shove und Kollegen stützen ihre Ausführungen auf Reckwitz Definition von Praktiken³:

„Practice theory does not place the social in mental qualities, nor in discourse, nor in interaction. To say that it places the social in ‘practices’ and that it treats practices as the ‘smallest unit’ of social analysis is at first nothing more than tautological. One needs to clarify what practices are. First of all, it is necessary to distinguish between ‘practice’ and ‘practices’ (in German there is the useful difference between Praxis

3 Ich verwende hier das englische Original, weil sich Shove und Kollegen darauf beziehen; Reckwitz hat dies in seinem vielbeachteten Artikel von 2003 auch auf Deutsch ausgeführt (vgl. Reckwitz 2003).

and Praktiken). ‘Practice’ (Praxis) in the singular represents merely an emphatic term to describe the whole of human action (in contrast to ‘theory’ and mere thinking). ‘Practices’ in the sense of the theory of social practices, however, is something else. A ‘practice’ (Praktik) is a routinized type of behaviour which consists of several elements, interconnected to one other: forms of bodily activities, forms of mental activities, ‘things’ and their use, a background knowledge in the form of understanding, know-how, states of emotion and motivational knowledge.“ (Reckwitz 2002, S. 249)

Shove und Kollegen verstehen unter Materialitäten neben Objekten und Infrastrukturen auch menschliche Körper: „materials – including things, technologies, tangible physical entities, and the stuff of which objects are made“ (vgl. Shove, Pantzar und Watson 2012, S. 14, 23). Als zweites Element dienen Bedeutungen den Autor:innen dazu, das zu fassen, was Reckwitz (vgl. 2002, S. 249) unter mentalen, emotionalen und motivationalen Aspekten sieht: „meanings – in which we include symbolic meanings, ideas and aspirations“ (ebd., S. 14). Als ein Teilaspekt von Praktiken dienen Bedeutungen dazu, den symbolischen und sozialen Stellenwert der Teilnahme an Praktiken zu berücksichtigen. Das dritte Element, competences bzw. (performatives) Wissen, umfasst die praxistheoretische Annahme in Praktiken sei ein „knowing how“ eine adäquatere Analysedimension als ein „knowing that“ (s. o.): „competences – which encompasses skill, know-how and technique“ (vgl. ebd., S. 14). Damit wird auch das Performative, das Praktiken ausmacht, betont (vgl. ebd., S. 23). In dieser Arbeit verwende ich die Begriffe Wissen und Kompetenzen im Folgenden synonym.

Um diese drei Elemente versammeln Shove und Kollegen die Aspekte, die in einzelnen Praktikentheorien zentral sind, und führen sie zusammen zu einem Denkgebäude, das der intensiven Entwicklung von Praktikentheorien Rechnung trägt und weder *agency* noch Struktur priorisiert (vgl. ebd., S. 22). Den Vorteil, den die Autor:innen selbst darin sehen, liegt in der Möglichkeit, nicht nur dem Akteur:innen zu folgen (und dann vor Fragen bezüglich menschlicher und nicht-menschlicher *agency* zu stehen), sondern allen drei Elemente gleichermaßen. Es geht mit Shove und Kollegen (2012) auch darum die *practitioners* zu beschrei-

ben. Der Dreiklang von Shoves Auslegung einer Praktikentheorie erlaubt es, den Menschen zu dezentralisieren (wie es die kulturwissenschaftliche Umwelt- und Klimaforschung fordert; siehe Kapitel 1.3) ohne dabei den Menschen aus dem Blick zu verlieren. Shove und Kollegen beschreiben *practitioners* als „those who do“ (Shove, Pantzar und Watson 2012, S. 22, auch Reckwitz 2002), ähnlich wie auch schon Ortner (2006) schrieb.⁴ Diesem Verständnis folge ich im Aufbau der Arbeit, indem ich die drei ausgewählten Fallbeispiele jeweils primär aus Richtung einer dieser Perspektiven, die sich aus den Elementen ergeben, betrachte. Mit diesen drei Elementen soll es möglich sein, Prozesse zwischen Transformation und Stabilität zu beschreiben und die Entstehung, Beständigkeit und das Verschwinden von Praktiken zu untersuchen (vgl. Shove, Pantzar und Watson 2012, S. 14f.).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Muster alltäglichen Lebens durch die Dynamik von Praktiken entstehen. So erschließt sich auch, dass Alltage nicht nur routinisiert und wiederkehrend sind, sondern auch flexibel und dynamisch. Ich schlussfolgere daraus eine prinzipielle Möglichkeit, das globale Phänomen Klimawandel in Alltagen untersuchen zu können. Denn die Praktikentheorie nach Shove und Kollegen schlägt ein Analyserepertoire vor, mit dessen Hilfe sich die Kernelemente, die aus der *anthropology of climate change* herausgearbeitet wurden, bearbeiten lassen. Dabei ist auch die Frage nach den *practitioners* also den Menschen, die Praktiken vollziehen (vgl. ebd., S. 22) relevant. Diese sind in den Ausführungen zu Praktiken als ausführende Instanzen gedacht, als diejenigen, die Praktiken vollziehen und reproduzieren. In dieser Sicht stimmen Shove und Kollegen mit

4 Diejenigen, die etwas tun, können auch Materialitäten sein, die einen Einfluss auf Praktiken haben (vgl. lebhafte Materie, Kapitel 1.3.2). In der Interpretation steht die Möglichkeit offen, dies auch für nicht-menschliche *practitioners* gelten zu lassen, beispielsweise Tiere und Pflanzen. Letztlich folge ich als Ausgangspunkt in meinen Ausführungen aber Shove und Kollegen, indem ich von der Grundannahme ausgehe, dass Menschen diejenigen sind, die etwas tun. Im Feld war es jedoch auch so, dass die Perspektive eines sozial-ökologischen Zusammenlebens in der Mitwelt existierte und in manchen Praktiken vorherrschte, sodass es z. B. unter einer *multispecies*-Betrachtungsweise notwendig sein kann, den Kreis der *practitioners* zu erweitern (s. Kapitel 8).

Reckwitz darin überein, Praktiken als *practices-as-performances* zu sehen (vgl. ebd., S. 7; Reckwitz 2002, S. 251f.).

Die *practitioners*, die mir in Kassel begegnet sind, unterscheiden sich sehr. Sie lassen sich grob in drei Gruppen einteilen: Bürger:innen, Mitglieder der Ernährungsinitiative Essbare Stadt und Angestellte der Kasseler Grünraumverwaltung. Das bedeutet, es sind mehr „Bündel von *practitioners*“ um die es hier geht. Unter „Bündel“ ist nach Shove und Kollegen eine lose Ansammlung oder Verflechtung von Praktiken zu verstehen, die sich durch reine Ko-Existenz (an ein und demselben Ort) auszeichnen (vgl. Shove, Pantzar und Watson 2012, S. 17). Sie unterscheiden ihn zu dem Begriff von „Komplexen“ von Praktiken, die sich durch eine stärkere Verbindung basierend auf gegenseitiger Abhängigkeit von Elementen auszeichnen (vgl. ebd., S. 17). Im weiteren Verlauf dieser Arbeit, verwende ich den Begriff Praktiken-Gefüge angelehnt an das Verständnis von Stadt als Gefüge (s. Kapitel 2.4) in der Form, dass er zwar lose, aber gleichzeitig wiederkehrende und nicht immer beliebige Zusammenkünfte von Praktiken oder *practitioners* meint, um sowohl die Ebenen innerhalb der Stadt zu verdeutlichen, als auch anschaulich zu machen, dass soziale Praktiken, die im Klimawandel von Belang sind, nicht nur von Einzelakteur:innen vollzogen werden, sondern Bündel von Praktiken mit Bündeln von *practitioners* verwoben sind und daraus der „Nexus aus Praktiken“ (vgl. Hui, Schatzki und Shove 2017) entsteht, der unsere Welt ausmacht. Dieser Nexus, von dem schon Schatzki (1996) schreibt und den ich im Folgenden auch mit Gefüge meine, ist der Versuch in einem Wort das oben Beschriebene auszudrücken: Sozialität ist ein heterogener, routiniert-flexibler Zusammenhang, der sich in lokalen Alltagsaktivitäten ebenso finden lässt wie in größeren, globalen Prozessen. Daraus ergibt sich sowohl eine Unabgeschlossenheit als auch eine lokale Spezifik von Belangen wie Klimawandel innerhalb und zwischen den Praktikenelementen, die sich in Städten variabel zueinander fügen.

2.3 „Proto-Praktiken“ und „Ex-Praktiken“ als Ausdruck von (De-)Stabilisierungen von Praktiken

Da Praktiken aus ihrem Vollzug heraus stetig aktualisiert werden, bestehen sie nur solange die Verbindungen zwischen ihren Elementen immer wieder performativ hergestellt werden. Zusätzlich entstehen Praktiken, wenn durch Verschiebungen auf Seiten eines der drei Elemente neue Verbindungen zwischen denselben oder neuen Bedeutungen, Kompetenzen und Materialitäten entstehen (vgl. Shove, Pantzar und Watson 2012, S. 30f.).

So entwickeln sich die Elemente miteinander fort. Abbildung 1 veranschaulicht in etwa die drei Stabilisierungsstadien, die Praktiken durchlaufen können. Dabei ist die deutliche Trennung in der Realität eher als graduelle Entwicklung zu sehen. Bis sich die entstehenden Verbindungen zwischen den Elementen stabilisiert haben, sprechen Shove und Kollegen von „Proto-Praktiken“, also solchen, die im Entstehen begriffen sind (vgl. ebd., S. 30f.). In Kapitel 6 wird am Beispiel des *Klimakochens* illustriert, wie unter der Logik des Wissens- bzw. Kompetenzerwerbs zwar Verbindungen zwischen den Elementen in der Klimaküche entstehen, deren Stabilisierung zu einer etablierten Praktik jedoch von der fehlenden Eingebundenheit von Kompetenzen verhindert wird. Dabei können einzelne Elemente Teil mehrerer Praktiken sein und bestehen sozusagen zwischen ihnen (vgl. ebd., S. 36).

Kommt es zu Entwicklungen, in denen keine neuen Verbindungen hergestellt werden können, verschwinden Praktiken auch wieder (unter Umständen liegen sie still, bis sie durch neue Verbindungen reaktiviert werden) (vgl. ebd., S. 35). Shove und Kollegen sprechen dann von „Ex-Praktiken“. In Kapitel 5 werde ich zeigen, wie sich durch Bedeutungsverschiebungen die Verbindungen zwischen Elementen von Freizeitpraktiken lösen und damit „Ex-Praktiken“ produzieren werden. Innerhalb von Praktiken sind die konkreten Vollzüge durchaus variabel; es handelt sich um situative Ausführungen derselben Praktik, auch wenn das Eis essen mit einem Freund in der Eisdiele eine ganz andere Situation darstellt als mit der Familie zuhause, so handelt es sich doch

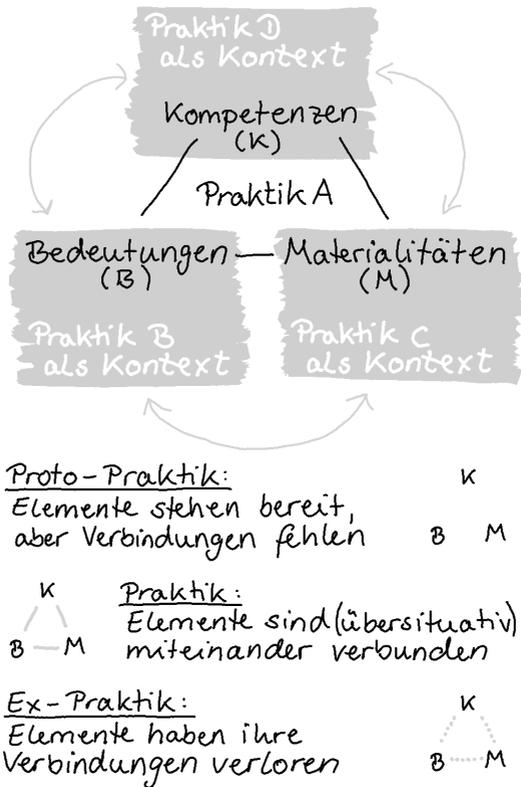


Abbildung 1: Die Dynamik von Praktiken: Schematische Übersicht der Entwicklungsstadien von Praktiken (eigene Darstellung in Anlehnung an Shove, Pantzar und Watson 2012, S. 25)

eben um dieselbe Praktik des Eis-Essens. Variationen sind dann in der Verteilung von Kompetenzen vorstellbar: Liegen diese bei der Eisfachverkäufer:in oder gehört die Eisherstellung zu den Fertigkeiten einer oder mehrerer Familienmitglieder und wird routiniert zuhause betrieben? Davon abhängig kann sich die Bedeutung des Eis ändern. In der Eisdielen ist es vielleicht ein seltenes Luxusgut, im eigenen Haushalt eine regelmäßige Speise. Das kann sich auch in der materiellen Form des Eis

zeigen, das einmal als sahnig-kremige Schlemmerei und ein andermal als eher wässrige Verwertung von Obstresten auftritt.

Um zu zeigen, wie das Entstehen und Verschwinden von Verbindungen zwischen Praktiken von Seiten der materiellen Elemente beeinflusst sein kann, greife ich auf Jane Bennetts Ausführungen zu „lebhafter Materie“ zurück (vgl. Bennett 2010). Wo bei Shove und Kollegen die *practitioners* weiterhin als zentral angesehen werden für soziale Praktiken, geht Bennett dazu über, Organismen (also auch Menschen) als ontologisch multipel anzusehen und deren verteilte Form hervorzuheben (vgl. ebd., S. 2, 3, 8). Diese tiefen theoretischen Einsichten unterliegen einer dezidierten Sichtweise auf die Welt. Für das Anliegen dieser Arbeit genügt uns eine pragmatische Verwendung von Bennetts Ausführungen. Hilfreich ist an dieser Stelle, wie Bennett *Wirkmächtigkeit* versteht, nämlich „als Macht, die weniger gebieterisch ist als Handlungsvermögen, aber aktiver als Widerspenstigkeit“ (Bennett 2020, S. 39). So können wir besser verstehen, was es bedeutet, dass die materiellen Elemente innerhalb eines Praktiken-Gefüges oder eines Praktiken-Bündels Einfluss auf die Praktiken nehmen. Als vitale Materie üben sie eine Lebhaftigkeit aus, deren Belange von den anderen Elementen ebenso beeinflusst werden wie sie selbst Einfluss ausübt. Ein Stadtbaum wird als materielles Element von urbanen Gefügen insofern Wirkmächtigkeit erlangen, als dass er die Praktiken an der einen Stelle versammelt (z. B. Menschen versammeln sich unter ihm, um im Schatten zu sitzen) und an der anderen Stelle verhindert (z. B. könnten Menschen vermeiden zur Blütezeit unter einer Linde zu parken, um dem klebrigen Nektar auf ihrer Frontscheibe zu entgehen). Das praktische Wissen, die Kompetenzen, die zum Versammeln oder Vermeiden beitragen, erlangen die *practitioners* aus ihrer alltäglichen Beziehung, ihren Erfahrungen mit dem Stadtbaum. Wie im konkreten Fall Bedeutungen solcher Art zustandekommen, lässt sich mit Timothy Ingolds Überlegungen zu Affordanzen erfassen (siehe Kapitel 1.3.2). Denn auch wenn ontologische Unterschiede zwischen Materiellem und Sozialem aufgelöst werden können, so sind innerhalb von Praktiken die Elemente in ihrem Zusammenspiel eben genau von dieser Emergenzleistung

getragen. Es ist daher von Bedeutung, sie von einer ganz praktischen Weise her zu betrachten (vgl. auch Thévenot 2001, S. 73).

2.4 Praktiken, die sich in Städten fügen

Anknüpfend an Praxistheorien sind Städte Ansammlungen soziomaterieller Praktiken. Ich möchte mir daher Ausschnitte der Stadt Kassel als Gefüge von Praktiken anschauen. Damit bietet Kassel den Rahmen meiner Untersuchung, ohne dass ein vollständiges Bild der Stadt erstellt wird. Es handelt sich um eine Forschung zu Klimawandel *in* der Stadt, nicht *der* Stadt (vgl. u. a. Färber 2013, S. 52f.). Vielmehr ist Kassel als historisch-gewachsener soziokultureller Zusammenhang prägend für die Einbettung der in ihr stattfindenden Praktiken. In diesem Gefüge aus Praktiken nehme ich mir drei Ausschnitte heraus, die sich um Stadtgrün in vielfältigen Formen – ein Stadtwald, essbare (Stadt-)Pflanzen und urbane Grünflächen – spannen und um die Herausforderungen, die sich in Bezug auf Klimawandel stellen. Für die kulturwissenschaftliche Stadtforschung haben Thomas Bender und Ignacio Fariás (2010) eines der grundlegenden Werke zu Städten als Gefügen vorgelegt: den Sammelband „Urban Assemblage“. Sie fassen darin den Stand der Forschung zusammen, der Stadtforschung und Assemblage-Denken zusammenführt (vgl. u. a. Brenner, Madden und Wachsmuth 2011; McFarlane 2011; Scott und Storper 2015; für Planungswissenschaften vgl. McCann und Ward 2011). Aus ihrer Sicht konstituieren sich Städte als relationale Gebilde, deren Analyse symmetrisch und im Sinne einer „flat ontology“ – also einer Gleichbehandlung von natürlichen und kulturellen Phänomenen, wie es auch für die *anthropology of climate change* in Kapitel 1.3.1 beschrieben werden – vorgehen muss (vgl. Fariás 2011, S. 1), um in der dynamischen Komplexität von Städten nicht eine Art von Elementen über die andere zu stellen. Auch Colin McFarlane (2011) erörtert, wie das Denken von Stadt als *assemblage* (zu Deutsch: Gefüge) dabei hilft über Urbanität nachzudenken: „It is not that assemblage necessarily decentres the human, but that it necessarily draws attention to the constitutive human-nonhuman multiplicity of relations“ (McFar-

lane 2011, S. 651). Den starken Bezug, den Fariás dann zum Begriffsrepertoire der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) herstellt, braucht die hier verwendete praxistheoretische Herangehensweise nicht, es soll hier aber auf die Nähe zwischen *urban assemblages* und ANT hingewiesen werden, in deren Tradition insbesondere die konsequente Gleichbehandlung von menschlichen und nicht-menschlichen Entitäten entsprechend des Symmetrie-Prinzips im Vordergrund steht (vgl. Fariás und Bender 2010). Das dient hauptsächlich der Dezentralisierung des Raumes als Untersuchungsobjekt der Stadtforschung und erinnert daran, dass Städte alltäglich in Praktiken zusammengefügt („assembled“) werden (vgl. ebd., S. 8). Eine Annahme, die schon auf Ash Amin und Nigel Thrift (2002) zurückgeht, die bereits davon ausgingen, urbane Realitäten entstünden durch Prozesse von Assoziationen zwischen heterogenen Entitäten (vgl. ebd., S. 14). Die Stadt entsteht dann performativ in Ereignissen und Zusammenkünften zwischen diesen Entitäten (vgl. McFarlane 2011, S. 667) und wird über Praktiken ethnographisch beschreibbar.

Jörg Niewöhner (2014) spricht in diesem Zusammenhang von „Ökologien der Stadt“ und meint damit die dynamischen Zusammenhänge von materiellen und immateriellen Aspekten des städtischen Zusammenlebens. Diese Aspekte verstehe ich als urbane soziale Praktiken. Urban soll dabei kein leerer Begriff (vgl. Studierende, im Gespräch mit Jörg Niewöhner 2016, S. 38) bleiben, sondern darauf hinweisen, dass die Praktiken dadurch geprägt sind, dass sie in einem städtischen Raum stattfinden, der sich dadurch auszeichnet, dass sich in ihm menschliche Sinnggebungsmuster und Wirklichkeitserfahrungen verdichten und ein spezifisches, wiedererkennbares Gefüge bilden, das weder beliebig noch starr ist, sondern zahlreiche Anknüpfungspunkte bietet (vgl. Schwab 2015).

Dieses Gefüge aus Praktiken ist eine *urban assemblage*, die Bender und Fariás beschreiben (vgl. Fariás und Bender 2010). Gefüge sind keine bloßen Additionen ihrer einzelnen Elemente. Eine Stadt ist deshalb nicht ein einzelnes Gefüge, sie ist ein Zusammenspiel vieler Gefüge, die sich ergänzen, überlagern und ausschließen (vgl. ebd., S. 15). Das Prozesshafte, das in *urban assemblages* hervorgehoben wird, verbind-

det diesen Ansatz mit der Praktikentheorie von Shoves, Pantzar und Watson. Prozesshaft bedeutet, es bilden sich Verbindungen zwischen Elementen, sie verfestigen sich, verringern sich und lösen sich wieder auf. Shove und Kollegen sprechen deshalb neben Praktiken auch von „Proto-Praktiken“, solche die dabei sind zu entstehen, und „Ex-Praktiken“, die mal bestanden haben (vgl. Shove, Pantzar und Watson 2012, S. 24ff.). So wird es möglich, Veränderungen zu beschreiben und dabei herauszuarbeiten, wie Praktiken entstehen – oder auch nicht – und wie Praktiken sich stabilisieren – oder auch nicht.

Daraus ergibt sich eine breite Anknüpfbarkeit und Erweiterbarkeit meiner Arbeit an weitere Praktiken, die nicht in die Arbeit einfließen. Mir ist an dieser Stelle wichtig zu erwähnen, dass es sich hier eben um eine Auswahl an Praktiken handelt, die mir während meiner Feldforschung begegnet sind. Sie sind deshalb nicht beliebig oder austauschbar, sondern stellen Ausschnitte der Stadt Kassel dar, wie sie von mir während meiner Forschung wahrgenommen wurden. In Kassels Alltag existieren noch viele weitere Praktiken, die alltäglich formen, was die Stadt in ihrer Spezifik ausmacht und für Klimawandel lokal von Belang ist. Städte als historisch-gewachsene, sozio-kulturelle Zusammenhänge zu betrachten bedeutet insbesondere, sie als unabgeschlossene, dynamische Gebilde zu verstehen, die niemals als konkrete Ganzheit erfasst werden können, sondern immer nur in Ausschnitten. Diese Ausschnitte in Form von sozialen Praktiken weisen darauf hin, dass Veränderungen, Wandel oder Transformation nicht allein durch die Intervention an einer Stelle von Seiten der Akteur:innen erfolgen kann (vgl. ebd., S. 19). Genauer gesagt geht es dabei um eine praxistheoretisch informierte Perspektive, die sich sozial-ökologischen Zusammenhängen annimmt, um einen Beitrag zu der Frage zu leisten wie sich Praktiken in Städten unter der Ägide des Klimawandels verändern. Die Anthropologie als Sozial- und Kulturwissenschaft bringt dabei eine breite Perspektive ein, die verschiedenste Lösungen und Zukunftsgestaltungen anbietet (vgl. O'Reilly, Isenhour, McElwee u. a. 2020, S. 23). Beispielsweise machen sie darauf aufmerksam, dass eine zu enge Fokussierung auf die Transformation von Wissen unter der Annahme stattfindet, dass Wissen zu Handeln führen

würde. Es wird von politischer wie aktivistischer Seite viel Aufwand betrieben, um auf der Ebene von Individuen Verhaltensänderungen hervorzurufen, um den Klimawandel aufzuhalten. Moralische Anrufungen und wissenschaftliche Grenzwerte und Expertisen sollen Menschen dazu bringen, ihr Alltagshandeln zu ändern. Oft wird von einer „Knowledge-Action-Gap“ gesprochen, wenn Wissen über „richtiges“ Verhalten vorhanden ist, aber nicht umgesetzt wird (vgl. Ernst 1997; Haan und Kuckartz 1996). Dabei ist bis jetzt beispielsweise überhaupt offen, wie Klimawandel auf verschiedenen Ebenen gewusst wird (vgl. IPCC 2019, S. 99–105). Die Annahme, dass allein die diskursiv verbreitete Bedrohung durch Klimawandelauswirkungen genügen wird, um handlungsleitendes Wissen zu streuen, ist mindestens zu hinterfragen und entbehrt empirischer Belege. Fortlaufende Erhebungen zur Entwicklung des globalen CO₂-Ausstoßes zeigen, dass von einer Verbesserung der Lage des Klimaschutzes bisher keine Rede sein kann (vgl. Brand 2011). Das verkennt die alltägliche Aushandlung zwischen soziomateriellen Praktiken, in denen sich Mensch und Natur nicht nur begegnen, sondern Verbindungen miteinander eingehen. Werden praxistheoretische Annahmen zu Rate gezogen, wird hingegen sichtbar, dass Motivation und Intentionalität (von Handlungen) weniger erklären können als die Frage nach dem Wechselspiel zwischen Struktur und *agency*, die bei Praxistheorien im Vordergrund steht.

Theorien sozialer Praktiken werden bereits mehrfach verwendet, um im Kontext von Nachhaltigkeits- und Konsumforschung Deutungsansätze für die Stabilität nicht-nachhaltiger Praktiken zu finden und entsprechende Erkenntnisse für Änderungen von Verbrauchspraktiken fruchtbar zu machen (vgl. u. a. Brunner 2019; Hargreaves 2011; Strengers und Maller 2015; Warde 2005). Studien zu Energieverbrauch oder Mobilitätsroutinen verweisen zudem auf das Spannungsfeld zwischen gewachsenen und routinisierten Verbindungen innerhalb von Praktiken (vgl. u. a. Pohlmann 2018, 2020) sowie auf die Dynamik und Innovationsfähigkeit, die aus Praktiken entstehen können (vgl. u. a. Blue und Spurling 2017; Shove und Spurling 2013). Indem sie Materialitäten, Bedeutungen und Wissen (als Elemente von Praktiken) untersuchen, geben praxistheoretische Perspektiven Aufschluss

darüber wie sich soziales Miteinander verändert (vgl. Shove, Pantzar und Watson 2012; vgl. auch Brand 2011; Jaeger-Erben 2017; Rau 2018). So können globale Phänomene in lokale Sinngebungsmuster eingebunden werden (vgl. Schatzki 2016).

Die Stärke praxistheoretischer Ansätze liegt laut dem Umweltsoziologen Karl-Werner Brand (2011) in der konsequenten Auflösung der Dichotomie von Subjekt-Objekt und Struktur-*agency*, indem sie in sozialen Praktiken übergeordnete Themen in konkreten Alltag verarbeitet sehen. Er sieht ihren Beitrag zur Umweltdebatte „in der detaillierten Analyse der Entstehung, Stabilisierung und Veränderung sozialer Praktiken“ (Brand 2011, S. 195), wodurch er sie zur Bearbeitung der Kluft zwischen gesteigener individueller Bereitschaft nachhaltige Lebensweisen zu verfolgen (vgl. auch Metzger, Murray-Rust, Houtkamp u. a. 2018) und der Trägheit tatsächlich messbarer Verbesserungen auf der Makroebene beflissen sieht (vgl. Brand 2011, S. 176). Sie wären dementsgegen nicht dazu geeignet, Entwicklungen auf der Makroebene zufriedenstellend zu erklären (vgl. ebd., S. 194). Sie können ebenso als aktive Elemente wie passive Kontexte von Praktiken gesehen werden (vgl. Rinkinen, Jalas und Shove 2015, S. 880). Dazu können sie die Rolle von (i) Praktiken zugrundeliegenden Infrastrukturen, (ii) in Praktiken verwendeten Technologien oder (iii) Ressourcen, die in Praktiken verbraucht werden, einnehmen (vgl. Shove 2017, S. 156).

Für die Untersuchung relationaler Mensch-Umwelt-Beziehungen eignen sich praxistheoretische Ansätze, weil sie nicht zwischen Sozialem und Materiellem trennen, sondern beides als ko-konstitutiv auffassen (vgl. Sattlegger, Stieß, Raschewski u. a. 2020). Die konkrete Rolle von Materialität wird dabei unterschiedlich ausformuliert (vgl. ebd., S. 154). Diese Ansätze, speziell der von Shove, Pantzar und Watson, ermöglichen die Gleichbehandlung von Materiellem und Sozialem bei der Betrachtung des Zusammenspiels von Praktiken, die miteinander verbunden sind, weil ihre Elemente sich überschneiden (vgl. ebd., S. 157). So gerät auch praktisches Wissen im Umgang mit natürlichen Ressourcen wie Nahrungsmitteln mehr in den Blick (siehe Kapitel 6). In Rückbezug auf Forderungen aus der *anthropology of climate change* sehe ich Praxistheorien als angemessenes und hilferei-

ches Analyseinstrumentarium, um Bedeutungen, Materialitäten und Kompetenzen als Zusammenhang zu untersuchen.

Alltag ist ein zentraler Kontext für Praktiken. So verwundert es, dass im Kontext von Klimawandel in Städten Alltagsforschung bisher nicht zentraler steht, ist sie doch eine „empirische wie kulturtheoretische Leerstelle der Wissensbasis dieser Regierungstechniken“ (Niewöhner 2014a, S. 194), die auf eine Wandlung von Alltagsbezügen abzielen. Im Prozess des Alltags wird Klimawandel situiert. Situiertheit bedeutet dann mehr als nur Kontext, es bedeutet die konkrete Verflechtung und Mehrdimensionalität von Phänomenen. Situiertes Wissen meint konkret die Kontingenz und kulturelle Eingebundenheit von Wissen, die in materielle Umwelten eingeordnet ist (vgl. Haraway 1988, S. 581). Personen wissen nicht einfach unterschiedlich, sondern wechseln zwischen Wissenskontexten, in denen sie verschiedene Wissensformen über die Zeit erlernen, sich erarbeiten, erfahren und partiell – je nach Situationsangemessenheit – nutzen (vgl. Grasseni 2007; Haraway 1988; Harris 2005, S. 206ff.). Für die Erforschung der Alltäglichkeit des Klimawandels bedeutet dies, dass Sozialität ständig über geteilte Praktiken hergestellt wird. Diese geteilten Praktiken können verschiedenster Art sein. Sie können harmonisch und ermächtigend sein, wie Aktivitäten im Kontext von Freizeit (Sport und Spiel), bei der Organisation öffentlichen Lebens (Stadtplanungsprozesse, Feste etc.) ebenso wie konflikthaft (z. B. in politischen Auseinandersetzungen). Klimawandel findet in diesen Praktiken als sinngebendes Element oder als Teil von städtischen Logiken (vgl. Barry, Born und Weszkalny 2008) Eingang. Um zu verstehen, welche Praktiken relevant werden im Verlauf der Arbeit für Klimaanpassung und Klimaschutz, gebe ich in den nachfolgenden Abschnitten einen Überblick darüber, welche Verschiebungen durch Klimawandel erwartet werden und wie internationale und nationale und lokale Richtlinien versuchen, Voraussetzungen für den Umgang mit Klimawandel und weiteren globalen Belangen, wie Biodiversitätserhalt, zu schaffen.

3 Klimawandel ethnographieren: sich Gefügen annähern

In den vorherigen Abschnitten wurde deutlich gemacht, wie Klimawandel als gesellschaftliches Problem durch Praktiken empirisch untersucht werden kann. Die aus der Mehrdimensionalität von Klimawandel resultierenden partiellen, situierten Perspektiven lassen sich mittels der Ethnographie fassen. Sie bietet die dafür nötige methodische Vielfalt und Offenheit, wobei sie einen Schwerpunkt auf teilnehmende Beobachtungen legt. So lässt sich Klimawandel kulturwissenschaftlich bearbeiten. Hannah Knox betont zudem, dass eine anthropologische Konzeption von Klimawandel erst empirisch-ethnographisch erfolgen sollte. Auch Jelena Adeli beschreibt ihren Feldeinstieg auf Kap Verde so, dass Klimawandel im Alltag von Menschen erst einmal keine direkte Rolle spielt (Adeli 2017, S. 37). Daher begann auch sie sich dem Thema Klimawandel über *proxys* (s. o.) anzunähern. Die Antwort auf die Frage nach dem Status von Klimawandel muss also eine empirische sein und lautet daher vielmehr: Was bedeutet Klimawandel in meinen empirischen Feldern? Aus der beschriebenen Kontingenz des Klimawandels resultiert, dass er aus kulturwissenschaftlicher Sicht immer das ist, als was er in einer bestimmten Praktik hervorgebracht wird. Klimawandel bedeutet in meiner Empirie, dass innerhalb städtischer Praktiken-Gefüge durch veränderte globale und lokale Mensch-Umwelt-Beziehungen die Suche nach Stabilisierungen für neue oder angepasste Formen von Alltagspraktiken angeregt werden. Akteur:innen fügen Bedeutungen, Materialitäten und Kompetenzen in Bezug auf Klimawandel und Biodiversitätsverlust in neuer Weise zusammen, weil ein „Weiter-So“ nicht mehr sinnvoll scheint.

Unter Rückbezug auf die Frage nach den Veränderungen von Alltagspraktiken durch Klimawandel habe ich Alltage über das Praktikenkonzept von Shove und Kollegen (2012) gewissermaßen operationalisiert und mehrdimensional beobachtbar sowie analytisch fassbar gemacht. Praktiken sind in Alltagen durch ihre Routinisierbarkeit und Reproduzierbarkeit verankert. (Sie sind Alltagspraktiken.) Als situativ verket-

tete Gefüge aus den drei oben eingeführten Elementen Bedeutungen, Kompetenzen/Wissen und Materialitäten arrangieren sich Alltagspraktiken miteinander zu größeren Gefügen und bilden so wiederum die Stadt Kassel als wandelbares aber wiedererkennbares Gefüge aus Praktiken aus. Einige dieser Praktiken-Gefüge dienten mir in Kassel als Ausschnitte für die Erforschung städtischer Klima-Alltage.

Mein methodisches Vorgehen orientiert sich an der Grundannahme, dass sich Praktiken im Alltäglichen ausbilden und anzufinden, und daher öffentlich und beobachtbar sind. Die Beobachtbarkeit führt jedoch nicht zu einer kompletten Erfassbarkeit der relevanten sozialen Wirklichkeit. Gleichzeitig ist an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass zeitgenössische Ethnographien, und diese hier ist keine Ausnahme, ein Geflecht aus partiellen Perspektiven sind (vgl. Clifford 1986), deren Erkenntnisgewinn eingebettet ist in die Situiertheit der Ethnographin (vgl. Haraway 1988) in einem Gefüge aus Forschungspraktiken, die einen Ausschnitt aus dem Kontext des beforschten Feldes (hier Klimawandelbelange in der Stadt Kassel) darstellen (vgl. Hess und Schwertl 2013). Das Gefüge aus Forschungs-Praktiken – die Forschungsassemblage (s. u.) – in dem sich eine zunächst sehr offene und experimentelle Herangehensweise im Wechselspiel mit den Geschehnissen im Feld entwickelte (vgl. zur Notwendigkeit offener und flexibler ethnographischer Herangehensweisen in der Ethnographie Rabinow 2011), möchte ich im Folgenden näher erläutern.

3.1 Feldeinstieg, Fallauswahl und methodologische Entwicklungen

Die Empirische Kulturwissenschaft nähert sich ihrem Hauptgegenstand, Alltagen, zumeist mittels des Forschungsansatzes der Ethnographie, die einen auf das spezifische Forschungsfeld zugeschnittenen Methodenmix erlaubt. Die Ethnographie eignet sich, um Themenfeldern explorativ zu erschließen und die Komplexität von Phänomenen greifbar zu machen (vgl. Crate 2011). Praxistheoretische Forschung blickt dazu speziell auf die Verflochtenheit von Wissen, Bedeutungen und Materialitäten (siehe Kapitel 2). Sie untersucht mit sich ergänzen-

den Methoden, was Menschen in ihrem Alltag tun und welchen Sinn sie ihren Taten, Artefakten und Körpern zuschreiben, um die inneren, prozesshaften Logiken des Feldes zu verstehen (vgl. Niewöhner, Sørensen und Beck 2012). Für den Feldeinstieg in Kassel war dazu das initiale „Herumhängen“, wie Anja Schwanhäußer (2015) es nennt, zentral. Durch anfängliches Umherschweifen in verschiedenen Stadtteilen Kassels erlangte ich zwischen Herbst 2017 und Herbst 2018 ein Gefühl für die Stadt und ihre Besonderheiten. Auffällig erschien mir gleich zu Beginn die Schwierigkeit, über das Internet auf Veranstaltungen und Aktionen aufmerksam zu werden. Schnell wurde mir die Bedeutung von Flyern, Plakaten, Aushängen und lokalen Stadt- oder sogar Stadtteilmagazinen bewusst. Kassel stellte sich mir unter diesem Aspekt als stark lokal verankerte Ansammlung von Praktiken dar. Um zu erfahren, was in Kassel passiert, war ein kontinuierliches Vor-Ort-Sein und Umherschweifen äußerst relevant. Aus der Ferne ließe sich ein Feldeinstieg in Kassel nicht bewerkstelligen. Auch daher erschien eine ethnographische Vorgehensweise als adäquate Annäherung an das Forschungsfeld. Im späteren Verlauf der Forschung war es durch die Engführung des Erkenntnisinteresses dann möglich, in die einzelnen Felder „hineinzupendeln“, wie es als typisches Vorgehen der Empirischen Kulturwissenschaft angesehen wird (vgl. Schmidt-Lauber 2007, S. 228). Anfangs führte ich neben dem „Herumhängen“ häufig Wahrnehmungsspaziergänge durch und sammelte dabei vielerorts Flyer und andere Dokumente. Dadurch wurde ich auf Stadtteilspaziergänge, Pflanzaktionen und Bürger:innenbeteiligungsformate aber auch auf Stadtteilläden und Diskussionsrunden aufmerksam. Das Umherschweifen in der Stadt ist dabei nicht Willkür, sondern Methode (vgl. Schwanhäußer 2015). In Anlehnung an de Certeau (1988, S. 189) kann das Gehen in der Stadt als eine Art der Rauman eignung der Forscherin angesehen werden, die ihre Aufmerksamkeit auf lokal verortete Themen der Stadtgesellschaft lenkt. Mit Wahrnehmungsspaziergängen werden Potenziale des gelebten Raumes sichtbar gemacht und Alltage können als Aneignungen des Stadtraumes in den Blick genommen werden (vgl. Lynch und Rivkin 1970; Schwanhäußer 2015, S. 87f.).

Durch stetiges Überprüfen und iteratives Analysieren in Form von Memos (vgl. Breidenstein, Hirschauer, Kalthoff u. a. 2015, S. 104) wurde aus dem explorativ erfassten Datenmaterial in Form von Feldnotizen deutlich, dass in Kassel die Verbindungen zwischen Räumen und deren Bedeutungen, Pflanzen/Grün und Wissen/Kompetenzen von besonderer Relevanz für Klimawandelbelange sind¹. In Kassel stellen sich diese Relevanzsetzungen darüber hinaus durch mehrere gesellschaftliche Akteur:innen als spezifisch für die historische Entwicklung Kassels dar: In der ehemaligen Residenzstadt werden regelmäßig die Reibungen und Widersprüche zwischen einer historisch und aktuell stark durch Rüstungs- und Automobilindustrie geprägten Stadt und einer breiten, ökologisch orientierten Subkultur produktiv gemacht (siehe auch Kapitel 4.2). Das drückt sich unter anderem in Raumkonflikten, wie z. B. der Ausweisung von Naturschutzgebieten oder der ästhetischen sowie infrastrukturellen Ausgestaltung von städtischen Räumen, aus. Hinzu kommt, dass der Klimawandel während meiner Feldforschung derart spürbar (in den Hitzesommern 2018 und 2019 besonders durch Trockenheit) auf den Stadtraum einwirkt, dass zahlreiche Akteur:innen – Privatpersonen in ihren Gärten; Stadtverwaltungsämter, die wie das Bau- oder Verkehrsamt bisher andere Priorisierungen hatten; zivilgesellschaftliche Gruppen wie der Verein Essbare Stadt oder die Fridays-For-Future-Bewegung – zunehmend Interesse zeigen, Räume grüner, klimaangepasster und für vielfältigere Praktiken (z. B. Abkühlung, emissionsarme Fortbewegung, Ernährung etc.) ermöglichend zu gestalten. Klimawandelbedingte Probleme wie Biodiversitätsrückgang und Gesundheitsbelastungen sollen in Form von naturbasierten Lösungen durch Grüne Infrastrukturen abgemildert werden. Wissen und Kompetenzen sind dabei auf verschiedenste Akteur:innen verteilt und liegen quer zwischen Verwaltung und Bürger:innen. Es ist vielmehr so, dass im komplexen städtischen Gefüge Praktiken über ihre Elemente vielseitig verknüpft sind, sowohl

1 Dies ist mit Rückblick auf die Literaturübersicht in Kapitel 1.3 wenig überraschend, sodass eine Fokussierung auf diese Belange einen sinnvoll-eingebetteten Feldzuschnitt in Aussicht stellte, womit ich Ende 2018 begann.

zwischen Verwaltungspraktiken als auch zwischen Freizeitpraktiken und – im Zuge der Essbare-Städte-Bewegung – auch mit urbanen Ernährungspraktiken. Räume erhalten durch Pflanzen andere Bedeutungen und Affordanzen. Sie werden anders gelesen und anders gewusst. Diesen Aspekten bin ich im Zuge der Feldforschung nachgegangen. Die verwendeten Methoden wechselten dann mit steigender Immersion ins Feld von offeneren zu stärker geschlosseneren Erhebungsmethoden.

Das „Herumhängen“ intensivierte sich über teilnehmende Beobachtungen bei Teilnehmungsformaten der Stadtplanung und allgemeinen Treffen der Essbaren Stadt Kassel hin zu „beobachtender Teilnahme“ (vgl. Wacquant 2003, S. 12) in urbanen Gärten und Planungsgesprächen und umfasste auch ko-laborative Elemente im Rahmen des Projektes KlimaKOSTmobil. Ich folgte denjenigen Akteur:innen, die einerseits selbst auf mich zukamen und die ich andererseits während Feldaufenthalten als Schlüsselpersonen identifizieren konnte (vgl. Breidenstein, Hirschauer, Kalthoff u. a. 2015, S. 84). Entweder weil sie während beobachteter Situationen oder in informellen Gesprächen führende Rollen eingenommen haben oder mich auf Teilnahmeprozessen angesprochen haben oder mir in Interviews als weitere Interviewpartner:innen vorgeschlagen wurden. Als ethnographischer Methodenmix ergab sich durch die methodologische Offenheit, gepaart mit Reflexionsphasen, eine gegenstandsangemessene Verbindung aus teilnehmenden Beobachtungen, Leitfadeninterviews und raumbezogenen Methoden:

Die teilnehmende Beobachtung als „synchrone Begleitung lokaler Praktiken“ (ebd., S. 14) ermöglicht eine kontinuierliche und intensive Betrachtung des Forschungsfeldes. Indem lokal gebundenes, textspezifisches und detailliertes Material in Form von Feldnotizen und -tagebuch geschaffen wird, soll möglich sein, das Feld nach ihm eigenen Logiken zu analysieren (vgl. Barry, Born und Weszkalny 2008; Emerson, Fretz und Shaw 2011).

Qualitative Interviews werden genutzt, um soziale Wirklichkeiten zu erfassen (vgl. Lamnek und Krell 2016, S. 329). Das qualitative Interview ist dabei als Kommunikationsinteraktion zu verstehen, in dem es

darum geht, zu ergründen, welche Aspekte für die Befragten von Relevanz sind und wie sie ihnen Sinn zuschreiben (Misoch 2015, S. 215). Für Fragestellungen in Bezug auf Mensch-Umwelt-Beziehungen ist auch die Beschaffenheit des Raumes und der Umgang mit ihm interessant. Ergänzend nutzte ich deswegen sozialraumbezogene Methoden, wie bewegte Interviews (vgl. Kühl 2016b) oder Go-Alongs nach Margarethe Kusenbach (2003), um zu erkunden, wie Menschen den Stadtraum wahrnehmen, nutzen und erinnern. Diese Methoden konnten mit den teilnehmenden Beobachtungen und den Interviews integriert werden.

Während der Datenerhebung stellte sich der ethnographische Prozess als das übliche Gefüge aus geplanten und zufälligen Feldaufenthalten, einem Vor-und-Zurück in der Entwicklung der Fragestellung und wechselnder Schwerpunktsetzungen in der Behandlung der drei Hauptfelder und einigen methodischen Experimenten dar. Im Jahr 2018 nahm ich an verschiedenen Bürgerbeteiligungsformaten und an Treffen der Essbaren Stadt Kassel teil. Zu Letzterem kam es, weil ein Mitglied mich auf der Auftaktveranstaltung des Graduiertenprogramms „Ökologien des sozialen Zusammenhalt“, in dessen Rahmen ich Ende 2017 gerade im Begriff war diese Dissertation zu beginnen, ansprach. Die Bürgerbeteiligungen besuchte ich, weil dort zwischen Stadtverwaltung, Planer:innen und Bürger:innen für die Stadtteile aktuelle Themen verhandelt werden. So wurde ich mir des Konflikts um den Eichwald gewahr, an dessen Beispiel ich in Kapitel 5 den Einfluss von Bedeutungen auf Veränderungen anführe. Durch die Teilnahme an Treffen bei der Essbaren Stadt erfuhr ich von dem Projekt KlimaKOSTmobil, das die Mitglieder bei der NKI-Förderung „Kurze Wege für den Klimaschutz“ eingeworben hatten und das mit seinem Anspruch Klimawandel und Alltag zu verbinden Überschneidungen zu meinem Forschungsinteresse aufwies. Die Auswahl von Themen und Fokussierungen erfolgte im Anschluss an eine analytische Phase im Winter 2018/2019, in der ich die Notizen und Dokumente aus der Feldexploration mehrmals durchsah und reflektierte, welche Aspekte im Sinne der Forschungsfrage als besonders relevant erschienen und welche methodischen Vorgehensweisen sich als angemessen für die Erforschung dieser Aspekte anbieten. Daraus ergaben sich folgende idealtypische Kombinationen:

- Mit Go-Alongs im Eichwald wurde die Rolle von Bedeutungen für Veränderungen von Erholungspraktiken untersucht.
- Durch teilnehmende Beobachtungen in der Klimaküche wurden Wissens- und Kompetenzdimensionen von Praktiken in ihrem Vollzug auf ihre Transformationsfähigkeit geprüft.
- Mittels Leitfadeninterviews mit Expert:innen wurde herausgestellt, wie Materialitäten Verwaltungspraktiken herausfordern.

Die Schlüsselaspekte, die in der ersten Analyse identifiziert wurden – Pflanzen, Wissen/Kompetenzen, Raum – stellen die Dimensionen dar, entlang denen sich der Verlauf der weiteren Forschung und die Eingrenzung auf die in dieser Arbeit dargestellten Feldbeispiele orientierte.

Die Auswahl der Fallbeispiele erfolgte empirisch, denn das empirische Feld meiner Forschung fügte ich nach der Einstiegsphase der Wahrnehmungsspaziergänge und des „Herumhängens“ (s. o.) durch das subsequeunte Folgen von Akteur:innen, Themen und Ereignissen (vgl. Marcus 1995) zu einer Forschungsassemblage (vgl. Hess und Schwertl 2013),² in der ich mich im Gefüge der Stadt Kassel bewegte und aus der heraus sich nach und nach die drei Hauptfelder, die in den empirischen Kapiteln 5, 6 und 7 behandelt werden, herauskristallisierten. Das Folgen der Akteur:innen und Ereignisse, die für die Forschungsfrage relevant waren, also Bezüge zwischen Alltagen und Klimawandel- oder Biodiversitätsbelangen aufwiesen, führte zu diesen drei Fallbeispielen. Sie sind, dies ist wichtig zu betonen, nur ein Ausschnitt aus dem komplexen Praktiken-Gefüge, das Kassel bil-

2 Mit dem Begriff der Forschungsassemblage „research assemblage“ kam ich intensiver in einem Early Career Workshop mit dem Titel „Participant Observation and Collaboration in STS Ethnography: Generating Methodographic Sensibilities for Science & Technology Studies“ in Berührung, der vom STS Lab der Humboldt-Universität zu Berlin und dem ETHOS Lab der IT Universität Kopenhagen vom 12. – 14. April 2018 in Berlin organisiert wurde (für einen Workshopbericht vgl. Lippert und Douglas-Jones 2019). Dort ging es darum zu fragen, wie Ethnolog:innen ihre Datenerhebung selbst reflektieren können, indem sie *methodography* betreiben. Ich habe das damals als Aufforderung verstanden, während der eigenen Datenerhebung auch Notizen zur Art und Weise der eigenen Wissensproduktion zu machen und so ähnlich einer Autoethnographie Einblick gewähren zu können, wie Daten entstanden sind und wie dieser spezifische Entstehungsprozess die eigene ethnographische Erzählung beeinflusst.

det. Letztlich wurden die drei in dieser Arbeit dargestellten Fallbeispiele für eine empirische Vertiefung und Analyse ausgewählt, weil an ihnen besonders deutlich einzelne Aspekte klimawandelrelevanter Alltagspraktiken in Kassel hervortreten. So wird augenscheinlich, wie in der Dynamik von Praktiken durch Veränderungen einzelner Elemente Verschiebungen auftreten können, aber nicht müssen, die dann Praktiken-Gefüge in ihrer Gesamtheit zu Transformation anregen können – oder auch nicht. Im verbleibenden Teil dieses Kapitels werde ich mein bis hierhin skizziertes Vorgehen präzisieren.

3.2 Teilnehmend beobachten und audionotieren

Als klassische ethnographische Methode ist die teilnehmende Beobachtung eine der grundlegenden Methoden der Anthropologie und fest im Fach verankert (vgl. Murchison 2010, S. 12f.). Die Stärke der teilnehmenden Beobachtung liegt zum großen Teil in der Nähe, die sie zu den beforschten Kontexten zulässt. Sie ermöglicht eine kontinuierliche, intensive Betrachtung des Forschungsfeldes, für welches sich die Forschenden interessieren, und eignet sich daher für das Beobachten und Nachvollziehen von Prozessen (vgl. ebd., S. 12f.). In Zusammenarbeit mit weiteren ethnographischen Methoden (insbesondere informelle Gespräche, Interviews) gibt sie der Forscherin eine Grundlage für das Verstehen des Feldes. Dabei hängt das Gelingen von Phasen der teilnehmenden Beobachtung weniger von strikt angewendeten Methoden ab, sondern vielmehr von einem durch das Erkenntnisinteresse geleiteten Zusammenfügen einer flexiblen Methodologie, die Feldeinstiege, Rollenetablierung und -aufrechterhaltung und weitere Aspekte Datenerhebung kennzeichnet (vgl. Lüders 2012, S. 386f.).

Durch eine teilnehmende Beobachtung wird Material kreiert, welches sich durch die Nähe zum Feld als eine subjektive Position der Forscherin auszeichnet. Die Aufgabe ethnographisch forschender Personen ist, ihre subjektive Position zu reflektieren und den Fokus von Feldnotizen darauf zu legen, wie die Akteur:innen im Feld ihr Tun verstehen (vgl. Campbell und Lassiter 2015, S. 65). Im ersten Schritt

lag der Beobachtungsfokus der vorliegenden Arbeit auf den alltäglichen Handlungen und Interaktionen, die die Akteur:innen im Feld verbindet. Daraus sollte eine Art „dichte Beschreibung“ des Feldes ermöglicht werden, indem lokal gebundenes, textspezifisches und detailliertes Material in Form von Feldnotizen und -tagebuch geschaffen wird (vgl. Emerson, Fretz und Shaw 2011). Aus diesem heraus soll eine analytische Distanz zum Feld geschaffen werden, indem reflektiert wird, welche Rolle die Forscherin im Feld eingenommen hat. Anhand dieser Reflexion kann dann auch die Frage nach dem Wechselspiel zwischen teilnehmen und beobachten (vgl. Murchison 2010, S. 87) diskutiert werden. Ich für meinen Teil würde mit Peter Atteslander (2010, S. 95) von einer „teilnehmenden Anwesenheit“ sprechen. Dies drückt besser aus, dass es mehr die Teilnahme und Anwesenheit im Feld ist, die zu einem praxistheoretisch inspirierten Erkenntnisgewinn beiträgt, als die Beobachtung.

Exkurs: Audionotizen

Für die Aufzeichnung und Fixierung des Erlebten fertigte ich das übliche Feldtagebuch aus meinen Feldnotizen an. Dieses Vorgehen erweiterte ich um eine Methode, die ich *Audionotizen* nennen möchte. Während (hand)schriftliche Notizen in jedem Lehrbuch der Ethnographie als Hauptaufzeichnungsmethode genannt werden, sind mündliche Aufnahmen von Feldnotizen kaum behandelt. In ihrem Standardwerk „Writing Ethnographic Fieldnotes“ erwähnen Robert M. Emerson, Rachel I. Fretz und Linda L. Shaw (2011, S. 49) die Möglichkeit Feldnotizen aufzusprechen („talk fieldnotes“) als Vehikel, um bei langen Feldaufenthalten und wenig Zeit für ausführliche Feldnotizen, eine lebhaftere und schnelle Aufzeichnungsmöglichkeit zu haben. Diese Funktion von *Audionotizen* kann ich nur bestätigen. Gerade wenn Feldaufenthalte bis in die späten Abendstunden andauern und viel Interaktionen stattfanden, kann ein mündliches Einsprechen sehr entlasten. Die Autor:innen nennen als Nachteil

dieser Aufzeichnungsmethode den zeitraubenden Prozess des Transkribierens solcher Feldnotizen. Sie lassen dabei aber außer Acht, dass Transkribieren nicht nur ein Abarbeiten einer lästigen, aber notwendigen Aufgabe ist, sondern wichtige und hilfreiche Funktionen des ethnographischen Reflexions- und Schreibprozesses unterstützen oder sogar erfüllen kann. Darauf möchte ich hier kurz eingehen. Ich beziehe mich auf zwei Aspekte: Reflexion der Wissensproduktion durch die Ethnographin in Anlehnung an jüngere Überlegungen zu *methodography* in den Science and Technology Studies (vgl. Greiffenhagen, Mair und Sharrock 2011; Laser 2021; Law und Ruppert 2013; Lippert und Mewes 2021) und fachliche Konventionen der Fixierung ethnographischer Datenerhebung (vgl. Atkinson, Coffey, Delamont u. a. 2007; Breidenstein, Hirschauer, Kalthoff u. a. 2015; Emerson, Fretz und Shaw 2011; Sanjek 1990).

In der Ethnographie stellen Feldnotizen eine Form der Datenerhebung dar, die das von der Forscherin Erlebte verschriftlicht. Es geht um eine Verbalisierung und Explizierung von bewusstgemachten Erfahrungen ebenso wie der Überführung von implizitem Wissen in explizite und intersubjektiv nachvollziehbare Formen der Kommunikation. Die Verschriftlichung dient aber nicht nur der Explizierung und Nachvollziehbarmachung, sondern ebenso der Reflexion. Die Hauptleistung der Ethnographin besteht darin über eine Distanzierung zum selbst Erlebten zunächst einen beschreibenden und dann eigentlich schon im selben Schritt reflektierenden Zugang zur Felderfahrung zu bekommen: das Ausformulieren von „jottings“ (Emerson, Fretz und Shaw 2011, S. 29) und „headnotes“ (Sanjek 1990, S. 93), also schnellen, ungeordneten Notizen während des Feldaufenthaltes, zu Feldnotizen. Aus der klassischen Vorgehensweise der Anthropologie können wir auch lernen, für wen Feldnotizen geschrieben werden: Für eine Leser:innenschaft (vgl. George Bond 1990, in ebd., S. 273–290).

Die zweite Richtung, mit der ich die *Audionotizen* einordnen möchte, sind Ansätze aus den Science and Technology Studies, die ihre Entstehungsgeschichte ganz wesentlich auf die Sichtbarmachung und Kritik von Wissensproduktion in den Naturwissenschaften (allen voran Latour und Woolgar 1979 und Knorr-Cetina 1999) und in den letzten Jahren wieder die Notwendigkeit erkennen derselben Überprüfung auch das eigene Feld, also die Sozial- und Kulturwissenschaften, zu unterziehen (vgl. Greiffenhagen, Mair und Sharrock 2011, 2015), nachdem im Rahmen der Debatte um „writing culture“ bereits Repräsentationsformen ethnographischer Forschungen in den 1980er Jahren hinterfragt wurden (vgl. Clifford 1986). Aktuell werden neue Methoden gesucht, um sich diesem Anspruch anzunehmen. John Law und Evelyn Ruppert (2013) beschäftigen sich beispielsweise damit, welche *devices* in Gesellschaften vorhanden sind und wie soziale Phänomene durch sie strukturiert werden. *Devices* sind für Law und Ruppert (2013, S. 229) Arrangements, die einem bestimmten Zweck dienen, der aber je nach Arrangement unterschiedlich sein kann. Der Begriff des *device* dient ihnen dann dazu, darauf hinzuweisen, wie Forschende Entscheidungen in Forschungszusammenhängen treffen, zum Beispiel darüber, welche Erhebungsmethode oder welche Mnemotechnik (Vorgehen zur Unterstützung und Fixierung von Erinnerung) zur Unterstützung des Schreibprozesses gewählt wird, und wie diese Entscheidungen die Konstruktion des Datenkorpus dahingehend beeinflussen, was als Datenmaterial aufgenommen wird und was nicht (vgl. Law und Ruppert 2013, S. 333).

Aus diesen beiden Strängen heraus möchte ich nun meine *Audionotizen* beleuchten. Zunächst ist die Frage interessant, für wen die Notizen gesprochen werden. *Audionotizen* dienen als *device* in einer Forschungsassemblage. Anders als „jottings“, die für die Schreibenden selbst als Erinnerungsstütze gedacht sind, „headnotes“, die widerspiegeln, was in der „zweiten Sozialisati-on“ (vgl. u. a. Ottenberg 1990, S. 142), also dem Erkennen und

Erlernen von feldspezifischen sozialen Regeln und Normen, der Ethnographin haften geblieben ist und auch anders als ausformulierte Feldnotizen, die so dicht und sprachlich ausgefeilt sind, dass sie einer späteren Leser:innenschaft dienen können, erfüllen *Audionotizen* den Zweck, die Reflexion des Geschehenen eng am Forschungsaufenthalt zu beginnen und in erheblichem Umfang an das direkt Erlebte anknüpfen zu können. Sie sind, wenn sie genauso systematisch und fleißig genutzt werden wie schriftliche Feldnotizen, eine wichtige Mnemotechnik im ethnographischen Forschungsprozess.

In meiner Forschungsassemblage richten sich die Audionotizen vorrangig an mein zukünftiges Forscherinnen-Ich. Wenngleich die Arbeit der Transkription zwischengeschaltet ist, so sind die *Audionotizen* mehr oder weniger ausformuliert – abhängig vor allem (genauso wie bei schriftlichen Notizen) von meiner situativen Konzentrations- und Begeisterungsfähigkeit. Anders als die schriftlichen „jottings“, die ich im Feld auch machte, birgt die *Audionotiz* den Nachteil, dass sie beim Einsprechen von anderen gehört werden kann und diese Möglichkeit eine unerwünschte Zurückhaltung in Bezug auf Reflexionen des gerade Erlebtem zur Folge haben kann. Je nach Ort des Einsprechens oder Art und Inhalt des Gesprochenen sind die situativen Vor- und Nachteile abzuwägen. Da ich zu meinen Feldaufenthalten eigentlich immer mit dem Rad kam, nutzte ich das Radfahren als „mithörsicheres“ Arrangement nach den Feldaufenthalten. Nach dem Feldaufenthalt auf dem Fahrrad die Feldeindrücke aufsprechen zu können, brachte mir jedes Mal das „cathartic outpouring“, das als essenziell für den ethnographischen Erkenntnisprozess nach dem Feldaufenthalt gilt (vgl. Emerson, Fretz und Shaw 2011, S. 30).

Ein in der Methodenliteratur unbedachter Vorteil des Sprechens von *Audionotizen* gegenüber dem Schreiben von Feldnotizen ist die Geschwindigkeit. Die Geschwindigkeit meines Sprechens (auch in zusammenhängenden und gut durchdachten Sät-

zen) entspricht annähernd der meiner Denkprozesse, während ich beim Schreiben – ganz gleich ob mit Stift oder Tastatur – häufig feststelle, dass meine Erinnerungen und Gedanken viel zu schnell für meine Hand oder Finger eilen und ich während des Schreibens merke, wie ich vergesse, weil ich beim Schreiben auch an das gerade zu Schreibende denke und damit das Erinnern so verlangsame, dass die zeitliche Fülle unaushaltbar wird. Das gilt für das detaillierte Verfassen von Feldnotizen. Ganz anders verhält es sich beim Verfassen von analytischen Texten (z. B. Memos), bei denen der Schreib- und Denkprozess im Prinzip parallel laufen und sich auch gegenseitig bedingen. *Audionotizen* als *devices* zu sehen, weist mit Law und Ruppert darauf hin: „it is better to think of devices as rough and ready assemblages, rather than as well-oiled systems or networks, social or otherwise“ (vgl. Law und Ruppert 2013, S. 231).

Die nächste Frage lautet mit Law und Ruppert (2013, S. 230) dann: Welche Effekte hat die Nutzung für den Forschungsprozess? Als „patterned arrangements“ (vgl. ebd., S. 231) bringen *Audionotizen* das Erlebte in zwei Schritten in einen sprachlichen Zusammenhang: Durch das laute Erzählen werden Erinnerungen zunächst vorstrukturiert und in einen ersten verbalisierten Zusammenhang gebracht. Bei gleichzeitiger Antizipation des Zukunfts-Ichs, welches die *Audionotizen* hören und durch Transkription in eine strukturierte sprachlich-verschriftlichte Form bringen wird, werden Erinnerungs- und Erzählstränge locker ineinander verwoben, sodass sie beim Hören nicht immer direkt in Schrift übertragen werden, sondern als Erinnerungsvorrat dienen, an den angeknüpft werden kann und der erste Reflexionen des Feldgeschehens beinhaltet. Zu diesem „patterned arrangement“ innerhalb der Forschungsassemblage gehört neben der Forscherin und einem Aufnahmegerät auch das Rad und der Stadtraum. Aus diesem Grund kann zur Auffrischung der Erinnerung dieselbe Strecke abgefahren werden, die während des *Audionotierens* gefahren wurde. Für das Verfassen von

detaillierten Tagebucheinträgen, die zum Teil aus verschiedenen Gründen zeitlich erst einige Zeit nach dem Feldaufenthalt erledigt werden können, nutzte ich die Möglichkeit, mit meinem Fahrrad dieselbe Strecke abzufahren und so die Eindrücke des physischen Raumes als Unterstützung der Erinnerung zu nutzen. Da beim *Audionotieren* auf dem Fahrrad das Gesprochene in der Erinnerung mit dem Stadtraum, der auf dem Weg liegt, verbunden wird, ermöglicht das erneute Abfahren derselben Strecke eine Unterstützung der Erinnerungsleistung. Ein Nachteil ist der vergleichsweise hohe Aufwand, der ausschließlich einen gezielten Einsatz dieser Technik ratsam macht. Da es sich beim Aufsprechen der *Audionotizen* nicht um sprachliche Interaktion mit anderen Personen handelt, laufen *Audionotizen* aus meiner Sicht nicht Gefahr, Erinnerungen zu verkürzen, wie Emerson, Fretz und Shaw (2011, S. 50) für das Zwiegespräch mit anderen Personen warnen. Die Erwartungshaltung die eigenen Gedanken so zu formulieren, dass das Zukunfts-Ich sie nachvollziehen, daran anknüpfen und sie ausbauen kann, entledigt die Sprecherin nur bedingt von der Anspannung nichts zu vergessen. Sozialität in ihrer Fülle und Komplexität ist niemals in ihrer Gesamtheit erfass- und fixierbar. Dieser Illusion sollte man sich auch beim *Audionotieren* nicht hingeben.

Zusammengefasst dient das *Audionotieren* als *device* also folgenden Zwecken:

- Es fixiert im Feld Erlebtes unmittelbar nach dem Feldaufenthalt und erfüllt damit das Kriterium des zeitnahen Notierens, wie es neben Emerson, Fretz und Shaw (2011, S. 22f.) auch Georg Breidenstein und Kollegen (2015, S. 87) in den Vordergrund stellen; Schreiben gegen das Vergessen. *Audionotizen* sind eine Mnemotechnik.
- Als Mnemotechnik liegt ihre Stärke in der Geschwindigkeit bei vergleichsweise hohem Detailgrad, die besser angepasst an das Denken ist als Schreibpraktiken es sind und darüber

hinaus in der Verbindung mit anderen Mnemotechniken: Gemeinsam mit der Nutzung des Raumes als Erinnerungsspeicher, wie er auch für Go-Alongs gesehen wird (vgl. Kusenbach 2003), ermöglicht sie eine Erinnerungspraktik, die sich zwischen Schreibtisch und ethnographischem Feld bewegt. Sie drückt daher gleichzeitig diese produktive Wechselbeziehung aus.

- Da die Ethnographin beim *Audionotieren* ganz bei sich ist – ja quasi ein Selbstgespräch führt – kann gleichzeitig eine emotionale Verarbeitung des Erlebten erfolgen. Die Privatheit der *Audionotizen* gewährleistet einen sicheren Raum, in dem sie sich selbst mit ihrem Zukunfts-Ich befindet. Schwierige Felderlebnisse wie Ablehnung, Erschöpfung oder ähnliches können so zeitnah bearbeitet werden und geben im Sinne eines „emotionalen Tagebuchs“ (vgl. Lubrich und Stodulka 2019; Lubrich, Stodulka und Liebal 2017) die Möglichkeit ad hoc Interpretationen der Forschenden mündlich zu explizieren, um sie später schriftlich nachzuvollziehen zu können.

Audionotizen sind weder Notizen noch Tagebucheinträge. Sie sind ein *device*, um beides miteinander in einen erst offenen und dann zunehmend strukturierten und von der Ethnographin kuratierten Zusammenhang zu bringen.

3.3 *Ko-laborieren* zwischen Projektinteressen?

Während der explorativen Phase der Feldforschung kam es immer wieder zu Kontakten mit dem Verein Essbare Stadt Kassel. Daraus ergab sich eine Zusammenarbeit in mehreren Feldern: Ich wurde zuerst Teil der Gewächshausgruppe³ und übernahm in den Jahren 2018 und 2019 einen regelmäßigen Gießdienst. Dadurch war ich auch in den regelmäßigen Stammtisch des Vereins eingebunden. Aus der Erkenntnis inhaltlicher Überschneidungen ergab sich dann eine Zusammenarbeit mit dem Projekt KlimaKOSTmobil, das vom Verein Essbare Stadt Kassel durchgeführt wurde. Die Zusammenarbeit kam zu Stande, weil sich das Projektziel, klimafreundliche Ernährungsweisen im Kasseler Osten zu verbreiten, mit meinem Forschungsinteresse, veränderte Alltagspraktiken unter Klimawandeleinfluss zu untersuchen, überschchnitt und die Projektleitung mir ihr Interesse an einer Zusammenarbeit signalisierte. Von dem Projekt erfuhr ich während der explorativen Phase des Herumhängens am 7. November 2018 auf einer außerordentlichen Mitgliederversammlung der Essbaren Stadt, zu der mich Andreas, einer der beiden Projektleitenden eingeladen hat.⁴ Im Anschluss an die Vorstellung des Projekts auf dieser außerordentlichen Mitgliederversammlung verabredeten die Projektleitung und ich, dass wir versuchen würden zusammenzuarbeiten. Jessica und Andreas äußerten dabei ihren Wunsch, *Wissen* ins Projekt zu integrieren und erhoffen sich durch mich das Einbringen wissenschaftlicher Perspektiven. Mein eigenes Interesse formulierte ich damals als die Erforschung von Mensch-Umwelt-Beziehungen in lokalen Kontexten (*Feldnotiz*, 7.11.2018).⁵ Zu diesem Zeitpunkt hatte das Kick-off Event, also

3 Die Gewächshausgruppe sät, gießt, pikiert und topft Gemüse- und Kräuterpflanzen, die für die Mitglieder selbst und ihre Gärten oder Selbsternteparzellen zur Verfügung stehen, an Schul- oder Kita-Gärten abgegeben werden und verkauft werden, in einem Mitgliederladen in der Unterneustadt, auf dem Kasseler Wochenmarkt und auf dem Kasseler Gartenkulturfest im Frühjahr im Botanischen Garten.

4 Alle Namen wurden für diese Arbeit aus Gründen der Anonymisierung geändert.

5 Die Forschungsfrage war zu diesem Zeitpunkt noch in der Entwicklung (vgl. Bischoff und Oehme-Jüngling 2014, S. 34f.).

die öffentliche Vorstellung des Projekts, bereits stattgefunden. Während des Winters 2018/19 blieben wir in lockerem Austausch, weil ich mich nach der Explorationsphase in die oben beschriebene Reflexion begab, um mein empirisches Vorgehen zu überdenken und anzupassen. Im Frühjahr 2019 begann unsere Zusammenarbeit mit einer Art „phase zero“, die anfangs dazu diente auszuloten, welcher Art unsere Zusammenarbeit ausgestaltet werden könnte (vgl. Herberg 2020). Im Prinzip blieben die Aushandlungen dieser Phase auch während der gesamten Zusammenarbeit stets offen und unabgeschlossen, denn es war jeweils notwendig, die Anforderungen der beiden Einzelprojekte, die von außen an uns von unterschiedlicher Seite herangetragen wurden, zu berücksichtigen (vgl. Hegger, Lamers, Zeijl-Rozema u. a. 2012). Immer wieder diskutierten wir auch darüber, in welcher Form unsere Projekte sich gegenseitig ergänzen und voneinander profitieren konnten und wo Grenzen liegen. In Anlehnung an die Diskussion um ethnographische Zusammenarbeitsformen, die zwischen „kooperieren – kollaborieren – kuratieren“ (vgl. Hauer, Faust und Binder 2021) variieren und damit in jeweils unterschiedlicher Art und Weise intensiv aufeinander bezogen oder locker und fluide verknüpft vorstattgehen können, ist unsere Zusammenarbeit am ehesten dem sehr offenen Verständnis von *Ko-Laboration* (vgl. Niewöhner 2014b, 2016) als kuratierender ethnographischer Zusammenhang zuzuordnen. Diese stellt eine Form der experimentellen Zusammenarbeit dar, bei der es um das reflexive Bearbeiten von Wissen geht (vgl. ausführlicher dazu Lüder und Müller 2021). Bei einem solchen Prozess geht es darum, gemeinsam an geteilten Fragen zu arbeiten ohne dass die eigene Position aufgegeben werden muss. Auch ohne einen Konsens über ein konkretes Ziel wirkt der multiperspektivische Austausch darauf ein, wie eine geteilte Frage bearbeitet wird. Die *Ko-laboration* regt durch eine produktive Irritation auf allen Seiten Reflexionsmomente an, die dazu dienen können, Modi der Zusammenarbeit auszuprobieren, zu überdenken und dabei fortlaufend zu überarbeiten (vgl. Bieler, Bister, Hauer u. a. 2021; Lüder und Müller 2021). Zu Beginn meiner intensiveren Zusammenarbeit mit dem Projekt ging es noch darum ausloten,

welche Ansätze wir als sinnvoll für die Bearbeitung der Projektziele erachteten.⁶

Während unserer Zusammenarbeit war implizit häufiger abzuwägen zwischen den Ansätzen entweder vom Wissen zum Handeln zu kommen, diesen Ansatz favorisierte Jessica, oder durch Bereitstellung von Räumen klimafreundliche Praktiken zu ermöglichen, was Andreas als wichtig ansah, wie die beiden folgenden Feldnotizen veranschaulichen:

Ich sitze mit Jessica und Andreas, den beiden Projektleiter:innen, an der Mittelinsel und gehe mit ihnen meine Ideen, die ich mir vorher aufgeschrieben habe, durch. Jessica hat sofort Anmerkungen, die sie mit Bleistift dazu schreibt. Sie erzählt mir, dass sie gerade ein Umweltpsychologiebuch liest. Das Buch interessiert sie sehr, weil es einfach umsetzbare und wirkungsvoll erscheinende Hinweise für ihre Arbeit, die Verbreitung klimafreundlicher Ernährungspraktiken, enthält. Ich verdeutliche, dass ich von komplexen Praktiken ausgehe und nicht so sehr davon, dass allein neues Wissen direkt zu verändertem Handeln führt. Wolle man Praktiken ändern, müsse man auf mehr achten, sage ich. Jessica scheint nicht meiner Meinung zu sein. Mir ist es aber wichtig das immer mal wieder einfließen zu lassen, damit die unterschiedlichen Grundannahmen sichtbar bleiben. (*Feldnotiz, 1.4.2019*)

Diese Szene ganz am Anfang unserer Zusammenarbeit beschreibt einen *ko-laborativen* Moment, an dem augenscheinlich wird, dass Zusammenarbeit nicht auf Konsens beruhen muss und auch divergierende Grundverständnisse über den Gegenstand der Zusammenarbeit diese nicht verhindern müssen (vgl. auch Bogusz 2018). An dieser Unterscheidung entstanden dann immer wieder *ko-laborative* Momente,

6 Die Ziele des Projektes KlimaKOSTmobil bestehen aus den folgenden Aspekten: Einmal soll über Workshops und Mitmach-Angebote Umweltbildung stattfinden. Zweitens sollen konkrete Handfertigkeiten vermittelt werden, die die Teilnehmenden in die Lage versetzen, das Gelernte in ihre Alltagshandlungen einzubringen. Drittens soll über entstehende soziale Bindungen eine Identifikation mit dem Stadtteil hervorgerufen werden, die letztendlich zu einer Verstetigung der Projektangebote, also einer langfristigen Nutzung und Teilnahme an lokalen Angeboten mit Umweltbildungscharakter führen sollen.

weil sowohl „im Feld“ als auch „in der Wissenschaft“ variable Sichtweisen auf das Problem der Verbreitungsmöglichkeiten von nachhaltigen oder klimafreundlichen Lebensweisen existieren. Für die konkrete Zusammenarbeit zwischen dem Projekt KlimaKOSTmobil und meinem Dissertationsprojekt war dann die Frage nach der fehlenden Teilnahme an Workshopangeboten ein Kristallisationspunkt, denn die Abwesenheit von Teilnehmenden bot Anlass für Austausch über unser weiteres Vorgehen.

Warum denn keiner kommt zu dem Workshop heute und den anderen, fragen wir uns. Andreas meinte, es sei ein allgemeines Problem, dass auch bei anderen Veranstaltungen und Freizeitangeboten, dass da auch immer nur drei oder vier Leute seien. Ich hatte aber den Eindruck, dass er es natürlich schöner finden würde, wenn es mehr wären. Für heute ist er aber nicht besonders geknickt. Jessica war allerdings sehr frustriert. Andreas will – so erscheint es mir – Dinge ermöglichen, Jessica will Dinge ändern. Darin unterscheidet sich ihr Ansatz. (*Feldnotiz, 16.4.2019*)

Wir sitzen in dieser Szene auf dem Balkon der Diakonie, in deren Räumen der Workshop stattfinden sollte, in einer Hochhaussiedlung im Projektgebiet von KlimaKOSTmobil im Kasseler Stadtteil Forstfeld. Unser Blick geht in die balkonbestückte Umgebung der frisch sanierten Heinrich-Steul-Siedlung. Es herrscht das Weiß und Grau der Außenfassaden vor, kaum Balkonpflanzen sind zu sehen. Die Frage nach dem Kontext von Praktiken bleibt beim Projekt KlimaKOSTmobil nicht unbedacht. Andreas möchte für eine urbane Transformation das Gärtnern in der Stadt ermöglichen. Deshalb richtet sich sein Interesse auf öffentliche Flächen, die zugänglich und sichtbar für diejenigen sind, die sich in deren Nachbarschaft aufhalten und selbst über keinen Ort mit Grün verfügen. Jessica zielt stärker darauf ab, konkrete Alltagshandlungen in Privathaushalten klimafreundlicher zu machen. Wir überlegen, welche Strategien sich als sinnvoll erweisen könnten, um die Workshops besser für die Menschen im Stadtteil gestaltet werden könnten. Jessica und Andreas ging es vor allem darum, wie Menschen motiviert werden können, bei den Projektangeboten mitzumachen. Für das Projekt war das vor allem wichtig,

weil für jede Aktion ermittelt werden musste, wie viel Tonnen CO₂ dadurch eingespart wurden (eine Vorgabe der Fördermittelgeberin). Dieser Punkt war auch immer wieder Gegenstand von Diskussionen darum, wie schwer es für ein Projekt wie KlimaKOSTmobil ist, die konkreten CO₂-Einsparungen zu erheben. Der Evaluationsfragebogen des Projektträgers (PTJ), sollte auch dazu Erhebungen machen. Die CO₂-Einsparungen sind für das Projekt jedoch erst zweitrangig wichtig, weil sie eine Folge der Verbreitung klimafreundlicher Ernährungspraktiken sind, die zuerst erreicht werden muss. Um also dem Problem der Nicht-Teilnahme zu begegnen, beschlossen wir, eine qualitative Projektevaluation durchzuführen, die wir gemeinsam in mehreren Treffen methodisch und inhaltlich ausgestaltet haben.

Für die Bearbeitung der Frage nach Veränderungen von Alltagspraktiken durch Klimawandel war ein *ko-laboratives* Vorgehen weder von mir direkt angestrebt, noch unbedingt notwendig. Es ergab sich durch die produktive Offenheit, mit der wir uns gegenübertraten und ist zu verstehen als Ausdruck verschwimmender Grenzen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft in kontemporärer Forschung zu Transformationen wie dem Klimawandel (vgl. Knox 2020; Nowotny, Scott und Gibbons 2003). Sie drückt gleichzeitig ein spezifisches Verständnis von Feldforschung auf meiner Seite und ein spezifisches Verständnis des Verhältnis zwischen Zivilgesellschaft und Wissenschaft der beiden Projektleitenden aus: Während ich im Sinne einer engagierten Klimaforschung Akteur:innen im Feld nicht als Datenlieferanten sondern als Forschungspartner:innen ansehe, vertreten Andreas und Jessica die Ansicht, dass für gesellschaftliche Transformationen eine Zusammenarbeit von Zivilgesellschaft und Wissenschaft notwendig ist (*Feldnotiz*, 7.11.2018). Diese Verständnisse sind kompatibel, so dass sich eine erst sporadische und dann kontinuierliche *Ko-Laboration* entwickelte. Die Projektevaluation bot dann einen strukturierenden Rahmen für die Zusammenarbeit, denn sie ermöglichte uns sowohl Mensch-Umwelt-Beziehungen und Ernährungspraktiken zu diskutieren als auch über Fragen möglicher Ansätze für lokale Transformationen nachzudenken.

Die gemeinsame Arbeit an der Projektzwischenevaluation war sehr lehrreich für Fragen von Zusammenarbeit und Projektarbeit, und zeigte auf, dass meine Forschung einen Beitrag dazu leisten könnte, wie Wissen in Praktiken relevant ist, wenn es nicht das einzige steuernde Element in städtischen Veränderungsprozessen ist. Für meine eigene Fragestellung erwies sich das Teilprojekt die Klimaküche als geeignet, die zweiwöchentlich im Sandershaus im Kasseler Stadtteil Bettenhausen stattfand und an der regelmäßig einige Personen teilnahmen. Über gemeinschaftliches Kochen sollte dort Wissen über Zusammenhänge zwischen Ernährung und Klima erlangt werden können. Darüber sollten klimafreundliche Praktiken im Stadtteil verankert und so CO₂-Einsparungen verbreitet werden. So entstand das Untersuchungsfeld der „Klimaküche“ (siehe Kapitel 6).

Exkurs: Projektevaluation als Struktur für Ko-Laboration

Die interne Zwischenevaluation wurde projektbegleitend während des Sommers 2019, in der ersten Hälfte der Projektlaufzeit, durchgeführt, um (i) die praktischen Zielsetzungen im verbleibenden Projektzeitraum festzulegen, (ii) eine kritische Reflexion des Umgangs mit quantitativen, vom Projektträger vorgegebenen Zielen (CO₂-Einsparungen) zu ermöglichen und (iii) praktikable Dokumentationswerkzeuge zu erstellen und auszuprobieren, die für die Abschlussevaluation dienen sollten.

Wir entwickelten einen Online-Fragebogen sowie eine schriftliche Befragung auf einem Stadtteilst, organisierten eine Gruppendiskussion und entwarfen einen praktisch zu handhabenden Dokumentations- und Evaluationsbogen für die Projektaktionen, die der Projektleitung eine Reflexion und Anpassung des Vorgehens ermöglichen sollte. Die Vorlage für einen Evaluationsbogen des PTJ erwiesen sich als ungeeignet, weil die Fragen sehr verallgemeinert und nicht projektspezifisch waren. Es wurde ein einfach zu handhabender Dokumentationsbogen erstellt, der bei Workshops, der Klimaküche und dem Gärtnertag ausgefüllt wurde und Aufschluss über die Teilnehmer:innen und den

Verlauf des jeweiligen Angebotes geben sollte. Ziel des von uns entwickelten Online-Fragebogens war, Auskunft über die räumliche Verteilung der Teilnehmenden zu erhalten und zu erfahren, über welche Kanäle sie auf das Projekt aufmerksam geworden waren und ob sie schon öfter an Aktionen teilgenommen haben. Darüber hinaus wurden Fragen dazu gestellt, inwiefern die Menschen in Bettenhausen mit Pflanzen im Stadtraum interagieren und welche Kompetenzen vorhanden sind, um mit Pflanzen umzugehen (zu säen, pflegen, ernten, verarbeiten), und ebenso welche Wünsche in Bezug auf mögliche Angebote des Projekts KlimaKOSTmobil geäußert werden, die bestehende Kompetenzen ausbauen oder neue einbringen können. Das Projekt geht von einem räumlichen Bezug von Praktiken aus und zielt deshalb auf eine nahräumliche Verbreitung von Praktiken wie dem *Klimakochen* ab (siehe Kapitel 6). Das liegt nicht nur daran, dass das Projekt sich bei der Beantragung auf konkrete Räume bzw. Stadtteile festlegen musste, es liegt auch daran, dass vor allem Andreas in Stadtteilen, in denen die Essbare Stadt noch nicht viele Kontakte und Netzwerke hat, die Kooperation mit Schulen, sozialen Einrichtungen und Anwohnenden in die Wege leiten, ausbauen und verstetigen will, um klimafreundliche Praktiken zu verbreiten. Der Link für die Teilnahme an der Online-Befragung wurde über das Netzwerk der Essbaren Stadt verbreitet: Über den Gesamt-E-Mail-Verteiler des Vereins, über Flyer, die an verschiedenen Orten in der Stadt ausgelegt wurden, und über den Newsletter des Projektes KlimaKOSTmobil. Der Fragebogen war vom 6. August bis zum 6. September 2019 über SocSciSurvey, einer Plattform für Onlinebefragungen verfügbar. Die deskriptiv-statistische Auswertung des Fragebogens floss dann in unsere Diskussionen ein und konnte von Andreas und Jessica auch für den Abschlussbericht des Projektes verwendet werden.

Für die Evaluation der Klimaküche, die sich vor allem dadurch auszeichnete, dass eine Gruppe von Menschen, die sich

vorher nur wenig oder gar nicht kannten, gemeinsam aus den vorhandenen Ressourcen (Gemüse aus dem Selbstanbau, Kochutensilien der Gemeinschaftsküche des Sandershaus,^a Gewürzvorrat des Projektes) eine Mahlzeit zubereitet, wurde aufgrund des Gruppencharakters eine Gruppendiskussion als Evaluationsmethode gewählt. Wir wollten so herauszufinden, wie in der Gruppe gemeinsames Lernen und die Weitergabe von Wissen stattfindet. Die erste Gruppendiskussion am 19.8.2019 zeigte jedoch, dass aufgrund des lockeren Settings, der räumlichen Gegebenheiten und der Erwartung der Teilnehmenden an die Projektleitung eine Gruppendiskussion nicht durchführbar war und aus diesem Grund nicht weiter für die Evaluation in Betracht gezogen wurde. Wir haben weiterhin auf dem Stadtteilstadtteil Bettenhausen (am 15.6.2019) eine schriftliche Befragung durchgeführt, die an den Online-Fragebogen anschloss und einerseits dazu diente, das Projekt im Projektgebiet bekannter zu machen, andererseits konnten so Anregungen und Wünsche der Bürger:innen des Stadtteils erfasst werden und drittens wurde die Reichweite des E-Mail-Verteilers erweitert, über die Einladungen zu Projektworkshops versendet wurden. Obwohl es sich um einen quantitativen Fragebogen handelte, lag der Hauptzweck des Fragebogens darin, das Projekt im Stadtteil bekannt zu machen (vgl. den Begriff des *device* von Law und Ruppert (2013)). Es konnten neue Personen in die Verteiler des Projektes und des Vereins aufgenommen werden, sodass die Informationsverbreitung über Workshopangebote in den Stadtteil Bettenhausen etwas verbessert werden konnte. Parallel zu den Evaluationsmaßnahmen, die sich auf die Teilnehmenden bezogen, wurden die beiden Projektleitenden in zwei Leitfadeninterviews einzeln zu ihrem Engagement im Allgemeinen und ihrer Zusammenarbeit im Projekt befragt.^b Hier zeigte sich, dass die Projektarbeit zwischen den beiden Projektleitenden auch eher einen *ko-laborativen* als kooperativen Charakter aufwies: Der geteilte Projektkontext ließ ausreichend Spielraum für unterschiedliche

Interessen und bot über geteilte Fragestellungen (z. B. zur Teilnahme an den Aktionen oder Möglichkeiten der Vernetzung mit anderen Akteur:innen im Kasseler Osten) Anregungen für Aktionen, die einen Raum für das Verfolgen mehrerer Interessen bereitstellen.

Was nicht in die Evaluation einbezogen wurde, waren die realen Auswirkungen des Projektes auf städtischen Raum. Inwiefern öffentlicher und privater Raum (Gemeinschaftsgärten, Veranstaltungsräume, Privatgärten, Küchen, Stadtgrün) durch die Angebote verändert wurden konnte zum Zeitpunkt der Evaluation noch nicht erfasst werden.

a Das Sandershaus ist eine Einrichtung für sozialen und kulturellen Austausch. Dort gibt es eine Unterkunft mit Hostel, eine Bar mit Bühne und eine große Gemeinschaftsküche sowie mehrere Seminarräume.

b Die Interviews wurden für die Reflexion über die Zusammenarbeit im Projekt KlimaKOSTmobil und zwischen diesem und meinem Dissertationsprojekt genutzt, fließen in Teilen aber auch in die Gesamterkenntnisse dieser Arbeit ein.

3.4 Leitfadeninterviews im Verwaltungs- und Planungskontext

Nachdem ich mich einige Zeit im Feld der Klimaküche bewegte und währenddessen auch bereits vom Konflikt um den Eichwald in Bettenhausen erfuhr, wurde durch eine intensivere Kenntnis der im Kasseler Osten virulenten Themen deutlich, dass Stadtverwalter:innen und -planer:innen einen weiteren wichtigen Bezugspunkt für die Fragestellung, wie Klimawandel städtische Alltagspraktiken verändert, darstellen.

Aus meinen Vorrecherchen war mir bekannt, dass Klimaschutz und Klimawandelanpassung in Deutschland vorrangig Bereiche sind, die stadtplanerisch oder stadtverwalterisch bearbeitet wurden. Aufgrund von Bundesförderung durch das BMUV (siehe Kapitel 4.1.2) verfügten zahlreiche deutsche Städte über (temporäre) Klimaschutzmanager:innen. Klimaschutzkonzepte wurden erstellt, die sich vor allem mit Energieverbrauch sowie Emissionsminderungen und damit ver-

bunden baulichen Anpassungen (Dämmung, Heizsysteme etc.), neuen Arten der Energieerzeugung sowie Verkehr befassten (vgl. auch Stadt Kassel 2012).

Stadtplaner:innen verfügen aufgrund ihrer (zum Teil universitären) Fachausbildung über intensives Wissen darüber, wie Infrastrukturen (sei es Verkehr, Grünflächen oder Gebäude) und Straßenbilder als komplexe Systeme ineinander gepasst werden können und welche Rechtsvorschriften dabei zu beachten sind. Sie verfügen über ein Verständnis dafür, dass sie die Bedürfnisse der Menschen für die sie planen in diese komplexen Infrastruktursysteme einpassen müssen. Sie sind sozusagen Bedürfnisverwalter:innen.

Das Leitfadeninterview erwies sich hier als adäquate Form des Zugangs. Insgesamt führte ich neben der Teilnehmenden Beobachtung und den Go-Alongs zwischen Juni und Dezember 2019 fünfzehn Leitfadeninterviews mit Personen durch, die sich im weiteren Sinne mit der Planung und Verwaltung von Grünräumen in Kassel beschäftigen. Dazu gehörten Mitarbeitende der Umweltplanung, des Grünflächenamtes und des Bauamtes sowie ein Ortsvorsteher, zwei Stadt- und Landschaftsplaner in privaten Planungsbüros sowie drei Beteiligte der Zivilgesellschaft an Planungsvorhaben. Die ersten Interviews führte ich im Sommer 2019 mit Mitarbeiter:innen der Stadtverwaltung, die in den beiden anderen Feldern häufig anwesend waren oder als wichtige Kontaktperson der Essbaren Stadt oder der Bürger:innen in die Stadtverwaltung genannt wurden. In den Interviews wurden mir themenspezifisch weitere Personen innerhalb der Stadtverwaltung empfohlen und Kontakte hergestellt. Dabei kristallisierte sich während des Verlaufs der Forschung zunehmend das Hauptthema Stadtgrün heraus, das in Kapitel 7 diskutiert wird und zeigt, wie sich Materialitäten in Prozesse von Stadtgestaltung einbringen. Da die Leitfadeninterviews parallel zu den teilnehmenden Beobachtungen und Go-Alongs durchgeführt wurden, konnte so ein Folgen des Themas (vgl. Marcus 1995) „Stadtgrün“ umgesetzt werden, an dem sich Klimawandel- und Biodiversitätsbelange nachvollziehen lassen.

Die Expert:inneninterviews in meiner Forschung sind als solche erkennbar, weil sie die einzigen Interviews waren, die in Büros statt-

fanden (Ausnahme Interview 7 mit Herrn Winkler, HessenForst, das im Eichwald stattfand). Die Interviewten verfügten über ein spezifisches Wissen, das in ihren beruflichen Kontext eingebettet ist. Sie standen mir nicht als Privatpersonen, sondern als Verwaltungsangestellte, Amts- bzw. Abteilungsleiter:innen oder Stadtplaner:innen gegenüber, sodass ihr Wissen über ihre Tätigkeit als hochgradig praxisrelevant und daher adäquat zur Untersuchung von Verwaltungspraktiken angesehen werden kann (vgl. Bogner, Littig und Menz 2014, S. 13). Die Rollenverteilung war eindeutig: Als Gast saß ich entweder an einem Besprechungstisch, an dem mir höflich Getränke angeboten wurden, oder gegenüber des Schreibtisches, an dem die interviewte Person gewöhnlich arbeitet. Das Aufsuchen der Interviewpartner:innen an ihrem Arbeitsplatz legte den Fokus des Gesprächs auf deren berufliche Tätigkeit fest. Erfasst werden konnte entsprechend ein explizierbares Wissen, welches sich sprachlich formulieren lässt. Die Vertreter:innen verschiedener Ebenen der Stadtverwaltung teilten mir sowohl formalisiertes Behördenwissen, eigenes Erfahrungswissen sowie Planungs- bzw. Fachwissen mit. Alle Interviewten waren in der Lage über die von mir gestellten Fragen Auskunft zu geben (Gläser und Laudel 2009, S. 117). Darüber hinaus bieten sich Expert:inneninterviews auch in solchen Fällen an, wo der Zugang zum Feld schwierig ist (vgl. Bogner, Littig und Menz 2014, S. 7). So strebte ich auch mit den Grünpfleger:innen, die direkt in der Stadt auf den Grünflächen vor Ort sind, Gespräche an. Dies war allerdings aufgrund von deren großer Arbeitsbelastung nicht möglich (vgl. zu Zeitressourcen von Interviewpartner:innen auch Gläser und Laudel 2009, S. 117) Die Expert:inneninterviews sind als Mischformen zwischen offenen Interviews und Leitfadeninterviews anzusehen, wobei ich für die ethnographische Komponente die Offenheit des Gesprächs stärker zur Geltung kommen ließ (vgl. ebd., S. 30).

Die Leitfadeninterviews legitimierte ich mit einem Datenschutzformular und nahm sie mit einem Aufnahmegerät auf. Während der Gespräche machte ich mir wenig Notizen, um den Gesprächsfluss möglichst wenig zu unterbrechen. Dieses Vorgehen erwies sich in allen Interviews als angemessen und hilfreich. Die Interviews dauerten

zwischen 40 und 60 Minuten und umfassten folgende Leitthemen: Wichtige Naturräume Kassels und deren Zustand, Zusammenarbeit in der Pflege und Kooperationen zwischen Stadt und Bürger:innen. Nach jedem Interview fertigte ich Nachnotizen an, in denen ich den Verlauf des Interviews sowie wichtige Punkte Revue passieren ließ. Diese Nachnotizen erwiesen sich als gute Nachbereitungsmethode, um die Interviewsituation festzuhalten. Ich nutze hierfür auch *Audionotizen*, die ich auf dem Weg von den Interviews (meist auf dem Rad) verfasste (s. o.).

Für die Auswertung der Interviewtranskripte griff ich auf ein mehrstufiges Analyseverfahren in Anlehnung an die zusammenfassende Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring (2015, S. 70ff.) zurück, die ich mit der Suche nach analytischen Themen (vgl. Breidenstein, Hirschauer, Kalthoff u. a. 2015, S. 117) sowie dem „coding and memoing“ in Anlehnung an Emerson, Fretz und Shaw (2011, S. 171–199) ergänzte. So wurden induktiv die im Feld virulenten Themen und ihre Ausprägungen erarbeitet und anschließend in ein Cluster gebracht. Durch das strukturierte Vorgehen blieben die Themen rückverfolgbar auf einzelne Interviewausschnitte, die in Kapitel 7 aufgefächert werden. Als übergeordnetes Schlüsselthema ergab sich daraus der Umgang mit Stadtgrün, das auch an Literatur und Bundesrichtlinien (siehe Kapitel 4.1.2) rückgebunden werden konnte.

3.5 Bewegte qualitative Interviews zu Fuß und auf dem Rad

Für „bewegte Interviews“ gibt es eine Vielzahl von Bezeichnungen (für eine kurze Übersicht siehe Palmgren 2017, S. 373). In der Empirischen Kulturwissenschaft sind Go-Alongs nach Margarethe Kusenbach (2003; 2008) am bekanntesten. Im Kontext von städtischen Räumen und Grün in der Stadt hat die Geographin Jana Kühn (2016) die jüngste Studie auf Basis raumbezogener Interviews vorgelegt. Bewegte Interviews eignen sich vor allem, um der Mehrdimensionalität von Räumen in Erhebungsverfahren gerecht zu werden, flexibel auf die Interviewten einzugehen und ihnen damit mehr Teilhabe am For-

schungsprozess zu ermöglichen, was auch für die Forschung dichtere und neue Ebenen des Erkenntnisinteresses mit sich bringt (vgl. Palmgren 2017, S. 373). Den Weg, den die interviewte Person einschlägt, ist dabei bereits eine reflektive Praxis (vgl. ebd., S. 373). Im Wechsel von Bewegung, Anhalten und Verweilen werden auch Praktiken sichtbar, die im ersten Moment nicht in Sprache umgesetzt werden können. Mithilfe von Go-Alongs können bedeutungsvolle Dimensionen von Mensch-Umwelt-Beziehungen erhoben und nachvollziehbar gemacht werden (vgl. Sommer und Töppel 2021, S. 206), die in der Praxis der Interviewsituation an bekannten oder sogar vertrauten Orten deutlich werden. Die Aufmerksamkeit, die bestimmten Orten oder Phänomenen während des bewegten Interviews geschenkt wird, lässt sich nach Matthew Hannah (vgl. Hannah 2013, 2015) über die Gerichtetheit von Körpern beobachten und erlaubt trotz der Kontingenz des Phänomens, Ordnung in die Analyse zu bringen. Hannah greift dabei auf einen pragmatistischen Begriff von Aufmerksamkeit zurück, der Aufmerksamkeit als Fokussierung und Konzentration des Bewusstseins auf eine Sache und damit zwangsläufig die Abwendung von anderen Dingen sieht (vgl. Hannah 2015, S. 134). Er entfaltet daraus acht Dimensionen von Aufmerksamkeit, unter anderem „ihre Allgegenwärtigkeit als Dimension der menschlichen Handlungen und Bewusstsein“ und „ihre sozialen Ursprünge und Verwobenheit in sozialen Relevanzstrukturen“ (ebd., S. 134). Dabei sei die Qualität der Aufmerksamkeit variabel, da sie als Komplexitätsreduktion fungiert sowie einen Aufwand (bspw. von Zeit) bedeutet (vgl. Hannah 2013, S. 236). Die Ressourcen, die aufgewendet werden müssen, um Aufmerksamkeit zu schenken, hängen entsprechend davon ab, welche Aktivitäten einen hohen Aufwand bedeuten, weil sie nicht habitualisiert sind, und welche im Alltäglichen sozusagen nebenbei ablaufen. Die Konsequenz daraus ist, dass in bewegten Interviews aus dem Rhythmus von Bewegung und Anhalten, von Redefluss und Verstummen Rückschlüsse auf Relevanzen, auf Gewohnheiten und Überraschungen getroffen werden können. Für die Praxis der Interviewführung ist auch Hannahs Hinweis auf die Selbst- und Fremdgesteuertheit von Aufmerksamkeit hilfreich (Hannah 2015, S. 134).

Kühl (2016) grenzt in Anlehnung an Evans und Jones (2011) verschiedene Modi der Praxis von bewegten Interviews ab. Sie unterteilt die Interviewsituation danach, wer die Wege und Orte während des Interviews wählt (Interviewer:in oder interviewte Person) und anhand dessen, ob die Umgebung für die Interviewten fremd oder vertraut ist (siehe Abbildung 2).

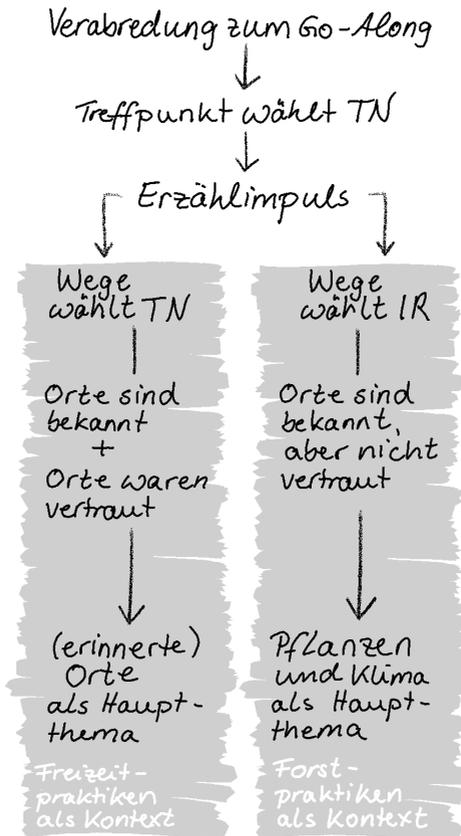


Abbildung 2: Formen von bewegten Interviews (eigene Darstellung in Anlehnung an Kühl 2016a, S. 38)

Für mein Forschungsinteresse geht es darum, in den Fallbeispielen nachzuzeichnen, wie sich das Verhältnis von Natur und Menschen durch Maßnahmen von Biodiversitäts- und Klimaschutz verändert. Bei den Go-Alongs im Eichwald (siehe Kapitel 5) ließ ich die Interviewten die Wege wählen, die sie häufig nutzen oder früher genutzt haben. Weil die Wege heute zum Teil zugewachsen sind, gingen wir auch durch Unterholz, was sich aber erheblich unterschied zu der Art der Begehung, die mir parallel dazu geschildert wurde. So konnte ich während der Interviewführung nicht nur kommunikativ, sondern ganz praktisch nachvollziehen, wie sich die erzählten Veränderungen auf aktuelle Praktiken auswirkten: in einer schwereren Begehbarkeit des Waldes, der von denjenigen, die ihn betreten, nun stärker eine halbwegs agile Körperkonstitution erfordert. In einer Feldnotiz zu einem Go-Along habe ich darüber reflektiert, wie sich ein Perspektivenreichtum in mein ethnographisches Material niederschlägt:

Nachdem das Interview eigentlich schon beendet war, wollte mir Herr Schmitz aber dann doch noch diesen Grillplatz zeigen, weil wir da noch nicht waren. Ganz interessant fand ich, dass er von der anderen Seite heran gegangen ist, also die Frau Klingemann und die anderen, sie hatten mir den von dieser Treppe aus gezeigt, und auch da war das Begehen für sie schon ein bisschen schwierig. Sie hatten mir die Grillhütte, wenn man die Treppe hoch geht, rechts liegend gezeigt. Dort befindet sich ein riesiger, grasbewachsener Platz. Das passt mit dem zusammen, was Herr Schmitz mir heute gesagt hat. Denn er hat mir den asphaltierten Weg gezeigt und dann in die andere Richtung gezeigt, zu dieser Gaststätte und dem Grillplatz. Sehr interessant: Warum hat er diesen anderen Weg gewählt? Weil es einer ist, den er nutzt, den er immer hoch gelaufen ist. Und die älteren Leute haben mir den Weg gezeigt, den sie immer genutzt haben, diese Treppe. (*Nachnotizen zu Interview 11, 26.7.2019*)

Da der Eichwald recht klein ist und früher einige zentrale Orte enthielt, auf die in allen Go-Alongs Bezug genommen wurde, überschneiden sich die Erzählungen aus mehreren Perspektiven, wie dieser Ausschnitt zeigt. Die unterschiedliche Wahl der Wege während der Go-Alongs verweist dann eindrucklich darauf, dass Erinnerungen und Be-

deutungen gebunden sind an habitualisierte Praktiken und routinierte Aufmerksamkeiten, die sich dann auch wieder in Erzählungen niederschlagen. Erinnernte Praktiken schlagen sich durch die Anwesenheit im selben Raum dann auch in die Praktik des Go-Alongs nieder und manifestieren sich so im Forschungsprozess. Mithilfe des Raumes als Erinnerungsspeicher kann sinnlich und leiblich Erlebtes verbalisiert werden und das erleichtert den Interviewten ihre eigene Kompetenz und Relevanz für das Thema des Interviews nachzuvollziehen (vgl. Keding und Weith 2014, S. 141f.). Durch das Bewegen an für die Interviewpartner:innen bedeutungsvollen Orten lassen sich die Vorteile von teilnehmender Beobachtung und qualitativer, statischer Interviews ergänzend nutzen und die Nachteile zu einem gewissen Grad ausgleichen (vgl. Kusenbach 2008, S. 351). Indem stärker auf sprachliche Interaktionen zwischen den am Interview Beteiligten gesetzt wird, werden Themen durch die Forscherin *und* die Interviewten gesetzt, die bei der teilnehmenden Beobachtung diffuser bleiben. Gleichzeitig werden raumbezogene Themen stärker fokussiert, weil die Interviewsituation räumlich eingebettet ist, was bei statischen Interviews häufig nicht der Fall ist.

Exkurs: Ride-Alongs

Drei der bewegten Interviews möchte ich hier kurz als „Ride-Alongs“ fassen. Sie kamen jedes Mal auf Vorschlag meiner Interviewpartner:innen zustande. Auf meinen Wunsch, mir den Stadtraum so zeigen zu lassen, wie die Interviewten ihn im Alltag nutzten, ergab sich das Fahrradfahren während des Interviews. So wurden aus Go-Alongs schließlich Ride-Alongs. Ich selbst bewege mich in meinem Alltag fast ausschließlich mit dem Rad durch die Stadt und deshalb konnte ich gut an die Interviewten und ihre Mobilitätspraktiken anknüpfen. Wie ich von den Interviewpartner:innen wahrgenommen wurde, hing auch damit zusammen, wie nah sie meine augenscheinliche Mobilitätspraktik des klimaschonenden Radfahrens bereits während

der Terminvereinbarung erfahren konnten. Das Vertrauen in meine guten Absichten im Sinne der Gestaltung einer klimafreundlicheren Gesellschaft und der Enthusiasmus an meiner Forschung teilzunehmen, den die Interviewten mir gegenüber ausdrückten, wäre meiner Meinung nach anders ausgefallen, wenn ich zur „Gegenseite“, den Autofahrenden, gehört hätte.

Auf dem ersten Ride-Along führte mich mein Interviewpartner, ein Mitglied des Ortsbeirates Unterneustadt, das sich seit Langem für die Durchsetzung von Radwegen und anderer umweltfreundlicher Alltagspraktiken in Kassel einsetzt, einmal durch die gesamte Unterneustadt (ein Kasseler Stadtteil südlich der Fulda), zu diesem etwa zweistündigen Unterfangen wäre es nie gekommen, wenn wir zu Fuß gegangen wären. Die größere Reichweite, die das Fahrrad erlaubt, drückte sich hier auch in der Reichweite der Themen aus. Inspiriert durch sichtbare Manifestationen von in Kassel aktuellen Belangen vielerlei Art erhielt ich am Ausschnitt der Unterneustadt einen umfassenden Einblick in alltägliche und mit Stadtpolitik und -verwaltung zusammenhängende Fragen des städtischen Zusammenlebens.

Ein weiteres Ride-Along fand im Eichwald statt. Bei diesem hatte ich nicht erwartet, dass es auf dem Fahrrad stattfinden würde und war außerdem überrascht, als ich nicht einer sondern vier Interviewpersonen gegenüberstand. Die Person, die ich auf der Ortsbeiratssitzung für ein Interview gewinnen konnte, lud weitere Bekannte zu unserem Gespräch ein, das in Kapitel 3.1 einfließt. Da alle Senior:innen waren, hatten sie E-Fahrräder, die ihnen erleichterten die Steigung zum und im Eichwald zu nehmen. Im Eichwald selbst ließen wir die Räder allerdings nach einer Weile am Rand stehen, weil die Wege sich nicht (mehr) für das Radfahren eigneten. Dieser Umstand drückt bereits das Hauptthema dieses Ride-Alongs aus: die eingeschränkte Zugänglichkeit des Waldes (siehe Kapitel 5).

Das dritte Ride-Along führte mich und ein Mitglied des Ortsbeirates Bettenhausen mehrere Stunden an Orte in ganz Betten-

hausen, die aus Sicht des Interviewpartners Zeugnisse von gelungenen oder verfehlten, klimarelevanten Stadtentwicklungen sind.

Für das Ride-Along ergibt sich die Notwendigkeit, das Transkriptionsverfahren anzupassen. Da es ein Interview auf dem Fahrrad ist, sind durch Fahrtwind und andere Störgeräusche große Teile des Interviews auf dem Diktiergerät schwer verständlich. Deshalb entschied ich mich dagegen, eine wörtliche, vollständige Transkription anzufertigen. Ich wählte eine partielle Transkription. Anders als bei Einzelinterviews üblich habe ich nicht Wort für Wort transkribiert, sondern diejenigen Teile, die wichtig waren umschrieben und diejenigen, die gut verständlich waren, wörtlich transkribiert. Ich möchte diese Art der Transkription hier *interaktionsfokussierte Transkription* nennen. Sie gibt wieder, was meine Interviewpartner:innen und ich während des Interviews im Stadtraum erlebt haben. Um wieder mit Law und Ruppert (2013) auf diese von mir verwendete Technik zu schauen, möchte ich hier kurz anführen, wozu diese Art der Transkription dient. Der Zweck hängt direkt mit der Art der Aufnahme zusammen, die während eines Ride-Alongs zustande kam. Da mir wohl bewusst war, dass ich während des Radfahrens weder notieren können noch eine durchweg gut verständliche Audioaufnahme meines Gegenübers erhalten werde, entschied ich mich dafür, das Aufnahmegerät eingeschaltet um meinen Hals zu hängen. Meine Interviewpartner:innen darum zu bitten, sich das Aufnahmegerät umzuhängen, erschien mir unpassend, wollte ich doch, dass sie mit mir reden und nicht mit dem Aufnahmegerät.⁴

In Abschnitten, wo wir an lauten Straßen entlang fuhren und klar war, dass ich das Gespräch nicht aufnehmen würde, wiederholte ich das Gesagte laut und konnte es so aufnehmen. Hieran wird dann auch sehr deutlich, warum eine wörtliche Transkription nur bedingt sinnvoll wäre: Einige Teile des Gesprochenen beziehen sich lediglich darauf, wo wir gerade entlang-

fahren. Weitere Teile des Gesprochenen stammen nicht von den Interviewpartner:innen, sondern sind meine Paraphrasierungen ihrer Aussagen. Sie können in der Analyse nicht wie herkömmliche Interviewtranskripte behandelt werden. Das *interaktionsfokussierten Interviewtranskript* gibt auch wieder, was während des Interviews an Interaktionen zwischen den Interviewpartner:innen stattgefunden hat. Es eignet sich aus meiner Sicht für raumbezogene Methoden wie bewegte Interviews und ebenso für die von mir gewählte Spezialform des bewegten Interviews auf dem Rad.

a Während einer Übungsforschung für mein Masterstudium hatte ich einige Jahre vorher ein bewegtes Interview mit einer Person gemacht, die ich bat, das Aufnahmegerät selbst in der Hand zu tragen, weil es um eine Forschung in einem Gedenkort ging, wo ein lautes Zwiegespräch als unangebracht hätte wahrgenommen werden können. Das führte aber dazu, dass ich die Person dort, wo der Gedenkort Engstellen oder viele Menschen aufwies, zeitweise aus den Augen verlor. Zwar hatte ich eine gute Tonaufnahme, für das Erkenntnisinteresse war dies damals jedoch eher ungünstig. Bei den Ride-Alongs antizipierte ich die Möglichkeit, dass mir mein Interviewpartner:innen „wegfahren“ könnte und ich Gefahr laufen könnte, nicht mehr Teil des Interviewgesprächs zu sein.

4 Zusammenhänge lokaler und globaler Aspekte von Klimawandel in Städten

4.1 Klimawandel und andere globale Belange in Städten

Am Beispiel des Klimawandels zerbricht die in der Moderne postulierte Trennung von Natur und Gesellschaft (vgl. Latour 2017). Er verdeutlicht, wie gesellschaftliche Entwicklungen in Wechselbeziehung mit natürlichen Prozessen stehen. Der Klimawandel ist ein Hybrid, also kein rein natürliches, sondern ein aus natürlichen, sozialen und technologischen Bedingungen hervorgebrachtes Phänomen, bedingt durch die Technisierung moderner Gesellschaften und der damit einhergehenden Produktion von unvorhersehbaren Nebenfolgen. In der Risikogesellschaft der reflexiven Moderne (Beck 1986) gilt es, die unter diesen Bedingungen stattfindenden Veränderungsprozesse zu untersuchen. Städte spielen dabei eine zentrale Rolle. In ihnen verdichten sich räumlich und zeitlich Interaktionen zwischen Menschen, Technik und Umwelt. Gleichzeitig sind sie Knotenpunkte von Wissensnetzwerken (Fried und Kailer 2003, S. 15) von denen aus sich Veränderungen verbreiten (ebd., S. 15, WBGU 2016, S. 83). Sie spielen eine zentrale Rolle in Bezug auf den Klimawandel, denn dichte Siedlungsgebiete wie Städte sind als größte Emittenten von Treibhausgasen Verursacher des Klimawandels und gleichzeitig am anfälligsten für dessen Auswirkungen (Khailani und Perera 2013). Es erscheint daher notwendig, dass Städte sowohl Klimaschutzmaßnahmen ergreifen, die das Voranschreiten des Klimawandels eindämmen (im Sinne der *climate change mitigation*) als auch Klimaanpassungsmaßnahmen, die die Auswirkungen des Klimawandels auf Gesellschaft und Umwelt abmildern (im Sinne der *climate change adaptation*). Es ist bereits bekannt, dass Klimaschutzmaßnahmen allein nicht ausreichen werden, um den Klimawandel aufzuhalten, sodass sie heute zusammen mit Anpassungsmaßnahmen gedacht werden (Reusswig 2010, S. 49). Seit

2008 existiert dazu die Deutsche Anpassungsstrategie an den Klimawandel (DAS) und seit 2011 der Aktionsplan Anpassung der Deutschen Anpassungsstrategie (APA). Diese sind gleichwohl eingebunden in internationale Abkommen, die auf lokaler Ebene Eingang in Alltags-, Transformationsbemühungen und Stadtentwicklungsprozesse finden (siehe Kapitel 4.1.1 und 4.1.2).

Städte und die in ihnen zusammengeführten Praktiken des Klimaschutzes und der Klimaanpassung sind als zentrale Pfeiler auch globaler Governance-Fragen anzusehen, meint Saskia Sassen, denn sie stehen „at the frontline“, wenn es um Klimawandelfolgen geht (Sassen 2009, S. 2). Sassen sieht dabei nicht allein die Ansammlung und Verdichtung innerhalb von Städten als konstitutiv für eine ökologisch bedenkliche Urbanisierung an (ebd., S. 4), ihr ist vielmehr daran gelegen zu diskutieren, wie spezifische Formen von städtischem Zusammenleben und daraus resultierende Probleme von Emissionen und wirtschaftlichen Grundlagen in den Blick genommen werden sollten. An urbaner Komplexität müssten sich ihr zufolge alle Bestrebungen mit Klimawandel umzugehen messen lassen; und zwar auch an Fragen zu Lebensqualität und Verteilungsgerechtigkeit sowohl von Schadstoffen als auch von Erholungsräumen (ebd., S. 4). Sie schreibt: „the city becomes a strategic space for the direct and brutal confrontation between forces that are enormously destructive to the environment and increasingly acute needs for environmental viability“ (ebd., S. 4).

An einer kurzen Diskussion der Entwicklung städtisch-ideologischer Bilder von Natur als Ausdruck „ländlich“ und damit als gegensätzlich zu „urban“, hin zu Stadtnatur als Trägerin von Funktionen für die menschliche Gesundheit in der Stadt, zeigt Matthew Gandy auf, wie Diskurse um das Dasein auch post-industrieller und post-moderner Städte die Dichotomisierung von Natur und Kultur bis heute nicht ausräumen können: „It is perhaps only through an ecologically enriched public realm that new types of urban environmental discourse may emerge [...]“ (Gandy 2006, S. 71). Er hält also eine stärkere alltagsweltliche Verflechtung von Mensch und „grüner“ Umwelt für notwendig.

Zusammenhänge von Mensch und Umwelt in Städten

Übertragen auf mein Forschungsinteresse ist die gesellschaftliche Diskussion des Klimawandels ein aktueller Transformationsprozess, welcher gekennzeichnet ist durch das Bestreben, wissenschaftliche Erkenntnisse in politische und alltägliche Entscheidungen zu übersetzen. Dabei stoßen historisch gewachsene Praktiken aufeinander. Die gesellschaftliche Aushandlung des Umgangs mit Klimawandel gestaltet sich entsprechend schwierig. In ihr werden in lokalen Öffentlichkeiten Fragen von globaler Reichweite verhandelt. Es stellt sich die Frage, wie sich in den beschriebenen globalen, heterogenen Verflechtungen Veränderungen abspielen. Wie können in lokalen Alltagspraktiken effektive Lösungen für globale Probleme wie den Klimawandel gefunden werden? Laut Ulrich Beck (Beck 1986, S. 304) vollzieht sich gesellschaftliche Transformation in einer Entgrenzung von Politik, in der technisch-ökonomische Entwicklungen die politische Praxis überholen und diese Entmachtung der Politik Problemlösungen in die Hände der Zivilgesellschaft, also Bürger:innen, legt, die so auch als zentral für die Bearbeitung von Klimawandelbelangen ist (ebd., S. 305). Damit verschiebt sich die Wirkmächtigkeit von Akteur:innen in Alltagspraktiken hinein, in denen verschiedene Elemente wie Bedeutungen, Wissen/Kompetenzen und Materialitäten Eingang finden in die komplexen Aushandlungsprozesse, vor denen Städte im Zuge von globalen Belangen des Biodiversitätsschutzes, des Klimaschutzes und der Klimaanpassung stehen.

Bereits in den 1920er bis 1930er Jahren untersuchten die Forscher:innen der Chicago School mit einem breiten Methodenspektrum amerikanische Großstädte nach dem Zusammenhang von Menschen und ihrer urbanen Umwelt (Park 1984). Die daraus entstandene Sozial- oder Humanökologie sah Städte als Mensch-Umwelt-Systeme, in denen sich funktionale Räume entlang von Nutzung(skonflikten) und sozialer Stratifikation abbilden lassen (Park 1936, S. 15). Der Sozialökologie ist es auch heute daran gelegen, eine Systematik in der Ausbreitung und Nutzungsänderung heterogener städtischer Siedlungsformen zu entdecken (vgl. Schäfers 2006, S. 63). Praxistheoretische Ansätze sehen Städte als heterogene Konfigurationen menschlicher und nicht-

menschlicher Entitäten, die in Akteur-Netzwerken oder urbanen Gefügen zusammenkommen (*urban assemblages*, vgl. Fariás und Bender 2010; Scott und Storper 2015; siehe Kapitel 2). Es werden Relationen und Prozesse zwischen Akteur:innen betont, wobei gleichzeitig Dichotomien zwischen Natur/Kultur, Materialität/Symbolik und Stadt/Land aufgelöst werden; es entstehen hybride Akteur:innen und Handlungsträgerschaft wird zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Entitäten verteilt (Niewöhner 2014a, S. 203). Verfolgt man die sozioökologischen Prozesse, entlang von globalen und lokalen Gefügen aus menschlichen und nicht-menschlichen Formen (vgl. Latour 2008b), ergibt sich daraus die Stadt als Hybrid, in dem „the powerful socio-ecological processes [...] produce the urban and its spaces of privilege and exclusion, of participation and marginality“ (Swyngedouw 1997). Sozial-ökologische Unterschiede existieren im Sinne der Glokalisierung, also parallel verlaufenden Prozessen der Globalisierung und Lokalisierung (vgl. Swyngedouw 1992 und auch Löw, Steets und Stoetzer 2007, S. 77), nicht nur zwischen, sondern auch innerhalb von Städten (vgl. auch Belina, Gestring, Müller u. a. 2011). Unterschiedliche Bedürfnisse, Interessen und Ressourcen führen zu veränderlichen Formen, um sich mit Umwelt und Natur in Beziehung zu setzen. Die natürlichen Lebensgrundlagen von Städter:innen müssen in Einklang gebracht werden mit der Wirtschaftskraft und der ökologischen Nachhaltigkeit einer Stadt (Sauberzweig 1998, S. 220).

Die Hervorbringung von Umweltproblemen durch Verstädterung ist keinesfalls neu (Bernhardt 2001). Heute sind Phänomene wie Naturereignisse als lokale Auswirkungen globaler sozial-ökologischer Verflechtungen jedoch stärker in den Fokus gerückt. Im Kontext von „global cities“ der Weltgesellschaft (vgl. Beck 2007) stehen diese in einem komplexen Netzwerk vor der Herausforderung „sozio-ökonomisch-ökologische[r] Ungleichheiten und der Forderung nach Umweltgerechtigkeit“ (Heinrichs 2011, S. 636), die in Stadtplanungsprozessen auf lokaler Ebene bearbeitet werden (vgl. Khailani und Perera 2013). Innerhalb dieser löst sich die vormals gegebene Trennung zwischen öffentlicher Verwaltung und ökonomischem Management auf und verschiebt Machtverhältnisse hin zu einem Konglomerat aus vielfältigs-

ten Akteur:innen, deren Kooperationsbeziehungen eine neue Art der Kompromissbildung ermöglichen (vgl. Schubert 2015). In städtischen Gefügen erhalten so auch materielle Akteur:innen wie Stadtgrün Relevanz und Wirkmächtigkeit (siehe Kapitel 2.2). In Bezug auf komplexer werdende Probleme und der Annahme fluider Verbindungen zwischen Elementen städtischer, klimarelevanter Praktiken sollen flexible Governanceformen zu längerfristigen Definitionen erwünschter Lösungsmöglichkeiten führen (vgl. Bulkeley, Marvin, Palgan u. a. 2018; Edwards und Bulkeley 2018; Newig 2011).

Klima und Biodiversität

Gemeinsam mit anderen ebenenübergreifenden Themen wie Klimaschutz und Klimaanpassung, ist Biodiversitätsschutz als ein weiterer Hauptpunkt globaler Umweltbelange zu bezeichnen. Alle drei sind universalisierende Diskurse (vgl. Yearley 2002) von wissenschaftlichen Erkenntnissen, die sich in lokalen Kontexten entfalten und von diesen gestaltet werden (vgl. Lachmund 2004). Für die Ausrufung von Orten zu geschützten Habitaten wird bspw. auf globale Logiken von Biodiversitäts- und Naturschutz rekuriert. In der Folge treffen diese globalen Logiken auf lokale Alltagspraktiken, in denen historisch gewachsene Bedeutungen möglicherweise um die Relevanz von Orten für unterschiedliche Akteur:innen konkurrieren (wie ich in Kapitel 5 zeigen werde). Die Neuausrichtung von Ortsnutzungen kann durchaus positiv verlaufen, wenn sie mit lokalen Entwicklungen von Alltagspraktiken Hand in Hand gehen (vgl. ebd., S. 255), wenn es auf langfristig entstandene, ortsspezifische In-Beziehung-Setzungen von Akteur:innen mit ihrem Umfeld aufbaut (vgl. ebd., S. 255).

Räume und Orte sind deshalb zentrale Punkte von ethnographischen Arbeit, weil sich an ihnen Formen des Zusammenlebens kristallisieren und erkundbar werden. In Anlehnung an Doreen Massey (2005) verstehe ich mit Setha Low (2017) beides als „continuum of global to intimate interrelations“ (Low 2017, S. 32). Das bedeutet, Räume (*spaces*) und Orte (*places*) sind soziomaterielle Konfigurationen, die ihre sozialen wie kulturellen Konnotationen ebenso aus globalen Logiken, bspw. Biodiversitäts- und Klimaschutz, wie aus lokalen Überein-

künften und Aushandlungen über, z. B. gutes Zusammenleben in der Stadt, erhalten. Über gesellschaftliche Austauschprozesse zwischen Individuen, Gruppen und Institutionen entwickelt sich eine Dynamik der gegenseitigen Beeinflussung zwischen Räumen und Orten. Erste sind dabei laut Setha Low (vgl. Low 2017, S. 32) eher abstraktere Konstrukte, die vor allem sozial hervorgebracht sind durch historische und politische Kräfte, jedoch ihre materiellen Ursprünge mit sich tragen; Letztere stellen dann die konkreten Ausgestaltungen dar, die mit Bedeutungen versehen und durch direkte sensorielle Wahrnehmungen und Affekte verstanden werden (ebd., S. 32). An Orten wird auf übergeordnete Räume rekurriert, so können Städte hier verstanden werden als multiple Räume, deren Gefüge ausschnittsweise an Orten, an denen sich Alltagspraktiken vollziehen, ethnographisch untersucht werden können (siehe Kapitel 2). Was Low einer „ethnography of space and place“ zuschreibt, nämlich Materialitäten und Bedeutungen von Handlungen und Praktiken auf lokaler, translokaler und globaler Ebene zu integrieren (ebd., S. 2) wird mit einer Praktikenperspektive noch um die Dimension praktischen Wissens oder auch situative Kompetenzen erweitert (vgl. Shove, Pantzar und Watson 2012, S. 4). In dieser Arbeit werden Städte als Gefüge von Praktiken begriffen, um ihre Heterogenität und Dynamik noch stärker hervorzuheben als Low dies mit ihrem Konzept von *spaces* und *places* erreicht, ohne jedoch die örtliche Spezifik von Praktiken von ihren globalen Einbindungen loszulösen. Im Folgenden werden Logiken globaler Richtlinien offengelegt, die später für das Verständnis der empirischen Zusammenhänge wichtig sind, um nachzuvollziehen, wie sie nationale Förderlandschaften und Naturschutzbemühungen prägen.

4.1.1 Internationale Abkommen zu Klimaschutz, Klimaanpassung und Biodiversitätserhalt

Zu bereits eintretenden und weiterhin mit einer hohen Wahrscheinlichkeit zunehmenden Extremen durch Klimawandel in Städten gehören insbesondere Hitze, Trockenheit und Starkregenereignisse (vgl. Gençer, Folorunsho, Linkin u. a. 2018, S. 63). Daraus resultierend stellen

sich Städte auf eine Veränderung ihres sozial-ökologischen Zusammenlebens ein. Dazu gehören auch Belange von Biodiversität, die insofern mit Klimawandelbelangen zusammenhängen, als dass eine Abnahme von Grün in der Stadt (z. B. durch Bau von Infrastrukturen oder Trockenheitsstress) negative Auswirkungen auf die Biodiversität in Städten hat (vgl. Gómez-Baggethun, Gren, Barton u. a. 2013; McDonald, Marcotullio und Güneralp 2013). So beschleunigt Klimawandel das Artensterben und damit die Abnahme von Biodiversität (vgl. WBGU 2014, S. 30). Des Weiteren entstehen in stark verdichteten Siedlungsräumen, also solchen mit viel bebauten Flächen, Hitzeinseln mit negativem Einfluss auf die menschliche Gesundheit (vgl. Revi, Satterthwaite, Aragón-Durand u. a. 2014). Darauf wird in Kapitel 7 näher einzugehen sein.

Dem wird seit dem Beschluss der Klimarahmenkonvention (United Nations Framework Convention on Climate Change (UNFCCC)), die 1992 auf dem UN-Klimagipfel für Umwelt und Entwicklung (UNCED) in Rio de Janeiro beschlossen wurde, auf internationaler politischer Ebene mit Umwelt- und Klimaschutzabkommen begegnet. Anlässlich des UNCED kamen die meisten Staaten der Welt überein, einen Schwellenwert für die Klimaerwärmung festzulegen, der nicht überschritten werden dürfe: das 2-Grad-Ziel (vgl. Ranke 2019, S. 121). In verbindliche Rechtstexte wurde dieses Ziel in abgemilderter Form zuerst im Kyoto-Protokoll (verabschiedet 1997, in Kraft 2004) und im Kyoto-II-Protokoll (2015) gebracht. Seitdem ringen Staaten untereinander um effektive und umsetzbare Klimaziele, bei denen überwiegend die fehlende oder schleppende Umsetzung kritisiert wird.¹ Im Mittelpunkt von

1 Diese Kritik vereint weltweit die Fridays For Future Bewegung und an sie inzwischen angeknüpfte Bewegungen wie Scientists for Future und andere. Wenngleich es noch zu früh ist, als dass der genaue Einfluss dieser Bewegungen auf Klimapolitik umfangreich wissenschaftlich untersucht wäre, so haben einzelne Personen sowohl aus Zivilgesellschaft als auch aus der Verwaltung in Kassel mir gegenüber geäußert, dass diese Bewegungen einen Effekt auf die lokale Umsetzbarkeit von verschiedenen Klima- und Umweltbelangen haben. Es sei eine Atmosphäre entstanden, die bereits seit Längerem bestehende Ideen in der Stadtverwaltung für eine sozial-ökologisch bessere Verwaltung der Stadt nun Rückenwind verleihe und deren Umsetzung möglicher erscheinen ließe (Interview 25, 10.12.2019). Deshalb ziehen sich leichte Bezüge zu der Fridays For Future Bewegung durch diese Arbeit, ohne dass sie hier als konkretes Datum gefasst werden können.

Klimaschutzbestrebungen steht die Minderung des weltweiten CO₂-Ausstoßes. Unter den sechs für Klimaschutz relevanten Treibhausgasen ist CO₂ das am häufigsten emittierte. Hauptemissionsquellen von CO₂ sind Treibstoffverbrennung und Entwaldung (vgl. Ranke 2019, S. 125). Gemeinsam mit dem Gewährwerden einer durch Umweltveränderungen globalen Gefahr für menschliche Existenzen geht auch die Wiederentdeckung über die Verflochtenheit von Mensch, Umwelt und Natur einher. Unter dem Schlagwort „Nachhaltige Entwicklung“ werden beispielsweise mit den „Zielen für Nachhaltige Entwicklung“ (Sustainable Development Goals (SDG)) soziale und ökologische Faktoren in Zusammenhang mit globalen und lokalen Umweltveränderungen benannt und mit einem Maßnahmenkatalog zur Verbesserung der jeweiligen Situation belegt. Im Rahmen der *Agenda 21* (1992, im Rahmen des UNCED) wurden erstmals Ziele und Verpflichtungen für Regierungen mehrerer Ebenen (international, national, regional, lokal) festgehalten, die 2015 anlässlich des „UN-Nachhaltigkeitsgipfels der Staats- und Regierungschefs“ in New York in den 17 SDGs mündeten. In ihnen drückt sich das Verständnis von Nachhaltigkeit als Dreiklang aus ökonomischen, ökologischen und sozialen Dimensionen aus, indem wirtschaftlicher Fortschritt mit sozialer Gerechtigkeit und unter Beachtung ökologischer Grenzen verbunden werden sollen (vgl. ebd., S. 137).

Für ökologische Belange ist das Artensterben der zentrale Faktor, dem insbesondere Strategien zum Erhalt und zur (Wieder-)Ausweitung von Habitaten für Tiere und Pflanzen entgegengesetzt werden. Auf internationaler Ebene ist die „Konvention über die Biologische Vielfalt“ (Convention on Biological Diversity (CBD)), die ebenfalls im Rahmen des UNCED 1992 verabschiedet wurde, ausschlaggebend für Umweltschutzgesetzgebungen auch auf europäischer und nationaler Ebene (vgl. Vadrot, Hirsbrunner, Kahlenborn u. a. 2012). Auf europäischer Ebene haben die „Strategie für Nachhaltige Entwicklung in Europa für eine bessere Welt“ (Europäische Kommission 2001) und der „Vertrag von Nizza“ eine Bedeutung für drei Viertel aller nationalen Umweltschutzgesetzgebungen von EU-Staaten (vgl. Ranke 2019, S. 108). Für die Bekämpfung des Biodiversitätsverlustes hat die Europäische Kommissi-

on im Jahr 2010 die „Biodiversitätsstrategie der EU bis 2020“ verfasst, in der sie Biodiversitätsverlust und Klimawandel als die beiden zentralen Zusammenhänge deklariert, die eine Nachhaltige Entwicklung gefährden (Europäische Kommission 2011):

Die Biodiversität – diese außergewöhnliche Vielfalt an Ökosystemen, Arten und Genen, die uns umgibt – ist unsere Lebensversicherung, denn sie versorgt uns mit Nahrung, Trinkwasser und sauberer Luft, Unterschlupf und Arzneimitteln, schützt vor Naturkatastrophen, Schädlingsbefall und Krankheiten und trägt zur Klimaregulierung bei. Sie ist auch unser Naturkapital, denn sie stellt Ökosystemdienstleistungen bereit, die die Grundlage unserer Wirtschaft bilden. Verschlechterung und Verlust dieses Kapitals stellen die Bereitstellung dieser Dienstleistungen in Frage und führen zum Verlust an Arten und Lebensräumen, des Wohlstandswertes der Natur und von Arbeitsplätzen und gefährden unser eigenes Wohlbefinden. Aus diesem Grunde ist der Biodiversitätsverlust neben dem Klimawandel als die kritischste globale Umweltbedrohung zu sehen – und beide sind untrennbar miteinander verbunden. Die biologische Vielfalt leistet zwar einen wichtigen Beitrag zum Klimaschutz und zur Klimaanpassung, doch ist auch das Erreichen des 2°C-Ziels in Verbindung mit angemessenen Anpassungsmaßnahmen zur Verringerung der unvermeidbaren Auswirkungen des Klimawandels für die Eindämmung des Biodiversitätsverlustes unerlässlich.

Die Europäische Union (EU) erlässt zu mehreren Umweltschutzbelangen Richtlinien, darunter Klimawandel, Luftreinhaltung, Landnutzung, Natur und Biodiversität, Müll, Wasser und weitere Themen, die von der Europäische Umweltagentur (EUA) als wichtigste Akteurin für Umweltschutz in der EU begleitet werden (vgl. Ranke 2019, S. 109).

Um Artenvielfalt zu fördern, wurde im Jahr 1992 als Umsetzung der Verpflichtung des Biodiversitätsschutzes, der aus der Unterzeichnung der CBD resultiert, unter anderem die Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie (FFH-Richtlinie) erarbeitet. Ihr Ziel ist eine europaweite Habitatvernetzung zum Schutz bedrohter Arten. In Verbindung mit der Vogelschutzrichtlinie der EU leiten sich aus ihr die Naturschutzflächen des „Natura 2000“-Netzwerkes ab. Die Umsetzung, Überprüfung und Eva-

luation der FFH-Richtlinie obliegt den EU-Staaten (vgl. BMUB 2007, S. 63f.).

Neben den Übereinkünften zu Biodiversitätsschutz steht Klimawandel seit dem UNCED auch im Fokus lokaler Regierungen. Mit der *Lokalen Agenda 21* haben sich Kommunen weltweit dazu verpflichtet, lokale Programme zur Verbesserung sozial-ökologischer Belange aufzusetzen. Kommunen haben damit ihre Verantwortung und Handlungsfähigkeit als „der Bevölkerung am nächsten liegende Einheit“ anerkannt (vgl. Kuhn, Suchy und Zimmermann 1998, S. 3). Mit der auf der *Lokalen Agenda 21* aufbauenden *Charta von Aalborg* entstand im Jahr 1994 ein weiteres Abkommen, dem Kommunen beitreten können, wenn sie sich dazu verpflichten möchten, eine zukunftsfähige und nachhaltige Stadtpolitik und Entwicklung zu verfolgen (vgl. ebd., S. 295ff.).

4.1.2 Nationale Richtlinien und Förderprogramme

Mit der „Nationalen Strategie zur biologischen Vielfalt“ nimmt sich Deutschland der in der CBD (Art. 6) getroffenen Übereinkunft an, eine nationale Strategie für den Schutz der Artenvielfalt zu annuzupassen (vgl. BMUB 2007, S. 7). In dieser stellt sich die Bundesregierung als Treiberin der nationalen und internationalen Biodiversitätsschutzbemühungen dar.

Auch in Bezug auf Klimaschutzbemühungen sieht sich die deutsche Regierung als internationale Kraft, die Klimaschutz vorantreibt. Dabei stehen deutsche Maßnahmen immer im Wechselspiel mit Abkommen auf europäischer Ebene (vgl. BMU 2019a, S. 15). Gleichzeitig besinnt sich die Bundesregierung auch ihrer historischen und internationalen Verantwortung. Der Bericht „Klimaschutz in Zahlen“ beginnt mit der bereits erreichten Klimaerwärmung um 1 Grad Celsius seit Beginn der Industrialisierung und verdeutlicht Deutschlands Anteil daran sowie die daraus erwachsende politische Verantwortung, die Deutschland international trägt (vgl. BMU 2020a, S. 6). Die Relevanz und Notwendigkeit von Klimawandelanpassung leitet der Bericht aus den aktuellsten Veröffentlichungen des Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) ab, die aktuelle und zukünftige Klimawandelaus-

wirkungen zusammentragen und bewerten. Die Bedrohung sozial-ökologischer Lebensräume wird insbesondere auf abstrakt-globaler Ebene angebracht und schließlich anhand von Auswirkungen auf Deutschland konkretisiert (vgl. ebd., S. 8f.). Anhand einer Zusammenfassung von Klimawandelfolgen und Anpassungsmaßnahmen wird noch einmal deutlich, wie stark Klimaschutz, Klimaanpassung und Biodiversitätsschutz verzahnt sein müssen (siehe Abb. 3). Während meiner Forschung traten von den in Abbildung 3 genannten Phänomenen Hitze und Trockenheit auf sowie eine Überschwemmung durch Starkregen im Bereich des Wahlebachs im Kasseler Osten. Immer wieder war die Flutmulde entlang der Fulda Thema, die im Namen des Hochwasserschutzes nicht bebaut oder bepflanzt werden darf. Im Jahr 2019 war etwa die Entnahme von Wasser aus öffentlichen Gewässern aufgrund der anhaltenden Trockenheit untersagt. Kassel ist demzufolge eine beispielhafte deutsche Stadt. Im Jahr 2008 wurde sowohl die DAS verabschiedet als auch mit der Nationale Klimaschutzinitiative (NKI) ein Umsetzungsinstrument des Klimaschutzes ins Leben gerufen (vgl. BMU 2020a; Bundesregierung 2008). Wenngleich deutsche Klimapolitik notwendigerweise stets international eingebettet und ausgerichtet ist, charakterisiert Silke Beck (2004) deutsche umweltpolitische Anstrengung als sehr auf das Lokale ausgerichtet, wenngleich Deutschland sich lange als Vorreiter in in Sachen Klimaschutz positionieren wollte (s. o.). Beck führt dies auf die nationale politische Kultur zurück, die sich historisch betrachtet auch immer wieder auf lokale Proteste gegen die Verursachung von Umweltproblemen bezieht (vgl. Beck 2004, S. 173f.). Als Mitte der 1980er Jahre sich auch deutsche Naturwissenschaftler:innen, angeregt durch Forschungsförderung des Bundes, verstärkt dem Problem Klimawandel widmeten, rahmten sie es sogleich als politisches Problem und forderten politisches Handeln zum Klimaschutz (vgl. ebd., S. 175). In der Folge wurden zwei konsekutive Enquetekommissionen (Enquete-Kommission „Vorsorge zum Schutz der Erdatmosphäre“ (1987 – 1990) und Enquete-Kommission „Schutz der Erdatmosphäre“ (1991 – 1994)) durch den Bundestag eingesetzt, um dem dringenden Problem des Klimawandels im Allgemeinen und der Auswirkungen für Deutsch-

Klimawandelfolgen und Anpassungsmaßnahmen	
	Erhöhte Hitzebelastung
Anpassungsmaßnahmen: Schaffung grüner Korridore in Städten, Hitzewarmsystem für vulnerable Gruppen, Verbesserung des Trinkwasserangebots in Hitzeperioden Wo: Ballungsgebiete in den wärmeren Regionen Deutschlands	
	Erhöhtes Waldbrandrisiko
Anpassungsmaßnahmen: Schaffung standortgerechter Mischwälder, Waldbrandprävention, effektive Waldbrandbekämpfung Wo: Regionen mit intensiver Wald- und Forstwirtschaft in Ostdeutschland und in Mittelgebirgen	
	Flusstüberschwemmungen
Anpassungsmaßnahmen: Renaturierung von Fließgewässern und Auen, Einrichtung von Wasserrückhaltebecken und Versickerungsflächen Wo: Ballungsräume in Flussläufen des Norddeutschen Tieflandes, aber auch Einzugsgebiete des Rheins und der Donau	
	Meeresspiegelanstieg, erhöhter Seegang, steigende Sturmflutgefahr
Anpassungsmaßnahmen: Weiterentwicklung von Klima-, Extremwetter- und Gewässervorhersagen, Erhöhung von Deichen Wo: Küstengebiete	
	Starkregen und Sturzfluten
Anpassungsmaßnahmen: Klimawandelrobuste Infrastruktur, Optimierung von Talsperren, Speichern und Rückhaltebecken Wo: Ballungszentren im Nordwestdeutschen Tiefland, in Mittelgebirgen und im südwestdeutschen Raum	
	Beeinträchtigung der Wassernutzung durch zunehmende Erwärmung
Anpassungsmaßnahmen: Reduzierte Wasserentnahme durch Energiewirtschaft und Industrie Wo: Regionen mit warmem und trockenem Klima in Ostdeutschland und dem Rheineinzugsgebiet	
	Veränderungen der Artenzusammensetzung und der natürlichen Entwicklungsphasen
Anpassungsmaßnahmen: Lebensraumoptimierung für gefährdete Arten, Aufforstung, systematische Beachtung der Klimaschutzfunktionen des Bodens. Wo: Meere und ländliche Räume	
Quelle BMU (2015)	

Abbildung 3: Klimawandelfolgen und Anpassungsmaßnahmen (angepasste Darstellung des Bundesumweltministeriums BMU 2020a, S. 10)

land im Besonderen Empfehlungen für den politischen Umgang auf Grundlage von Expert:innenwissen entgegenzustellen (vgl. Beck 2004, S. 175). Durch eine breite gesellschaftliche Einbindung gelang es den beiden Enquetekommissionen, auch kontroverse wissenschaftliche Ansichten zu befrieden und das Vorsorgeprinzip als Logik für politische Klimaschutzbemühungen in Deutschland zu etablieren (vgl. ebd., S. 178). Beck sieht die Entwicklung der Klimapolitik in Deutschland auch in Zusammenhang mit Personalien: Während sich die erste Enquetekommission auf wissenschaftliche Erkenntnisse stützte, das Verständnis „einer Erde“ und der daraus resultierenden globalen Verantwortung auch Deutschlands vertrat und sich Naturschutz- und Umweltverbände in der breiten Öffentlichkeitsbeteiligung einbringen konnten, wurde die zweite von Lobbyvertreter:innen der Automobil- und Atomenergieindustrie dominiert. Diesen gelang es, unterstützt durch die damalige konservative Regierung, den ursprünglichen Gedanken von der Erde als fragilen, vernetzten sozial-ökologischen, globalen Zusammenhang hin zu den Partikularinteressen der deutschen Wirtschaft zu verschieben, die in einem international kompetitiven Feld nicht durch Klimaschutzbemühungen in ihrer Entwicklung eingeschränkt werden dürfe; eine Ansicht, die lange Zeit deutsche Klimaschutzbemühungen rahmte (vgl. ebd., S. 179f.).

So hat eine Lokalisierung und Ausdifferenzierung gesellschaftlicher und politischer Klimaschutzbestrebungen stattgefunden (vgl. ebd., S. 174f.). Das Augenmerk liegt bis heute darauf, Klimaschutz lokal zu verankern. Auf der Internetseite der NKI heißt es: „Die NKI trägt zu einer Verankerung des Klimaschutzes vor Ort bei, sie macht den Klimaschutz erlebbar und schafft zahlreiche Beispiele zur Nachahmung“ (BMU 2021). Die Verzahnung von den beschriebenen globalen Belangen und ihrer zunehmenden Lokalisierung auch in Deutschland erfordert eine integrative Betrachtungsweise, die – wie bereits ausgeführt wurde – Praxistheorien bieten.

4.1.3 Relevanz von Städten und Kommunen

Städte gelten im Sinne der Lokalisierung von Klimaschutzbemühungen als zentrale Akteurinnen um Klimawandel zu begegnen, weil sie erheblich zu weltweiten Emissionen beitragen und Klimawandelfolgen wie Überhitzung und Überschwemmungen sich auf ihrer lokalen Ebene manifestieren (vgl. Khailani und Perera 2013). Viele Städte erkennen dabei ihre Relevanz für Klimabelange an. Sie vernetzen sich in globalen Städtenetzwerken wie Local Governments for Sustainability (ICLEI), das über 2.500 Mitglieder zählt, oder dem Global Covenant of Mayors for Climate and Energy (GCoM), über den Daten- und Innovationsaustausch stattfinden kann. (Kassel ist allerdings in keinem der beiden Netzwerke Mitglied.²) Darüber tragen Städte zum Erreichen von globalen und bundespolitischen Zielen bei (vgl. Sturm 2019, S. 137).

Mit der bereits genannten NKI werden Kommunen, zivilgesellschaftliche Akteur:innen und Unternehmen angesprochen, Klimaschutzmaßnahmen vor Ort und damit lokal angepasst umzusetzen. Da Klimaschutz bisher nicht zu den Aufgaben der kommunalen Daseinsvorsorge zählt, setzt die Bundesregierung mit den Förderprogrammen der NKI finanzielle Anreize, die von vielen Kommunen bereits in Anspruch genommen werden. In Zukunft soll sich dieses Engagement noch stärker verbreiten und neben Kommunen auch Bürger:innen und Unternehmen mit Bildungs-, Informations- und Fördermaßnahmen zu mehr eigenverantwortlichem Klimaschutz anregen (vgl. BMUB 2016). Die NKI setzt damit neben investiven Förderungen in materielle, klimafreundliche Infrastrukturen von Städten und Unternehmen auch auf eine breitere Wissensbasis auf lokaler Ebene. Wissen über Klimawandelbelange soll erkennbar auf allen Ebenen stärker verbreitet werden.

Im Vorwort zur Broschüre „Masterplan-Kommunen: Vorbilder für den Klimaschutz“ weist Svenja Schulze, die damalige Bundesministe-

2 Stand: Sommer 2022.

rin für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit, auf die Bedeutung von Kommunen hin (BMU 2018):

Entscheidungen der kommunalen Ebene haben einen großen Einfluss darauf, ob wir unsere Klimaschutzziele insgesamt erreichen. Bebauungspläne zum Beispiel setzen heute die Regeln für eine Bausubstanz, die weit über das Jahr 2050 hinaus bestehen wird. Die kommunale und regionale Verkehrswegeplanung beeinflusst unser Mobilitäts- und Konsumverhalten. Und wir sollten nicht unterschätzen, dass die Freude am Mitgestalten und das Interesse am politischen Engagement häufig auf der kommunalen Ebene geweckt werden. Die Beteiligungsmöglichkeiten im kommunalen Klimaschutz sind deshalb eine Chance, die möglichst vielerorts genutzt werden sollte.

Die sehr variablen Voraussetzungen von Städten und Kommunen in Bezug auf Topographie, Bevölkerungsstruktur, Verwaltungshistorie und weiteren Faktoren führen dazu, dass *Praktiken* der Wissensproduktion über den Klimawandel stadtspezifischen Mustern folgen (vgl. Boghrat 2018). Beim Ausloten der lokal adäquaten Maßnahmen stoßen Städte auf Grenzen von Wissen und Handlungsmöglichkeiten (vgl. Heinelt und Lamping 2015, S. 21), denn der Umgang mit dem Klimawandel ist in kontingente, alltägliche Praktiken eingebettet, die in der Forschung stärker berücksichtigt werden müssen (vgl. Oppermann, Strengers, Maller u. a. 2018). Matthew Gandy (2019) weist dazu auf die raumzeitliche Komplexität von Praktiken hin, die zur materiellen Gestaltung eines Stadtraums beitragen. Zudem legt eine Studie von Karsten Zimmermann und Kolleg:innen (2015) innerhalb von Stadtverwaltungen in Stuttgart, München und Frankfurt am Main nahe, dass lokale Klimapolitiken stark durch implizites Wissen in Verwaltungspraktiken geformt werden. Im folgenden Kapitel werden daher die Spezifika der Stadt Kassel, in der die Datenerhebung für diese Arbeit stattfand, skizziert.

4.2 Klimawandel und Biodiversität in Hessen und Kassel

Kassel liegt im Mittelsgebirgstal Kasseler Becken und am Fluss Fulda. Aufgrund dieser Lage sind Hitze, Trockenheit und Starkregen die Klimawandelauswirkungen, auf die sich Kassel im Wesentlichen einstellt (vgl. Stadt Kassel 2019). In Kassel lässt sich veranschaulichen, inwiefern der Umgang mit Klimawandel eine hochkomplexe Gemengelage zwischen Klimaanpassung und Klimaschutz, sozialer Gerechtigkeit und ökologischer Notwendigkeit ist.

In einem meiner ersten Interviews während der Feldexploration, das ich mit einem stadtpolitisch engagierten Mitglied eines Kiez-Mitgliederladens per Fahrrad durchführte (siehe Kapitel 3.5), verdeutlichen sich die Zusammenhänge. Bereits an unserem Treffpunkt sind die Probleme zwischen Stadt und Bürger:innen in Bezug auf Verantwortlichkeiten für Grüngestaltung und -pflege sichtbar. Das Quartier, in dem wir stehen, ist mir im Vorfeld aufgefallen, weil die Straßen ungewöhnlich eng und ohne Straßenbegrünung gebaut sind. Wir befinden uns im Juni 2018 und es ist heiß. Da es sich um ein Neubaugebiet handelt, überrascht mich das fehlende Stadtgrün, da in der Stadtplanung mindestens seit Erstellung des Kasseler Klimaschutzkonzeptes (s. u.) versucht wird, klimaangepasst zu bauen. Auf meine Nachfrage schildert mir mein Interviewpartner die Lage so:

Da hatte die Planung damals vorgesehen, und jedem Eigentümer ist das eigentlich auch verpflichtend für seine Baumaßnahme aufgetragen, dass es eine Fassadenbegrünung gibt, weil dieses Quartier sich so ein Stückweit an den alten Straßenzügen, die sehr eng mittelalterlich bebaut waren, orientiert hat, und dadurch im Straßenraum kaum Plätze da sind, um eine Straßenbegrünung zu machen. Und darum sind eigentlich alle Hauseigentümer verpflichtet worden, an ihren Fassaden Begrünung ranken zu lassen. Das haben einige gemacht, aber andere auch nicht. Es gab vor zwei Jahren auch schon mal eine erneute Aufforderung an die Eigentümer, das zu realisieren. Wir sind nach wie vor mit dem Umwelt- und Gartenamt der Stadt Kassel im Gespräch, wie wir das ein Stück weiter voranbringen, damit die Eigentümer ihren Ver-

pflichtungen nachkommen. Weil auf der anderen Seite der Jammer im Quartier sehr groß ist: Im Sommer ist es zu heiß und im Winter ist es zu kalt und der Wind pfeift durch. Das heißt, diese Fassadenbegrünung würde tatsächlich helfen. (*Interview 1, 28.6.2018*)

An diesem Ausschnitt lassen sich drei Kernpunkte erkennen. In der Planung des Quartiers wurde versucht mehreren Ansprüchen gerecht zu werden; eine übliche Herausforderung von Stadtplaner:innen. Einerseits wird der historisch gewachsenen Ästhetik eines Stadtraumes Rechnung getragen, was in Kassel nicht überall einfach ist, da die Stadt aufgrund ihrer Bedeutung für die Stahl- und Rüstungsindustrie während des Zweiten Weltkriegs erheblichen Bombardements ausgesetzt war, die die Stadt zu 80 % zerstörten.³ Andererseits wird versucht eine Aushandlung zwischen Hauseigentümern und Belangen der Stadtgesellschaft zu finden. Im Sinne der Klimaanpassung erscheint zudem eine Ergänzung des Grün- und Freiflächenmanagements in Städten durch die Mitarbeit von Eigentümer:innen unerlässlich, weil die Stadtverwaltung nur begrenzt Zugriff auf Flächen und Bauten hat.

Ein Jahr später stoße ich wieder auf dieses Problem, als ich den Prozess der Grünflächensatzung mitverfolge (siehe Kapitel 7.3). Der Interviewausschnitt verdeutlicht, dass sich die Zusammenarbeit zwischen Stadt und Bürger:innen in Bezug auf Klimawandel und andere globale Belange schwierig gestaltet. Es gibt zum Zeitpunkt des Interviews und meiner weiteren Datenerhebung keine rechtliche Handhabe, die Eigentümer:innen zu einer Begrünung zu bewegen. Ein „Durchregieren“ von oben ist aufgrund des Eigentümer:innenschutzes nicht möglich. Die Verpflichtung der Eigentümer:innen zur Begrünung ihrer Fassaden erscheint hier als Selbstverpflichtung. Die Stadt wählte eine heute übliche Governance, die die Bürger:innen aktivieren und für ihr

3 Auf der Website der Stadt wird sich damit auseinandergesetzt: <https://kassel.de/bu-erger/stadtgeschichte/erinnerungskultur/zerstoerung-kassels.php>. Die Nacht vom 22. auf den 23. Oktober 1943 wird in Kassel prominent erinnert, zum Beispiel über ein ausgestelltes Modell im Stadtmuseum, welches den Zustand der Kriegszerstörung im Jahr 1945 darstellt. Zum 75. Jahrestages der „Bombennacht“ fanden im Jahr 2018 zahlreiche Gedenkveranstaltungen verschiedener Institutionen statt.

Eigeninteresse sensibilisieren will. Es scheint, dass die Anwohnenden die Lösung eines von ihnen empfundenen Problems bezüglich des Mikroklimas ihres Quartiers bewerkstelligen könnten und dennoch nicht tätig werden. Die Gründe dafür können vielfältig sein. Während der Analyse meiner Daten erschien mir das Beispiel an dieser Stelle deshalb erwähnenswert, weil eine ähnliche Diskussion auf der Vorstellung der Grünflächensatzung, die genau dieses Problem von Seiten der Stadt lösen soll, stattfand.

Der zweite Punkt, der in dem Interviewausschnitt vorkommt, ist die Einbindung des UGA. In allen Belangen von Grün im urbanen Raum ist das UGA zuständig. Dass es auch für Aushandlungen mit Hauseigentümer:innen zuständig ist, erschließt sich erst einmal nicht direkt, da in diesem Quartier ganz offensichtlich keine städtischen Grünflächen vorhanden sind, die unter die Pflegezuständigkeit des UGAs fallen. Bei einem anderen Beispiel – dem Eichwald – werden wir noch einmal deutlich sehen, wie das UGA in Kassel mit der Herausforderung umgeht, für das zuständig zu sein, was die Bürger:innen als ihren direkten Lebensraum erfahren (siehe Kapitel 5.4).

Drittens machen die Beschwerden der Bürger:innen über die Hitze im Sommer deutlich, dass Klimawandelauswirkungen in Kassel angekommen sind. In den Hitzesommern 2018 und 2019 erzielt Klimawandel einen Bumerangeffekt (vgl. Ochs 2017), indem seine Folgen Einfluss auf Alltage in Verursacherländern wie Deutschland erreichen. Klimawandel kann nicht mehr ausschließlich als global-entferntes Problem angesehen werden, das Menschen auf weit entfernten Inseln oder Permafrostböden betrifft, die in der Klimaanthropologie bisher im Mittelpunkt standen. Klimawandel ist mitten in Deutschland angekommen; und das ist in Bezug auf Kassel ganz wörtlich zu verstehen, liegt die Stadt doch genau mittig in Deutschland.

Kassel liegt zudem in einem Umfeld, in dem Umweltbewegungen viele Anknüpfungspunkte haben. Nicht nur gibt es den Verein Essbare Stadt, zu deren Mitgliedern zahlreiche ökologisch eingestellte Menschen vorwiegend älterer Jahrgänge zählen. Mit der Universität Kassel verfügt die Stadt zudem über einen Ort, an dem junge Menschen ausgebildet werden, um mit globalen Folgen des Anthropozäns umgehen

zu können. In vielen Fachbereichen wird lösungsorientiert geforscht und Transformationswissen produziert. Sei es am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, an dem ich während meiner Promotionsphase einige Jahre ansässig war, wo sozial-ökologische Transformationsprozesse in der ein oder anderen Form eine Rolle spielen. Oder sei es der Fachbereich für Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung, wo zukünftige Stadtplaner:innen auch in Nachhaltigkeitsbelangen ihres Berufsstandes ausgebildet werden. Besonders hervorzuheben ist der Fachbereich Ökologische Agrarwissenschaften sowie die an der Universität Kassel angesiedelten Netzwerke Center for Environmental Systems Research (CESR) und das Graduiertenumweltnetzwerk (GradZ).

Über die Universität hinaus, finden sich in und um Kassel Orte unkonventioneller Lebensentwürfe: sechs untereinander vernetzte Kommunen bieten Anlaufstellen für Experimentierfreudige. In Kassel wird in diesem Konglomerat viel experimentiert. In Mitgliederläden wie dem „Schmackes“ im sonst industriell geprägten Schillerviertel, dem MiLa in der Unterneustadt oder in kollektiv organisierten und getragenen Gaststätten wie dem Kollektivcafé Kurbad direkt an der Fulda und dem Café Desasta direkt auf dem Uni-Campus, das vom Allgemeinen Studierendenausschuss (AStA) der Universität Kassel betrieben wird. Alternative Lebensentwürfe sind über solche Orte in Kassel im Stadtbild regelmäßig anzutreffen. Das täuscht allerdings nicht darüber hinweg, dass Kassel traditionell eine Beamtenstadt ist, die darüber hinaus ihre Steuereinnahmen zu nicht unerheblichen Teilen aus der Rüstungsindustrie erhält.⁴

Innerhalb der Stadtverwaltung herrscht ein Verständnis von ökologischer Gerechtigkeit, das sich auch in der Teilnahme Kassels an einer Studie zu Umweltgerechtigkeit ausdrückt. In dieser Studie wurde festgehalten, dass der Zugang zu Grün- und Freiflächen einer bestimmten Größe im fußläufigen Bereich aufgrund der topographischen und

4 Am „Blauen Sonntag – Tag der Industriekultur“ am 10.8.2019 höre ich im Kasseler DGB-Haus einen Vortrag, der breit die Verflechtung des Kasseler Bürger- und Beamten­tums mit der ansässigen Großindustrie in historischer und aktueller Perspektive darlegt. Eine Ansicht, die mir auch in der ökologischen Szene Kassels und während der Interviews immer wieder begegnet.

historisch gewachsenen Struktur Kassels sehr ungleich über das Stadtgebiet verteilt ist (vgl. Böhme, Franke und Preuß 2019). Die Fulda, die Kassel teilt, fungiert als natürliche Grenze und ausgeprägte Industriegebiete, in denen kaum Grünraum vorhanden ist, prägen das Wohnumfeld der Bürger:innen des Kasseler Ostens und Nordostens. Insbesondere der Kasseler Osten und der Kasseler Norden sind von den weitläufigen Grünanlagen der Stadt (die Karlsaue, der Bergpark Wilhelmshöhe, das Naturschutzgebiet Dönche und der Fuldaaue) infrastrukturell abgetrennt (vgl. ebd., S. 17, 35–37). In einer kürzlich veröffentlichten Studie zum Stand der Entwicklung von Klimaschutz und Klimaanpassung in 104 Städten in Deutschland rangiert Kassel nur im letzten Fünftel der untersuchten Städte (vgl. Otto, Kern, Haupt u. a. 2021).

Obgleich Kassel bereits im Jahr 2012 über ein durch Bundesförderung (NKI) erstelltes Klimaschutzkonzept verfügte, wird mir gegenüber während meines Aufenthaltes in Kassel immer wieder betont, die Stadt tue nichts für den Klimaschutz. Das lässt sich bei all den regelmäßig stattfindenden Bürger:innenbeteiligungsformaten zur Gestaltung von Stadträumen nur erklären, wenn die Polarität zwischen einem hohen zivilgesellschaftlichen Engagement im ökologischen Bereich, aus dem auch neue Initiativen wie „Klimagerechtigkeit Kassel“ hervorgehen, und den lange bestehenden, einflussreichen Großindustrie (in den Bereichen Rüstung, Auto und Chemie/Bergbau) berücksichtigt wird. In den Beteiligungsformaten der Stadtplanung werden die Themen Grün und Klimawandel nur selten vonseiten der Bürger:innen angesprochen. Nur wenn einzelne Mitglieder der Essbaren Stadt auf solche Veranstaltungen gehen, bringen sie diese Themen ein (Gedächtnisnotiz, Gespräch Mitarbeiter UGA am Rande des Fachgesprächs zur Grünsatzung, 29.8.2019).

Das Klimaschutzkonzept ist mithilfe von „Akteursbeteiligungen“ erstellt worden und benennt zahlreiche, in den Stadtquartieren durch lokale Akteur:innen verankerte Maßnahmen, die der Einsparung von CO₂ förderlich sein sollen und auf alltägliche Aktivitäten wie beispielsweise Schul- und Arbeitswege abzielen (vgl. Stadt Kassel 2012). Im Klimaschutzkonzept wird im Schlusswort explizit benannt, dass

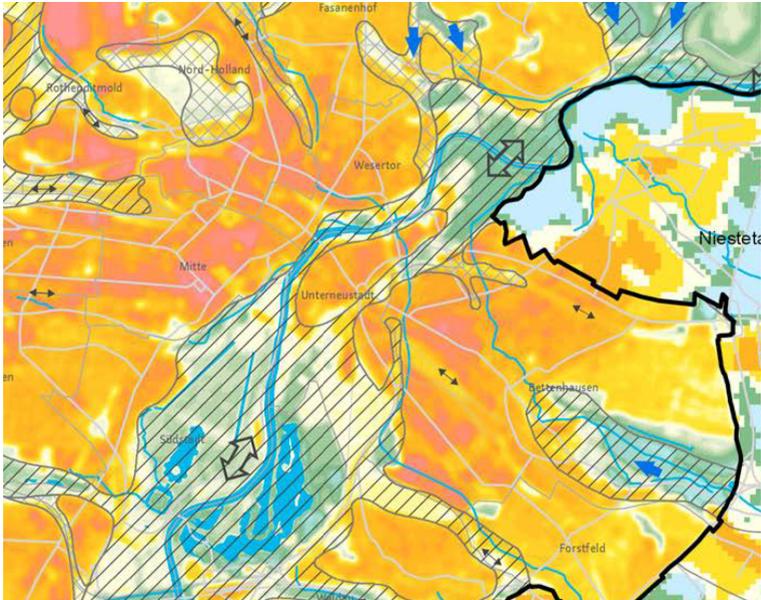


Abbildung 4: Ausschnitt aus der Klimafunktionskarte Kassel 2017, Stadtinnenbereich (Stadt Kassel 2019, S. 18f.)

in Kassel Klimaschutz als Teil der Daseinsvorsorge gesehen wird (vgl. ebd., S. 270). Im Jahr 2017 wurde ebenfalls aus Fördermitteln der NKI ein Klimaanpassungskonzept geschrieben, aus welchem hervorgeht, dass Kassel insbesondere durch Überwärmung aufgrund von länger andauernden Hitzeperioden und Starkregenereignissen vom Klimawandel betroffen sein wird (vgl. Stadt Kassel 2017, S. 52). Aus diesem Konzept entstand zwei Jahre später eine Broschüre für die Kasseler Bevölkerung, in denen der Stadtbaurat über Herausforderungen und Umsetzungen von Klimaanpassung in Kassel informiert (vgl. Stadt Kassel 2019). In dieser Broschüre wird auch die für das Klimaanpassungskonzept erstellte Klimafunktionskarte (siehe Abbildung 4) abgedruckt und so einer breiten Öffentlichkeit nähergebracht. Die Karte veranschaulicht, dass in Bezug auf Klimaerwärmung diejenigen Bereiche problematisch (rot) sind, die wenig oder keine Grün- oder Freiflächen aufweisen.

Aus Fördermitteln der Bundesförderung „Zukunft Stadtgrün“ wurde im Jahr 2018 das „Integrierte Städtebauliche Entwicklungskonzept Zukunft Stadtgrün für Kassel“ erstellt, welches sich mit drei Fördergebieten in Kassel beschäftigt. Schwerpunkt ist die Kasseler Innenstadt, die durch eine hohe Versiegelung, das heißt bebaute und undurchlässige Böden, gekennzeichnet ist. Auf der Klimafunktionskarte sind sie als rote Bereiche erkennbar. Das Konzept kommt zu dem Schluss, dass der ungleichen Verteilung des an sich erheblichen Anteils an Grünflächen der Stadt unter anderem durch Stärkung von Grünverbindungen, durch die Ausweitung und Anpassung des Baumbestandes und durch die Erhöhung des Anteils begrünter Dachflächen aber auch durch Rückbaumaßnahmen in besonders versiegelten Bereichen beigegeben werden kann (vgl. Stadt Kassel 2018). Unter dem Stichwort „Grüne Infrastruktur“ wird der multifunktionelle Nutzen von Stadtgrün zusammengefasst. In Kapitel 7 wird darauf näher einzugehen sein.

Grün findet sich innerhalb Kassels auch auf Waldflächen. Auf dem Stadtgebiet befinden sich Teile des sich im Westen von Kassel ausbreitenden Habichtswalds, der Eichwald (um den es in Kapitel 5 gehen wird) und ein Zipfel des im Osten anschließenden Kaufunger Waldes. Wäldern kommt in der Hessischen Biodiversitätsstrategie sowie in der Naturschutzleitlinie der hessischen Forstbehörde HessenForst eine besondere Bedeutung zu (siehe Kapitel 5). Als Holzlieferanten, Kohlenstoffspeicher und gleichzeitig Lebensräume für bedrohte und nicht bedrohte Arten sind die hessischen Wälder eingebunden in das europaweite „Natura 2000“-Netzwerk (s. o.), das auf Hessischer Seite ergänzt wird durch die Ausweisung von „Kernflächen Naturschutz“.⁵

5 Um Biodiversität europäischer Wälder und anderer Naturräume zu stärken bzw. zu regenerieren wurde 1992 die Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie (vgl. Rat der Europäischen Union 1992) erlassen. Die FFH-Richtlinie wird gemeinsam mit der Vogelschutz-Richtlinie (vgl. Europäisches Parlament und Rat der Europäischen Union 2009) durch das Netzwerk „Natura 2000“ umgesetzt, in dem europaweit Lebensräume für schützenswerte Arten errichtet werden. HessenForst setzt diese Unter-Schutz-Stellung seit 2013 durch die Ausrufung von *Kernflächen Naturschutz* um (siehe <https://umwelt.hessen.de/umwelt-natur/wald/hessen-forst/naturschutz-im-staatswald> [zuletzt abgerufen am 27.1.2021]).

In diesen Gebieten darf keine Holzernte mehr stattfindet, um das Vorkommen von bedrohten Arten zu fördern (vgl. HessenForst 2011; Umweltministerium Hessen 2016). Wie Abbildung 3 zeigt, wird die Ausweitung von ungestörten Habitaten auch im Kontext von Klimawandelbelangen anregt.

Für Kassel als Stadt sind dennoch – auch aufgrund von Zuständigkeitsfragen – nicht Wälder, sondern Stadtgrün von höherer Relevanz. Um dem Klimawandel und damit verbundenem Biodiversitätsrückgang entgegenzutreten, setzt die Kasseler Stadtverwaltung im weiteren Kontext auf bundesweite Ansätze wie das „Weißbuch Stadtgrün“ (vgl. BMUB 2017b), den „Masterplan Stadtnatur“ und auf Grüne Infrastrukturen (vgl. BMU 2019b) (siehe Kapitel 7).

Um diese komplexen, globalen Zusammenhänge zu fassen, möchte ich Kassel als Stadt hier als Gefüge aus Praktiken beschreiben. Das Wort Gefüge spiegelt die dynamische Verflochtenheit von Praktiken wider, die untereinander nicht immer klar abgrenzbar sind, weil die in ihnen versammelten Materialitäten, Bedeutungen und Kompetenzen jeweils in mehreren Praktiken verknüpft sein können. Die nun anstehenden drei empirischen Kapitel stellen die während meiner Forschung als besonders relevant wahrgenommenen Ausschnitte aus dem Kasseler Praktiken-Gefüge mit Bezug zu Klimawandel und Biodiversitätsverlust dar. An ihnen möchte ich die Gemengelage alltagsrelevanter Klimabelange bzw. klimawandelrelevanter Alltagspraktiken auffächern und diskutieren.

5 „Ex-Praktiken“ durch Bedeutungswandel: Biodiversitätsschutz und vergangene Alltage im Eichwald

Wenn wir uns anschauen wollen, wie die globalen Belange Klimawandel und Biodiversitätsverlust und deren Bekämpfung unsere lokalen städtischen Alltage verändern, dann schauen wir gleichermaßen auf Materialitäten, auf Natur und gebaute Umwelt sowie auf das soziale Dazwischen, das auf Bedeutungen fußt. Das lokale Gefüge vereint mehrere Perspektiven und Logiken, die sich in konkreten raumbezogenen und bedeutungsgeleiteten Praktiken niederschlagen. Zuerst zu nennen sind die verwalterischen Praktiken, die zentral sind für die Gestaltung des Raumes. Im Eichwald ist es die Verwaltung der Wegpflege im Wald. Verwaltungspraktiken stehen im Wechselspiel mit Alltagspraktiken. Beide verändern und prägen den Stadtraum durch Gestaltung, Pflege, Erzählungen über vergangene Nutzungen, Rituale und Orte.

Für den Umgang mit Klimawandel zeigt das Beispiel des Eichwaldes einige der zahlreichen Dimensionen auf, die urbane Mensch-Umwelt-Beziehungen prägen. Ich erkunde die Überlagerung von verwalterischen Logiken der für hessische Wälder zuständigen Behörde HessenForst mit den Alltagspraktiken und Erzählungen über Rituale, Erinnerungen und vergangene Raumnutzungen der anwohnenden Eichwälder:innen. Am Eichwald interessiert mich, wie Alltagspraktiken und Naturschutzbelange mit verwalterischen Praktiken und Logiken in Verbindung stehen und wie diese Verbindungen konfliktarm gestaltet werden können.

Im folgenden Kapitel diskutiere ich die aufgefächerten Perspektiven und bringe sie in Kontext mit globalen Anforderungen des Natur-, Umwelt- und Klimaschutzes. Mein empirisches Material besteht aus teilnehmenden Beobachtungen im Stadtraum und bei zwei Ortsbeiratssitzungen sowie bei einem Stadtteilspaziergang im Stadtteil Bettenhausen, in dem der Eichwald liegt. Des Weiteren führte ich bewegte

Interviews (Go-Alongs) mit Anwohner:innen und Nutzer:innen des Eichwalds und Leitfadeninterviews mit Mitarbeitenden des UGA und einem Förster der hessischen Forstbehörde HessenForst, die Eigentümerin des Eichwaldes ist. Der Erhebungszeitraum erstreckt sich von September 2018 bis September 2019.

Im Jahr 2019 soll der Eichwald ein „Urwald“ sein. Als *Kernfläche Naturschutz* (siehe Kapitel 4.2), zu der er im Jahr 2013 erklärt wurde, gilt er als streng geschützter Lebensraum für den Juchtenkäfer oder Eremiten (*lat.: Osmoderma eremita*, siehe Abbildung 5), der zu den bedrohten und daher besonders schützenswerten Arten zählt. Im Rahmen des „Natura 2000“-Netzwerks steht ihm der Eichwald als Habitat zu.

Der Eremit ist einer von drei durch den Klimawandel bedrohten Käferarten in Hessen (vgl. Schwenkmezger 2019, S. 49). Der Eichwald wurde ihm als Lebensraum überlassen und aus der wirtschaftlichen Nutzung des Forstamtes Wolfhagen herausgenommen. Als ehemals parkähnlicher Wald führte diese Umwidmung und der damit verbundene Bedeutungswandel vom Stadtwald zum „Urwald“ zu Konflikten mit einigen Anwohnenden, vorwiegend denjenigen, die seit vielen Jahrzehnten in der



Abbildung 5: Der Juchtenkäfer, auch Eremit genannt (*Osmoderma eremita*)
(Foto: Magne Flåten, CC BY-SA 4.0)

Eichwaldsiedlung am Rande des Waldes wohnen. In diesem Kapitel kann es deshalb vorrangig um Erinnerungen an ehemals bestehende Praktiken gehen und weniger um den aktuellen Vollzug von Praktiken. Analog zu den „Ex-Praktiken“, die ich auf den kommenden Seiten beschreiben werde, handelt es sich bei den *practitioners* im Eichwald im Prinzip um „Ex-*practitioners*“, sowohl auf Seiten der Bürger:innen als auch auf Seiten der Förster.

Es war einmal im Eichwald

Der Kasseler Eichwald blickt auf eine lange Geschichte zurück. Er liegt am Rand des Stadtteils Bettenhausen im Kasseler Osten, der bis heute industriell geprägt ist. Im Zuge der Industrialisierung der Region in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden Siedlungen für Arbeiter:innen geschaffen, unter anderem die Eichwaldsiedlung, die nördlich an den Eichwald angrenzt. Deren Bewohner:innen sind heute durch langjährige Anwohnerschaft mit dem Eichwald verbunden. Der Eichwald war für sie nicht nur Namensgeber für die Siedlung, er war auch ein zentraler Bezugspunkt für die Freizeitgestaltung der Eichwälder:innen.

• Von dem Fischhause führt ein kleiner angenehmer Fußpfad über eine grüne Wiesenfläche zu dem an dem Abhange eines schönen Hügels liegenden Eichwäldchen, einem großen eingeschlossenen Eichen-Park, mit theilweis zahmem Wilde und einer Försterwohnung, worin man sich ebenfalls restauriren und mannichfaltige Erfrischungen genießen kann. In heißen Sommertagen ist das Eichwäldchen mit seinen kühlenden, dicht belaubten und labyrinthischen Schattengängen, mit seinen terrassenartig angeligten Ruheplätzen unter den hochbejahrten Eichen, in deren Zweigen es mancher Jungfrau von Orleans symbolisch rauscht, mit seinen grünen von Bäumen eingeschlossenen Matten, welche zu muntern Spielen benützt werden, ein von großen und kleinen Gesellschaften ersehnter und vielbesuchter Belustigungsort. •

Abbildung 6: Beschreibung des Eichwaldes in einem historischen Wanderführer für Kassel und das Kasseler Umland (Lobe 1837, S. 233)

Auf meinem „Ride-Along“ (siehe Kapitel 3.5) mit Mitgliedern der Arbeitsgruppe „Erinnerungen im Netz“ des Stadtteiltreffs Agathof in Bettenhausen wurde deutlich, wie der Wald und der Stadtteil seit Jahrzehnten eng zusammenhängen. Meine Interviewpartner:innen wiesen mich auf die Internetseite „Erinnerungen im Netz“¹ hin, auf der ich „alles finden würde“ (Interview 9 im Eichwald, 9.7.2019). In der Tat ist dieses Projekt ein reicher Fundus an zusammengetragenen Aufzeichnungen über den Eichwald und seine Umgebung, auf den ich für den Überblick über den Forschungsgegenstand Eichwald hier gern zurückgreife. Das Beispiel in Abbildung 6 stammt aus einem Wanderführer aus dem Jahr 1837 und verdeutlicht sehr anschaulich, wie lange die Erholungsfunktion des Eichwaldes zurückreicht. Bereits dort spricht der Reiseautor von der kühlenden Wirkung des schattenspendenden Blätterdaches an heißen Sommertagen und charakterisiert ihn als gemeinschaftlichen Freizeitort.

Während der Go-Alongs im Eichwald fragte ich danach, wie die Interviewten den Wald heute nutzten. Auf diese Frage erhielt ich zahlreiche Erzählungen darüber, wie der Wald genutzt *wurde*, die meisten der Interviewpartner:innen gingen zum Zeitpunkt der Go-Alongs gar nicht mehr oder nur sehr selten in den Eichwald. Ich wurde zu Orten geführt, die vormalig existiert haben, heute aber verwuchert sind. Der Spielplatz, die Trimm-Dich-Geräte, die „Hesseneiche“, die Grillhütte und das Ausflugslokal sowie die Fasanerie waren Bezugspunkte, die in den Erzählungen vorkamen. Die Generation der „Siedler:innen“² zu denen sich einige meiner Go-Along-Partner:innen zählen, nahmen den Eichwald nicht einfach als Naturraum wahr, sondern banden ihn in zahlreiche Freizeitpraktiken ein. Die „Siedler:innen“ empfanden sich als starke Gemeinschaft, was sich in der Gründung des „Sied-

1 www.erinnerungen-im-netz.de

2 Eine interessante (Selbst-)Bezeichnung, die darauf aufmerksam macht, dass zu dieser Zeit ein Strukturwandel im Kasseler Osten stattfand, während dem Industriebetriebe und damit Arbeiter:innen angesiedelt wurden (vgl. <https://www.erinnerungen-im-netz.de/erinnerungen/erin-artikel/ab-nach-kassel-siedler-bauen-an-der-bunten-berna>) und deren beteiligte Bürger:innen sich als Kultivierer:innen der Bettenhausener Landschaft verstehen.

lervereins Bunte Berna“ ausdrückte. Der „Siedlerverein Bunte Berna“ bezog den Eichwald in Freizeitpraktiken ein, indem seine Mitglieder Feste und Aufräumaktionen organisierten, die die Eichwälder:innen mit dem Wald verbanden. In dem Ride-Along (siehe Kapitel 3.5), das ich mit ehemaligen Mitgliedern des Siedlervereins im Eichwald führte, ist ein wichtiger Punkt, diese Verbundenheit zu plausibilisieren. Gleich zu Beginn des Ride-Alongs wird deutlich, welche starke gemeinschaftliche und identitätsstiftende Bedeutung der Eichwald für die langjährigen Anwohner:innen hat:

Vorstellungsrunde: Hr. Wrobel stellt sich vor und fügt betont hinzu: „geboren im Eichwald!“. Die Bezeichnung Eichwald trifft sowohl auf den Wald wie auch auf die angrenzende Eichwald-Siedlung zu. Die doppelte Bedeutung wird hier aber auch genutzt, um aus der Zugehörigkeit eine Art empfundene Berechtigung auszudrücken, für diesen Stadtteil und den Wald zu sprechen. Dies wird mir später besonders deutlich, wenn auf meine Frage wer „wir“ seien, die Antwort „die Eichwälder“ lautet. (*Feldnotiz, zu Interview 9 im Eichwald, 9.7.2019*)

Dieses „wir“ hat aus Sicht der vier Interviewpartner:innen eine soziale Inklusivität: der Wald, so gepflegt er früher war, als der Siedlerverein noch Aufräumaktionen organisierte, war „für alle“ da und soll das ihrer Ansicht nach auch wieder werden. Sie hängen einem ästhetischen Waldbild nach, das ihnen einen Wald bereitstellte, in dem sie Erholung fanden und Gemeinschaft erleben konnten (vgl. Schriewer 2015, S. 202). Der Wald tritt in dieser Erzählung ganz deutlich als Kulturlandschaft auf (vgl. Stahl 2019, S. 59f.), die durch den Menschen – hier die „Siedler:innen“ – geformt und gestaltet wird und ihren Freizeitpraktiken dient.

Wir gehen hintereinander auf dem Mittelweg, der zentral durch den Eichwald verläuft. Die Interviewpartner:innen waren länger nicht gemeinsam diesen Weg gelaufen. Ihre Freizeitpraktiken der gemeinsamen Aktivitäten und Feste unter Nachbar:innen fehlen ihnen. Die Bedeutungsänderung des Eichwaldes vom Nutzwald zum Naturschutzgebiet ordnet ihre Erinnerungen neu ein. Früher sei der Wald „für die Menschen“ da gewesen, heute schließe er Menschen aus, sagen

die vier Interviewpartner:innen. Der Wald als „Gegensatz zum Menschgemachten“ (Stahl 2019, S. 56) wird im Ride-Along über die vermeintliche Unbegebarkeit des Waldes plausibilisiert. Festgemacht wird diese Annahme an der Beschaffenheit und Gepflegtheit der Wege gleich zu Beginn unseres Ride-Alongs:

Erster Punkt, den die vier Interviewpartner:innen ansprechen, ist so gleich: Der Weg (auf dem wir gerade laufen) war mal breiter. Heute werde der Eichwald kaum genutzt, hauptsächlich von Hundebesitzer:innen. Es gebe heute noch diesen Weg (der Mittelweg oder Hauptweg genannt wird), noch einen weiteren Mittelweg quer dazu und einige Trampelpfade. Früher wäre der Mittelweg eher eine „Flaniermeile“ gewesen, die Interviewpartner:innen strecken beide Arme aus und zeigen mir die Wegbreite anhand der Entfernung zweier Eichen, die sich am Weg gegenüberstehen. Demnach war der Mittelweg früher geschätzt etwa fünf Meter breit. So, dass man jeweils zu zweit in Paaren aneinander vorbeigehen kann, führen sie weiter aus. Vor fünf Jahren etwa wurde die Pflege eingestellt. „Jetzt wird es immer enger, weil nichts mehr gemacht wird,“ beklagt Frau Klingemann. *Früher* war entlang des Weges mehr Gras, heute sei alles „Gestrüpp“. *Früher* wurde das Holz aus dem Wald geholt, es war Nutzholz. Es gab *früher* weniger Unterholz, weil das eben weggeräumt wurde. Außerdem seien die Eichen präsenter gewesen, weil die Holzernte sich auf die Buchen bezogen habe.

Auch müsse man sich den Eichwald als sehr belebt vorstellen, wird mir in die Stille des Waldes hinein versichert. „Hier hat sich viel abgespielt,“ erinnert sich Herr Klingemann. Vor allem am Sportplatz, der bis heute vom ansässigen Fußballverein genutzt wird, aber auch immer weniger, denn er ist nicht beleuchtet und Anwohner:innen beschwerten sich öfter über den Lärm. Der ehemalige Spielplatz, der zum angrenzenden Fasanenweg hin lag, verfiel, weil ihn niemand mehr genutzt habe – laut Einschätzung von Herrn Klingemann, weil Eltern keine Lust hätten sich in „so einem Wald“ aufzuhalten. Vor 15 Jahren wäre der Spielplatz aber wohl noch vorhanden gewesen. (*Feldnotiz, zu Interview 9 im Eichwald, 9.7.2019*)

Seine zentrale Bedeutung für den Stadtteil erhält der Eichwald durch seine intensive Nutzung durch die Eichwälder:innen. Für sie ist Wald gleichbedeutend mit Nutzwald, als Kulturlandschaft (vgl. ebd., S. 60), in dem sie gemeinschaftliche Freizeitpraktiken vollziehen können wollen. Orte wie der Spielplatz stehen in den Erinnerungen und Erzählungen sinnbildlich für diese Freizeitpraktiken.

Herr Wrobel: „Und dann war ja noch früher der Spielplatz.“

ich: „Ah, für die Kinder.“

Frau Klingemann: „Ja.“

Herr Klingemann: „Für alle!“

Herr Adam: „Für alle!“

Herr Wrobel: „Für alle. Also egal, ob es die alten Herrschaften waren oder Kinder: Der Eichwald war immer belebt.“

Herr Klingemann: „Es waren immer Aktivitäten. Durch den Sportverein, wie gesagt, den Siedlerbund und so.“

Frau Klingemann: „Das wollen wir wieder haben!“

ich: „Dass es belebter ist?“

Frau Klingemann: „Ja. Dass es so aktiviert wird. Die Leute sollen Lust haben, hier reinzugehen. Auch mit [...] ganz viele haben ja Rollator oder müssen auf Krücken gehen. Also es sollte schon so sein, wie der Park Wilhelmshöhe,³ der ist ja auch begehbar von vorne bis hinten hin. Da kann jeder reingehen, egal wohin. So ähnlich möchten wir es hier auch gern haben.“

ich: „Und wer ist ‚wir‘?“

Frau Klingemann: „Die Eichwälder! [alle lachen] Die Bettenhäuser.“

ich: „Die Eichwälder, ok. Alle? Oder gibt es da unterschiedliche Positionen?“

3 Der Bergpark Wilhelmshöhe ist eines der Aushängeschilder Kassels und gehört zum UNESCO-Weltkulturerbe. Zu den Füßen der kupfernen Herkules-Statue (eigentlich der griechische Halbgott Herakles) erstreckt sich ein abwechslungsreicher Park mit mehreren Seen, Grotten, Brücken, weitläufigen Wiesen und waldigen Abschnitten. Von der Statue des Herkules den Hang hinab verlaufen Wasserspiele, gesäumt von unzähligen Stufen. Die Wege des Bergparks sind gut befestigt; zum unteren Eingang und zum Eingang auf der Spitze fährt ein Bus, zum unteren Eingang auch die Straßenbahnlinie 1, die den Bergpark seit dem 19. Jahrhundert mit der Kasseler Innenstadt verbindet (vgl. Fröhberg 2013).

Frau Klingemann: „Also ich hab noch nicht gehört, dass jemand sagt: ‚Nee, das will ich nicht.‘“ (*Interview 9 im Eichwald, 9.7.2019*)

Unausgesprochen bleibt die Tatsache, dass der Eichwald auch im Jahr 2019 genutzt wird. Auf den Wahrnehmungsspaziergängen, die ich im Vorfeld der Go-Alongs vornahm (siehe Kapitel 3.1), begegneten mir Mountainbiker:innen, Jogger:innen, Hunde mit ihren Besitzer:innen, spielende Kinder und Spaziergänger:innen. Mir begegneten keine Personen, die Gehunterstützung benötigten. Da Wahrnehmungsspaziergänge nicht dazu geeignet sind, eine Vollerhebung der Nutzungsweisen von Orten durchzuführen, kann dies dem Zufall geschuldet sein. Während der teilnehmenden Beobachtungen und Go-Alongs wurde allerdings genau auf die Gruppe derjenigen, die auf Unterstützung für ihre alltägliche Mobilität angewiesen sind, immer wieder hingewiesen, weil sie durch die weniger aufgeräumten Wege, die eine Naturschutzlogik nach sich zieht, in ihrer Nutzung des Eichwaldes eingeschränkt werden.

Wir umrunden einen sehr großen Ast, der schon eine Weile quer über dem Mittelweg liegt. Links und rechts an den Seiten haben sich Trampelpfade durch das Gebüsch gebildet. Ich (ca. 1,60 m groß) kann aufrecht durchgehen, die Interviewpartner:innen, die alle etwa mindestens 1,70 m groß sind, müssen sich bücken. Die Räder können wir aber mit etwas Anstrengung durch das niedergetretene „Gestrüpp“ schieben. Herr Klingemann weist mich darauf hin, dass für viele dies nicht zu bewältigen sei: „Hier gehen natürlich auch immer weniger ältere Leute, die nicht mehr so mobil sind, hier durch. Das ist problematisch, wenn man einen Wald eben so lässt.“ Herr Wrobel fügt hinzu: „Wenn der Baum so nah am Weg liegt, dann gehen die Leute halt auch nicht lang, weil sie keine Lust haben, sich die Klamotten zu versauen.“ (*Feldnotiz, zu Interview 9 im Eichwald, 9.7.2019*)

Im Go-Along wird die Nutzbarkeit, aber auch die Ästhetik des Eichwaldes in ihrer aktuellen Form kritisiert. Das Waldbild der Siedler:innen steht diametral zu dem Bild eines Waldes, der als „Urwald“ und biodiverser Lebensraum den Herausforderungen des Klimawandels

dels trotz. Der Eichwald muss für sie weiterhin ihre (ästhetischen) Bedürfnisse erfüllen (vgl. Schriewer 2015, S. 202), ungeachtet einer möglicherweise zeitgenössisch veränderten Nutzung von Wald, wie in der folgenden Aussage anklingt, in der bemerkt wird, dass Spaziergehen weniger beliebt sein könnte:

Herr Adam weist auf die vielen Brennesseln hin, die über den Weg wachsen, und scherzt: „Kann man ja Brennesselsud draus machen.“ Er scheint dies als Möglichkeit zu sehen, wie man den Wald nun noch nutzen könnte, aber nicht würde. Der Siedlerverein Bunte Berna habe früher hin und wieder Aufräumaktionen im Eichwald gemacht. „Das macht heute keiner mehr.“ Weil der Mittelweg nicht frei sei und dieser enger wird, finde keine Nutzung statt. Herr Wrobel, der mal im Vorstand des Siedlervereins war, beklagt, die jungen Leute interessierten sich nicht für den Wald: „Wer geht heute noch spazieren?“ (*Feldnotiz, zu Interview 9 im Eichwald, 9.7.2019*)

An der Aussagen von Herrn Adam und gleichermaßen an der von Herrn Wrobel in der vorigen Feldnotiz werden bestimmte Vorstellungen über Wald und Natur und eine normative Sicht auf die Ästhetik von Waldwegen expliziert. Ein Nutzwald, wie der Eichwald es Jahrhunderte war, ist ein ordentlicher Wald und unterstützt mit seiner Ordentlichkeit die Praktiken, die in ihm stattfinden. Durch die Go-Alongs wurde deutlich, wie der Eichwald von den „*ex-practitioners*“ als Kulturlandschaft wahrgenommen wird, mit denen sie bestimmte Affordanzen in der direkten In-Beziehung-Setzung mit dem Wald vor Ort verbinden. Wald bedeutet für sie Ermöglichung von Freizeit und Erholung. Die Umwidmung zur *Kernfläche Naturschutz* greift auf ganz andere Bedeutungen von Wald zurück und sieht ihn als Habitat für bedrohte Tierarten und schreibt ihm dadurch eine Bedeutung für den Biodiversitätsschutz zu. Über diese globale Bedeutungsebene gelangen europäische Richtlinien wie die FFH-Richtlinie an lokale Orte und treffen dort auf bestehende Praktiken, die durch so angestoßene Bedeutungsverschiebungen verändert werden und sogar gänzlich verschwinden können, wie der Eichwald zeigt. Dieser ist nun nicht mehr vorrangig Kulturlandschaft, sondern Biodiversitäts-

schutzgebiet. Aktuelle Praktiken müssen sich um diesen Bedeutungsfokus herum fügen.

Konzeptionen von Wald

Wie kommen diese unterschiedlichen Konzeptionen von Wald zustande? Corinna Jenal erläutert in ihrer Arbeit zur sozialen Konstruktion von Wald (vgl. Jenal 2019, S. 33–50), welche Entwicklungspfade der Waldbegriff bis heute durchschritten hat. Interessant ist zunächst, dass „Wald“ und „Wildnis“ etymologisch betrachtet eine gemeinsame sprachliche Wurzel zu haben scheinen und die ersten Bedeutungen der Worte für eine Landschaft standen, die vorrangig durch „Büschel“ und „Laubwerk“ charakterisiert ist (vgl. ebd., S. 34). So stellen wir uns heute einen „Urwald“ vor, also einen Wald, der ohne menschlichen Eingriff „wild“ wächst. Als deutlich sichtbare Grenze zwischen kultiviertem Ackerland und der menschlich unbeeinflussten Waldlandschaft entwickelte sich in der Historie die konzeptuelle Trennung von Kultur und Natur aus der klaren Unterscheidung von menschlichen und nicht-menschlichen Lebenswelten (ebd., S. 36). Wald steht damit als ein Ausdruck von Natur den Menschen und dem von Menschenhand Geschaffenen gegenüber (ebd., S. 38), er ist Wildnis. In stark urbanisierten Gesellschaften drückt sich das gleichsam in der räumlichen Trennung von Natur auf dem Land und Distanzierung von Natur in der Stadt aus. Erstere wird von Städter:innen zur Erholung temporär aufgesucht, in Letzterer spielen soziale Fragen eine verstärkte Rolle (ebd., S. 41). Die Waldbilder, die auch heute noch in aktuelle Debatten hineinwirken, stammen – und hier bezieht sich Jenal hauptsächlich auf Lehmann (2010, S. 10, zit. n. ebd.) – zu großen Teilen aus der Epoche um die Jahrhundertwende vom 19. auf das 20. Jahrhundert. Das romantische Waldbild, in dem der Wald als Kontrast zur hektischen und dreckigen Stadt Ruhe und Erholung bietet, wurde durch das urbane Bildungsbürgertum geprägt. Im 20. Jahrhundert verbreitete es sich auch in der breiteren Bevölkerung und beeinflusst bis heute Naturvorstellungen, auch die der Umweltbewegung (ebd., S. 47). Es lässt sich also annehmen, dass die heutige Naturschutzlogik wie sie von der Europäischen Kommission im Rahmen der „Biodiversitäts-

strategie der EU bis 2020“ (Europäische Kommission 2011) verfolgt wird, darauf fußt, den menschlichen Einfluss auf Natur zu mindern, und damit eher historisierend vorgeht. Bei der Ausrufung von *Kernflächen Naturschutz* geht es vorrangig nicht darum, zu einem gegenseitig akzeptablen Zusammenleben von Mensch und Natur zu kommen. Das Ziel ist die Einrichtung eines Habitat-Netzwerks, das sich über ganz Europa spannt (siehe Kapitel 4.2). Der Schutz einer vom Menschen getrennten Natur wird so von übergreifenden politischen Institutionen auf eine lokal räumliche konkretisiert ohne dass lokale kulturelle Verflechtungen in dieser Richtlinie berücksichtigt werden.

Klaus Schriewer (2015) behandelt Mensch-Umwelt-Beziehungen unter dem Begriff des Bewusstseins, genauer des „Naturbewusstseins“, welches er an drei wichtigen, waldbezogenen Praxen – Naturschutz, Jagd und Wandern – anknüpft. Seine Grundthese lautet, dass kulturelle Relativitäten durch disparate Naturwahrnehmungen unterschiedlicher Gruppen nicht beliebig, sondern historisch gewachsen und praxisgebunden sind. In diesem Kontext ist Wald auch als Landschaft zu sehen (Stahl 2019). Der Geograph Olaf Kühne schreibt dazu, die Präferenzen von Bewohner:innen wie Nutzer:innen in Bezug auf sie umgebende Landschaften seien einerseits durch generationelle Unterschiede geprägt, andererseits können die „Zuschreibungen von positiv gewerteten ästhetischen ‚Qualitäten‘[nicht] als allgemeiner gesellschaftlicher Konsens oder als eine langfristige Stabilität der Deutungen und Wertungen angenommen werden“ (Kühne 2018, S. 74). Wird Wald als Landschaft gedacht, so wird nach Kühne deutlich, dass die angeeignete physische Landschaft (Kühne (2018, S. 5f.) bezieht sich hier auf das von Bourdieu (1991) ausgearbeitete Konzept des angeeigneten physischen Raumes) diejenigen individuell aktualisierten Vorstellungen und Deutungen von Orten, um bestimmte Materialitäten herum versammelt. Es geht dabei nicht um eine Ansammlung von Objekten, sondern um die Konstruktion ebensolcher zu einer Landschaft, die mit Erwartungen und Bedürfnissen verknüpft ist.

Festzuhalten ist, dass Konzeptionen von Wald in den Sozial- und Kulturwissenschaften eng verknüpft sind mit Konzeptionen von Natur und Landschaft. Dabei ist vor allen Dingen die Vieldeutigkeit von

Natur ein zunehmend intensiv beforschtes Thema (für einen Überblick siehe Kangler 2018; Kirchoff und Trepl 2009). Erweitern können wir diese Perspektive mittels relationalen Betrachtungen. Praktiken sind der Zusammenhang, über den sich Umweltwahrnehmungen beschreiben lassen ohne kognitive Effekte zu stark zu betonen. Tim Ingold (1992) eröffnet früh eine Art der relationalen Anthropologie. In Verbindung mit Gibsons Konzept der Affordanz (Gibson 1979; zit. n. Ingold 1992) erarbeitet Ingold ein Verständnis von Umwelt, welches eine Definition von Natur nicht benötigt. Umwelt ist bei Ingold ein Seins-Zusammenhang, der von einem aktiven Zusammenspiel heterogener Elemente wie Körper und Atmosphäre statt von einer kognitiv vorgefertigten Konzeption ausgeht (ebd., S. 44; ebenso Ingold 2010). Wir wissen demnach unsere Umwelt nicht, bevor wir nicht mit ihr in Beziehung treten. Wir nehmen unsere Umwelt nicht über Repräsentationen wahr, sondern über körperliche Sinne (ebd.). „This process of perception is also a process of action: we perceive the world as, and because, we act in it“ (Ingold 1992, S. 45). Im Eichwald sehen wir eine Dynamik von Praktiken, deren Verschiebungen an verschiedenen Stellen ansetzen: HessenForsts Pflegepraktiken ändern sich, weil es mit der Umwidmung zur *Kernfläche Naturschutz* zu einer Bedeutungsverschiebung kam, und Freizeitpraktiken verschwinden, weil der Wald sich auf seiner materiellen Ebene verändert und weniger zugänglich ist. Die Bedeutungsverschiebung durch die In-Schutz-Stellung verändert damit nicht nur ein Praktikenbündel – die Pflegepraktiken, die sich nun auf Verkehrssicherungsmaßnahmen beschränken und nicht auf die Freihaltung der Wege – sondern weitere damit verbundene Praktikenbündel, wie die Freizeitpraktiken.

Mithilfe Timothy Ingolds Sichtweise auf Mensch-Umwelt-Beziehungen lässt sich erklären, wie Waldwissen Einfluss in den Eichwald-Konflikt hineinbringt: Die Nutzer:innen sind aktiv im Wald, sie kennen ihn, weil sie mit ihm interagieren. Ihre Praktiken sind verschmolzen mit dem Wald, der so nicht Natur ist. Er ist kein kognitiv vorgefertigtes Gegenüber, sondern Umwelt oder *Mitwelt* (Steiner 2014), also ein direkter Seins-Zusammenhang. Der aktive Umgang mit ihm formt(e) ihr Bild vom Eichwald, welches im engeren Sinne nicht als

Naturbild zu sehen ist, sondern als Vorstellung von Wald-Sein, als Konzeption einer bestimmten Praktik, die sich routinisiert hatte, Alltag geworden war, bis der Wald in seiner jahreszeitlichen und witterungsbedingten zyklischen Veränderung nicht mehr Teil von Hessen-Forsts Pflegepraktiken war.

Diese Bedeutungsverschiebung, die HessenForst hier vorgenommen hat, lässt sich allerdings nicht mit Ingolds Umweltwahrnehmung als unmittelbarem Aktionszusammenhang in Einklang bringen. Hessen-Forst nahm die Bedeutungsverschiebung aufgrund von Repräsentationen von Natur vor. Diese Repräsentationen finden sich etwa in der FFH-Richtlinie, in der schützenswerte Arten aufgelistet sind, oder in der Form von Wappentieren, wie es der Eremit für das Forstamt Wolfhagen ist. Diese symbolischen Formen von Natur wirken über Governance-Prozesse, wie die Ausrufung von Naturschutzgebieten, zurück auf die konkret materielle Ebene von Wald. Auch wenn sich aus der Materialität des Waldes nicht dessen Status als Wirtschafts-, Erholungs- oder Schutzwald direkt ergibt, so wirkt die Umwidmung dieses Status, wie wir am Beispiel des Eichwaldes sehen, dann doch direkt auf seine Materialität zurück, weil durch die veränderte Bedeutung des Eichwaldes für HessenForst sich gleichzeitig andere und vor allem weniger Pflegepraktiken ergeben. „Die Natur holt sich das zurück,“ wie der Förster, Herr Winkler, es formulierte (Interview 7, 3.7.2019). Die Veränderung des physischen Raumes durch Wachstum (Bewuchs), insbesondere durch Brennesseln, und auch durch Absterben und Niederstürzen von Ästen und Bäumen erfordert die Anpassung von Freizeitpraktiken. Folglich werden Praktiken irritiert und selbst zu Veränderung gebracht. Im Falle körperlich beanspruchter Personen können so Praktiken auch zu einem Ende kommen. Die Begehbarkeit von Wegen ist dabei nur ein Faktor unter mehreren, mag aber unter Umständen der ausschlaggebende sein.

Frau Klingemann: „Der HessenForst sagt, das geht nicht, weil das zu viel Geld kostet den so aufzubereiten, dass man den nutzen kann, wie wir das gern möchten. Es ist eine Kostenfrage auch. [...] Es soll hier naturbelassen bleiben, das heißt, es wird nichts gemacht. Das ist auf der einen Seite schön, wunderbar, wie im Reinhardswald, das ist ja auch ein

Beispiel dafür – Urwald, das ist wunderbar – aber es kann halt nicht jedermann nutzen.“ (*Feldnotiz, Interview 9 im Eichwald, 9.7.2019*)

Für Frau Klingemann, die ihr ganzes Leben schon in der Eichwaldsiedlung verbracht hat, ist es nicht vorstellbar, dass der Wald nicht mehr Teil der alltäglichen Praktiken der Anwohnenden sein soll. Mit ihr sind auch die anderen langjährigen Nutzer:innen des Eichwaldes gealtert und in der Siedlung sind Menschen verzogen oder neu hinzugezogen. Für sie hat der Eichwald eine andere Bedeutung. Seine Veränderungen vom Nutz- zum „Urwald“ können nur jene bezeugen, die Jahrzehnte mit ihm leb(t)en.

Der Eichwald und seine Veränderungen

Zur heutigen Ästhetik des Eichwaldes vermittelt Frau Töpfer im Go-Along das Bild eines schönen, verwunschenen Waldes. An einer Stelle bleibt sie stehen und zeigt mir die Holunderbüsche, von denen sie je nach Jahreszeit Blüten und Beeren sammelt. Einen Kirschbaum gebe es auch am Waldrand, dessen Früchte gut schmeckten (*Interview 15 im Eichwald, 20.8.2019*).

Ansonsten ist eigentlich der gesamte Wald schön. Und zwar zu jeder Jahreszeit. Ich bin zwar nicht mehr ganz jung, aber manchmal geht es mir so, dass ich hier so durchgehe und gucke, und dann ist das wie so ein richtiger kleiner Zauberwald. (*Interview 15 im Eichwald, 20.8.2019*)

Auch mir selbst gefällt der Eichwald gut. Ich kann den Naherholungswert nachvollziehen und dass die Senior:innen den Wunsch verspüren, den Eichwald gut betreten zu können.

Jetzt vielleicht noch eine persönliche Anmerkung zum Eichwald: Er ist wirklich schön, so wie er jetzt ist. Es gibt viele interessante Dinge zu sehen, immer wieder Neues. Hier gibt es Mäuselöcher im Boden, es gibt diese alten Baumstümpfe, wo sich Spinnweben ansammeln, es gibt verschiedenen Bodenbewuchs, es gibt essbare Pflanzen wie Holunder oder Kirschen, die Vögel zwitschern, es raschelt überall. Der Mittelweg ist relativ warm, weil er nicht so vom Blätterdach überzogen ist. Insgesamt ist es einfach sehr, sehr schön hier. Das wurde jetzt [von den Interviewten

in den Go-Alongs] immer wieder charakterisiert: der Eichwald ist ein Naherholungsgebiet. Aha, ok. Was bedeutet das? (*Feldnotiz*, 26.7.2019)

Der Konflikt um den Eichwald, den ich hier beschreibe, entstand durch eine Reihe von Veränderungen auf verschiedenen Ebenen, die die Gestalt des Waldes beeinflussen: Erstens gab es eine Veränderung durch Legislation. Die FFH-Richtlinie, auf europäischer Ebene beschlossen, setzt lokal bestimmte Arten unter Naturschutz und führt dazu, dass Räume umgestaltet oder sich selbst überlassen werden. Der Eichwald erhielt als *Kernfläche Naturschutz* den Status innerhalb der Naturschutzlogik, die sich von internationalen Abkommen wie der CBD über europäische Rahmen wie der FFH-Richtlinie durch die konkrete Umwidmung von Flächen durch das Hessische Landesamt für Naturschutz, Umwelt und Geologie und ihrer nachgeordneten Behörden (u. a. HessenForst) umgesetzt wird. Es wird beschlossen, niedergeschrieben, verbreitet sowie in das Aufgabenspektrum von Behörden und Verwaltungen aufgenommen. Damit verringern sich Praktiken, wie die des Baumschnitts oder die des Mulchens, also Raumpflegepraktiken, und infolgedessen verändert sich der Raum. Diese Veränderungen von materiellen Raumaspekten werden gewusst durch Beobachtung, Vollzug von Praktiken und in Abgleich mit Erinnerungen (erinnerten Praktiken) gebracht.

Dass der Eichwald zu einer *Kernfläche Naturschutz* wurde, hat einige Konsequenzen: Anstatt breite, leicht begehbare Wege vorzufinden, ragen nun Brennesseln, Efeu und Kletten-Labkraut in Hülle und Fülle über die Wege. Diese auch ästhetische Veränderung des Raumes führt dann zu einer veränderten Raumästhetik und -wahrnehmung. Es gibt Wege, die eine Wegfunktion aufgrund des Bewuchses nicht mehr erfüllen, sie werden als nicht mehr begehbar wahrgenommen. Irgendwann werden sie auch physisch nicht mehr als Wege vorhanden sein, denn Wege entstehen durch ihre Nutzung. Bei Nicht-Nutzung verschwinden sie wieder. Gewusst wird dies durch Beobachtung und körperliche Wahrnehmung (visuell wie haptisch) von Waldnutzer:innen. Weiterhin werden Veränderungen durch den Abbau von Infrastrukturen hervorgebracht. Nutzung ist dicht mit Infrastruktur ver-

bunden. Die Treppe entlang eines Weges im Eichwald ohne Geländer wird nicht genutzt. Die Sportgeräte entlang des ehemaligen Trimm-dich-Pfades wurden abgebaut, die Betonsockel der Geräte wurden im Boden belassen und von einigen Anwohnenden als Zeugnis der Zerstörung einer Infrastruktur wahrgenommen. Auch den Spielplatz gibt es nicht mehr, er lebt in der Erinnerung der Anwohnenden weiter. Diese Veränderungen werden durch Beobachtungen in Abgleich mit Erinnerungen in einen Bedeutungskontext eingeordnet, der konflikt-haft sein kann, wie im Folgenden gezeigt wird.

5.1 Mit dem Eichwald leben – bestehende und stillgelegte Freizeitpraktiken

Im Eichwald begegneten mir mehrere dieser oben genannten Erzählungen über vergangene und gegenwärtige Praktiken. Sie stellen ein verbindendes Element zwischen historisch gewachsenen Ansichten des Eichwaldes her und wirken sinnstiftend für die Anwohner:innen. Ihre Praktiken erhalten ihren Sinn- und Bedeutungsgehalt unter anderem aus diesen Erzählungen. Entsprechend der von Shove und Kollegen (2012) ausgearbeiteten drei Dimensionen von Praktiken – Bedeutungen, Materialitäten, Kompetenzen – wird deutlich, dass diese Erzählungen an der Bedeutungsebene von Praktiken ansetzen und das Potenzial haben diese zu verändern oder auch zu stabilisieren. Mittels der Bedeutung des Nutzwaldes erhalten die Freizeitpraktiken im Eichwald einen Bezugspunkt, um den sie sich versammeln können. In einem Nutzwald können sich Praktiken versammeln, die ihn als Funktionsträger für menschliche Praktiken einbinden. Im Sinne der Affordanzen (vgl. Ingold 1992) treten die Eichwälder:innen dem Wald als gestaltete Kulturlandschaft (vgl. Stahl 2019) gegenüber. Wie in dem Ausschnitt aus dem Wanderführer (siehe Abbildung 6) beschrieben wird, ist der Eichwald „schön“, er bietet die Möglichkeit der Erholung und der Abkühlung.

Die Erzählungen der Anwohnenden reichen zurück bis „zum Landgrafen“ (welcher genau, wird in den Erzählungen mir gegenüber nicht spezifiziert). Unter diesem war eine Fasanerie eingerichtet worden,

die – die Interviewpartner:innen sind sich nicht ganz sicher – wahrscheinlich an den jüdischen Friedhof angrenzte.⁴ In dem Bereich der Fasanerie bestand Mitte des 20. Jahrhundert das Eichwaldrestaurant, ein Ausflugslokal, an dessen Besuch sich die Alteingesessenen meiner Interviewpartner:innen erinnern.⁵ Auch von Kindern der Siedler:innen wurde ich auf die (auch in ihren Augen nun vergangene) Erholungsqualität des Eichwaldes hingewiesen. In einem anderen Go-Along mit einem Angehörigen der Nachfolgeneration der Siedler:innen kommen ähnliche Aspekte zum Tragen:

Herr Schmitz hat hier schon seit der Kindheit gewohnt und ist seitdem auch immer im Gebiet des Eichwalds verzogen. Er fühlt sich hier wohl und fühlt sich auch verbunden mit dem Eichwald. Er ist auch Hundebesitzer und immer viel hier. Und wir haben auch viele Hundebesitzer:innen getroffen. Die sind heute die vorherrschende Nutzergruppe hier. Früher habe er mit Freunden hier gespielt und mit seiner Familie Ausflüge in den Eichwald unternommen. (*Feldnotiz, Interview 11 im Eichwald, 26.7.2019*)

Die Siedler:innengeneration ebenso wie die Generation derer Kinder hob überwiegend vier Aspekte hervor. Einmal das oben erwähnte Eichwaldrestaurant, in dem neben selbst mitgebrachtem Kaffee auch Kuchen auf der Terrasse verspeist werden konnte⁶.

Herr Laubach: „Das ist jetzt der Weg, der führt hier runter bis unten auf die Eichwaldstraße. [...] Hier kommt man zur Straßenbahn. Viele

4 Die Fasanerie im Eichwald wurde tatsächlich von Landgraf Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel (1682 – 1760) angelegt (vgl. Landau 1849, S. 288). Der jüdische Friedhof existiert sogar einige Jahrzehnte länger, er wurde etwa zu Anfang des 17. Jahrhunderts angelegt und ist ein wichtiges Kulturdenkmal jüdischer Kultur in Kassel: <https://www.erinnerungen-im-netz.de/erinnerungen/erin-artikel/der-alte-juedische-friedhof-in-bettenhausen> [zuletzt abgerufen am 9.1.2022].

5 Über die Geschichte des Eichwaldrestaurants im ehemaligen Haus des Fasanenmeisters informiert Erinnerungen im Netz: <https://www.erinnerungen-im-netz.de/erinnerungen/erin-artikel/das-eichwaldrestaurant-als-im-eichwald-noch-geantzt-wurde/> [zuletzt abgerufen am 9.1.2022].

6 <https://www.erinnerungen-im-netz.de/erinnerungen/erin-artikel/familien-koennen-kaffee-kochen> [zuletzt abgerufen am 9.1.2022].

Leute – hier ist auch sogar eine Beleuchtung, dort, dann hört es aber hier auf. Und hier unten sind ein paar Treppenstufen, wenn man da runtergeht, da war früher ein Restaurant. Und ich habe vorhin noch einmal ein bisschen recherchiert, das ist in '72 abgerissen worden. Als Kind waren wir da, da konnten praktisch Familien Kaffeekochen, in Anführungsstrichen, wie das früher so war, in den 50er, 60er Jahren. Da waren draußen Sitzgelegenheiten und von daher war das ein ganz markanter Treffpunkt.“ (*Feldnotiz, Interview 5 im Eichwald, 24.6.2019*)

Zweitens, die Sportaktivitäten. Auf dem Sportplatz (ein Rasenplatz mit einer kleinen Holzhütte, zwei Fußballtoren und einer einfachen Balustrade) wurden Fußballspiele ausgetragen und entlang des Mittelweges (der Eichenallee) gab es ein Trimm-Dich-Pfad mit verschiedenen Geräten, von denen heute nur noch die Betonsockel im Gebüsch suchbar sind. Davon berichtet mir auch Herr Töpfer bei einem der Go-Alongs durch den Eichwald:

Als wir hier hingezogen sind, da nannte sich das hier „Waldsportpfad“. Da standen auch ein paar Sportgeräte an der Seite, die sind aber im Zuge dieser Umwidmung entfernt worden. Und dieser Weg wurde auf einer Breite, von ich sage mal bestimmt fünf Metern ungefähr, immer freigehalten, damit da also auch Fahrzeuge durchfahren konnten. Ja, das ist dann im Zuge dieser Umstrukturierung dieser *Kernfläche Naturschutz*, heißt es jetzt, glaube ich, da ist das dann halt aufgegeben worden mit dem Freihalten und die Sportgeräte sind entfernt worden. Und jetzt wächst es so langsam zu und wird vielleicht noch einmal im Jahr freigemacht. (*Interview 15 im Eichwald, 20.8.2019*)

Drittens, das Eichwaldfest, das letztmalig 2010 stattfand. An den „Eichwaldexpress“, einem kleinen Trecker, der mit Wagen Kinder durch den Eichwald fuhr, erinnern sich die Interviewten euphorisch ausruhend als einen der Höhepunkte ihres nachbarschaftlichen Zusammenlebens.⁷

⁷ <https://www.erinnerungen-im-netz.de/erinnerungen/erin-artikel/unvergessliche-feste-unter-alten-eichen/> [zuletzt abgerufen am 9.1.2022].

Herr Wrobel: „Und wenn wir Eichwaldfest hatten, da hatten wir so einen Traktor und da sind die Kinder mit zwei Wagen, der hat hier ständig eine Runde gedreht.“

Frau Klingemann: „Ach, der Eichwaldexpress!“

Herr Wrobel: „So breit war das! Jetzt können Sie mal rechnen. Alle Kinder kamen da drauf, 20 – 30. Heute könnten Sie das gar nicht mehr machen, das geht gar nicht mehr.“ (*Feldnotiz, Interview 9 im Eichwald, 9.7.2019*)

Viertens, der bereits erwähnte Spielplatz, auf dem die Kinder der Siedler:innengeneration ihre Kindheit und Jugend verbracht haben. Unter den zentralen Orten im Eichwald ist der Spielplatz noch am präsentesten auf Grund der Tatsache, dass er als letztes noch genutzt werden konnte bevor er verfallen ist und abgebaut wurde.

Herr Schmitz: „Das war ein richtiges Fort, wie im Western. So war das aufgebaut. Das war wunderschön, war das! Wie ich vorhin schon sagte, unsere Tochter hat dort bis zu ihrem sechsten/siebten Lebensjahr, kennt sie den Spielplatz auch. Und danach ist er irgendwann, weil alles bruchfällig war und die haben nichts investiert, haben sie alles abgerissen und der ist weg.“

ich: „Und als sie damals mit ihrer Tochter da waren, war der auch noch viel genutzt?“

Herr Schmitz: „Ja. Also meine Frau hat sich zum Beispiel auch mit – man kennt sich ja hier durch den Kindergarten und alles – da haben sich die Frauen nachmittags mit den Kindern getroffen auf dem Spielplatz. Das ist schon noch genutzt worden. Aber es wurde auch immer weniger. Ich sage mal, am Anfang waren das vielleicht sechs oder sieben Frauen und dann zum Schluss waren sie nur noch zu zweit.“ (*Feldnotiz, Interview 11 im Eichwald, 26.7.2019*)

Was hier heraussticht, ist die starke Bezugnahme der Anwohndenden auf ihre nun stillgelegten Praktiken („Ex-Praktiken“) und weiterer Bedeutungen des Waldes: Für sie bedeutete der Eichwald auch Gemeinschaft. Als multifunktionaler Raum rahmte er ihre Praktiken und wurde ein integrativer Teil ihre Alltage. Darüber hinaus sind prakti-

sche Anliegen für die heute Anwohnenden wichtig, die verdeutlichen wodurch Verbindungen zwischen Wald und Alltag gefestigt werden.

Wir haben die Veränderungen mitbekommen, die der Eichwald im Laufe der Jahre gemacht hat und die wir teilweise bedauert haben. Weil, Sie werden sehen, wenn wir durchgehen: Es gibt keine Bank mehr zum hinsetzen bzw. die drei Bänke, da können wir nachher vorbeigehen [...] die mal da waren, die stehen zwar noch, sind aber nicht mehr nutzbar. Dann haben wir eine kleine Insel, da treffen sich gerne Jugendliche, aber da gibt es zum Beispiel noch nicht einmal einen Papierkorb. Das hört sich jetzt irgendwie ziemlich hochgestochen an, aber wenn man zeitweise die Vermüllung hier sieht, dann kann ich dazu nur sagen: Ja, aber wo sollen sie denn auch hin damit? [...] Ansonsten ist eigentlich der gesamte Wald schön. Und zwar zu jeder Jahreszeit. (*Interview 15 im Eichwald, 20.8.2019*)

Auf dem Go-Along mit dem Ehepaar Töpfer und ihrer sehr alten Hündin lässt sich die Bedeutung der Raumgestaltung erkennen. Das Verweilen im Wald, der nun nicht mehr Nutzwald ist, sondern dem Biodiversitätsschutz dient, wird hier problematisiert. Auf der einen Seite sind Bänke, die ein ruhiges Verweilen ermöglichen würden, verfallen. Auf der anderen Seite findet eine Vermüllung durch Verweilen statt. In beiden Fällen erscheint der Wald aufgegeben und ungepflegt. Was Frau Töpfer damit ausdrückt, ist eine Vorstellung, die unter den Eichwälder:innen kursiert und besagt, dass es eine bestimmte Balance zwischen Naturschutz und Pflege geben kann und soll. Eine reine Biodiversitätsschutzlogik widerstrebt ihrer gewohnten In-Beziehung-Setzung mit dem Wald. Als Abstufung der ästhetisch-aufgeräumten, romantisieren Sicht auf Wald scheint nun für die Senior:innen das Bild einer „regulierten Natur“, in der durch Pflege ein Ausgleich zwischen ökologischen und sozialen Belangen erreicht wird (Schriewer 2015, S. 201) erstrebenswert.

Anhand eines Vergleichs der Kartenausschnitte Kassels mit dem Eichwald aus den Jahren 1936, 1993 und 2019 lässt sich die Einbettung des Eichwaldes gut veranschaulichen (siehe Abbildung 7). Auf der obersten Karte (1936) sind die vielen, geraden Wege durch den

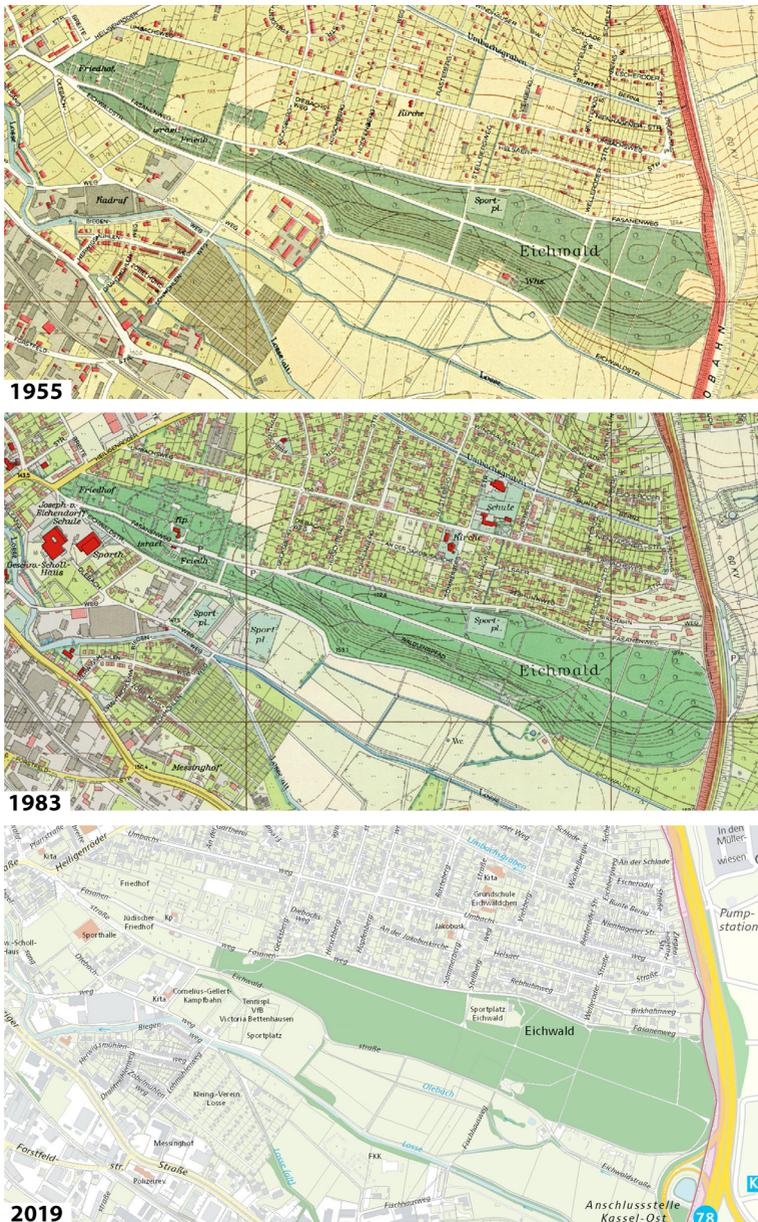


Abbildung 7: Die drei Karten des Eichwaldes zeigen ihn im Wandel der Zeit (eigene Darstellung auf Grundlage von Kartenmaterial des Geoportals Kassel; © Stadt Kassel, Vermessung und Geoinformation)

(damals noch parkähnlichen) Eichwald ebenso gut erkennbar, wie die beginnende Besiedlung des nördlichen Bereiches und die Lage eines damaligen Industriebetriebes in der unteren linken Ecke. Dort, wo der Eichwald über den Friedhof spitz zuläuft, geht es in Richtung der Kasseler Innenstadt. Die Karte aus dem Jahr 1993 gibt ungefähr die Gegebenheiten wieder, die in den Go-Alongs zur Sprache kommen: Der Trimm-Dich-Pfad (Waldsportpfad) ist verzeichnet, ebenso wie der Sportplatz, und neben dem Mittelweg existieren die bereits im Jahr 1936 vorhandenen linearen Wege und zusätzlich sind einige kleinere, unregelmäßig verlaufende Wege erkennbar. Die vielfache Durchwegung ist Zeugnis einer intensiven Nutzung und Verbindung des Waldes mit dem angrenzenden Stadtteil. Die Eichwaldsiedlung im nördlichen Bereich ist voll besiedelt mit Häusern und Gärten, die das Bild der Siedlung bis heute prägen. Auf der Karte aus dem Jahr 2019 sind dann die vielen Wege im Eichwald weitestgehend verschwunden und im unteren Bereich ist ein weiterer Sportplatz hinzugekommen, weil der im Eichwald immer weniger genutzt wird.

Auch für künftiges sozial-ökologisches Zusammenleben in Städten gibt es gute Gründe, die Nutzung des Eichwaldes wieder mehrdimensional zu denken. Frau Töpfer erwähnt, dass sie froh ist sich im Wald abkühlen zu können, wenn sie an heißen Tagen mit ihrem Hund im Eichwald spazieren geht. Die kühlende Wirkung des Blätterdaches wurde auch schon im Wanderführer von G.A. Lobe expliziert, der die Erholung im Schatten des Eichwaldes schätzte (siehe Abbildung 6). Die Abkühlungspraktik von Frau Töpfer weist darauf hin, wie wichtig der Eichwald auch in Bezug auf Klimawandelbelange für den Stadtteil ist. Als einziger großer Grünraum in Bettenhausen ist er sowohl Frischluftschneise als auch Erholungsort für den hochverdichteten Stadtteil (siehe Klimafunktionskarte, Abbildung 4).

ich: „Der Hang hier ist ja sogar relativ offen, während es oben bewachsener ist.“

Frau Töpfer: „Genau. Hier kommt nicht ganz so viel Licht hin. Was im Sommer durchaus seine Vorteile hat, weil wenn es mit 30/40 Grad knallt, die Sonne, dann ist man heilfroh, wenn man hier hinkommt. Man merkt schon den Unterschied.“

ich: „Von dem oberen Weg zu d[ies]em hier schon?“

Frau Töpfer: „Ja.“

ich: „Dann passen Sie ihre Spazierrunde auch ein bisschen der Temperatur an?“

Frau Töpfer: „Genau.“ (*Feldnotiz, Interview 15 im Eichwald, 20.8.2019*)

Das Go-Along mit dem Ehepaar Töpfer gibt neben der Thematisierung der Veränderung des Eichwaldes somit auch Aufschluss über die Bedeutung, die er für lokale Klimaanpassungspraktiken haben könnte. Solch eine zukunftsgerichtete Bedeutungsverschiebung wird im Eichwald zur Zeit meiner Forschung von niemandem thematisiert. Der Eichwald ist Teil einer Erinnerungslandschaft (Maus 2015), in der heterogene Praktiken wie Sport treiben, Gemeinschaft erfahren, Holz ernten, auf dem Spielplatz spielen und Spazieren gehen sich mit der Materialität des Eichwaldes verbinden und zu einem lokalisierten, verorteten Gefüge werden. Dieses Gefüge entfaltet durch die starken, positiven Erinnerungen eine Handlungsmacht (vgl. Bennett 2010), die sich in der aktiven Einforderung und Konfliktanrufung der engagierten Eichwälder:innen ausdrückt. Der Konflikt über die aktuellen Änderungen im Aussehen des Eichwaldes auf Grund seiner Bedeutungsveränderung von Nutzwald zum Naturschutzgebiet überlagert alle anderen Wahrnehmungen. Im Folgenden gehe ich näher auf diesen Konflikt ein und lasse verschiedene Perspektiven miteinander ins Gespräch kommen.

5.2 Nicht mehr in den Eichwald gehen – ein Stadtteilspaziergang

Erstmals kam ich mit dem Konflikt um den Eichwald anlässlich eines Stadtteilspazierganges in Berührung, zu dem ich im Rahmen meiner Feldexploration gegangen war. Das Forschungsprojekt „Gesund älter werden in Bettenhausen“ hatte zu diesem Spaziergang in Kooperation mit dem Seniorenzentrum Agathof eingeladen.⁸ In dem Projekt

⁸ Eine Übersicht der Projekte des Agathofes ist hier zu finden. <https://agathof.de/agathof-es-vielfalt/gesund-aelterwerden-in-bettenhausen/> [zuletzt abgerufen am 9.1.2022].

geht es darum, Ältere in Stadtentwicklung einzubeziehen und offen zu erkunden, wie Stadtteilgestaltung unter Berücksichtigung ihrer Interessen stattfinden kann.⁹ Zu Beginn fragte eine der Organisatorinnen, wer wie lange „im“ Eichwald wohne. Es wird applaudiert, als nacheinander die Daten „50 Jahre“, „60 Jahre“ gerufen werden. Eine Seniorin überbietet alle anderen mit „70 Jahre!“ und erntet Jubel. Dieses Motiv der langjährigen Anwohner:innenschaft tauchte während meiner Forschung immer wieder auf. Auch auf dem Go-Along mit Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft *Erinnerungen im Netz* wurde mir gegenüber gleich zu Anfang deutlich gemacht, dass meine Interviewpartner:innen sich auskennen (Interview 9 im Eichwald, 9.7.2019), weil sie seit Langem in der Eichwaldsiedlung ansässig sind.

Es blieb während meiner Forschung jedoch völlig unklar und unbeachtet, wie lange der Eremit, für den die *Kernfläche Naturschutz* ausgerufen wurde, wohl schon im Eichwald „wohnt“. Möglicherweise liegt es daran, dass die Bürger:innen den Käfer nicht direkt als Konkurrenten wahrnehmen. Niemand äußerte sich während der Go-Alongs mir gegenüber jemals negativ über die In-Schutz-Stellung. Im Gegenteil wurde häufig, wenn die Vorgehensweise HessenForsts angeprangert wurde, gleichzeitig erwähnt, dass Naturschutz wichtig sei und der Eremit berechtigterweise einen geschützten Lebensraum erhalte. Es wurde aber deutlich kritisiert, dass die Belange der Anwohnenden bei der Umwidmung nicht berücksichtigt wurden. Die Bürger:innen haben davon vorrangig durch mündliche Weitergabe innerhalb der Nachbarschaft erfahren (Interview 15 im Eichwald, 20.8.2019). Ihre Empörung speist sich aus der Ansicht, soziale Belange würden im Eichwald nicht mehr ausreichend bedacht. Auch wenn Ausflugsziele wie das Eichwaldrestaurant oder die Grillhütte bereits vor der Umwidmung längst verschwunden waren, wird am Kleinsten festgehalten: Sitzbänken als Ausdruck von Begehbarkeit des Waldes. Dieser Umstand wird besonders deutlich anlässlich des Stadtteilspaziergangs, bei

9 Die Projektergebnisse sind abrufbar unter: http://partkommplus.de/fileadmin/files/Tagung-1/2018_01_15_Poster_Abschluss_KS_END_Druck.pdf [zuletzt abgerufen am 9.1.2022].

dem es darum ging, zu erfahren, was die Senior:innen in Bettenhausen für ein gesundes und gutes Leben benötigen. An verschiedenen Stationen schildern die Bürger:innen ihre Bedürfnisse und Anliegen, an keiner Station wird jedoch so aufgeregt diskutiert wie an den Stationen im Eichwald.

An den Stationen im Eichwald versammeln sich die Anwohnenden auch um die Erzählung „die Stadt tut nichts für uns“. Diese Erzählung setzt sich aus den Annahmen über einen bestehenden Ost-West-Konflikt innerhalb Kassels ebenso zusammen wie aus der Annahme, dass eine langjährige Wohndauer stärker die Beachtung der persönlichen Belange durch die Stadt legitimieren würde. Darüber hinaus haben insbesondere die „Siedler:innen“ Erfahrungen darin gesammelt, sich selbstständig für die Durchsetzung ihrer Anliegen zu engagieren.¹⁰ Das Motiv des Ost-West-Vergleichs begegnete mir in Bettenhausen immer wieder. Es beruht auf der Annahme, die Stadtverwaltung, die im Westen sitzt (Teilungsgrenze ist die Fulda), würde sich nicht für den Kasseler Osten interessieren. Eine Ansicht, die von einer Stadtplanerin in einem meiner späteren Interviews nicht geteilt wird. Ihrer Ansicht nach kümmere sich die Verwaltung mithilfe von Förderungen aus den Bundesfördermitteln „Soziale Stadt“ und „Stadtumbau“ sehr stark um Bürger:innenbelange im Kasseler Osten (Interview 3, 12.6.2019). Sie findet bei der älteren Generation mit dieser Ansicht jedoch selten Gehör (Interview 3, 12.6.2019). Auf dem Stadtteilspaziergang spitzt ein Senior es zu: Läge der Eichwald im Stadtteil Wilhelmshöhe, „dann wäre das klar“ (Feldnotiz Stadtteilspaziergang Eichwald, 12.9.2018). Er meint damit, dass die Kosten für die

¹⁰ Am Rande des Go-Alongs erzählt mir Frau Klingemann, wie sie für ihre Arbeitsrechte gegenüber „der Spinnfaser“, dem ehemals größten Industriebetrieb Bettenhausens, der zwischen den 1930er und 1980er Jahren bestand, demonstrierte. Die Arbeiter:innen standen laut Frau Klingemanns Aussage selbst für ihre Rechte ein, weil „die Stadt“ sich aus ihrer Sicht nicht für sie einsetzte (Interview 9 im Eichwald, 9.7.2019).

Wegepflege von der Stadt übernommen werden würden.¹¹ Im Kasseler Osten würde zwar mehr Gewerbesteuer erwirtschaftet, diese fließe aber nicht in den Stadtteil, moniert er und erntet Applaus (Feldnotiz, Stadtteilspaziergang Eichwald, 12.9.2018). Darin drückt sich ein gewisser Stolz aus, mit der eigenen Arbeit einen gesellschaftlichen Beitrag zu leisten. Über die Gewerbesteuer tragen die Industriebetriebe im Kasseler Osten zum Gesamthaushalt der Stadt bei. Daraus leitet der Senior ab, dass auch der Kasseler Osten ein Anrecht auf Kostenübernahme für Belange vor Ort (die Wegepflege im Eichwald) habe, das ihnen verwehrt bliebe.

In der Bürger:innenschaft hält sich das Gefühl der Vernachlässigung und findet später Ausdruck in der Bewertung der Umwandlung des Eichwaldes zur *Kernfläche Naturschutz* als gegenläufig zu ihren gewohnten Waldnutzungen. Herr Schmitz äußert beim Go-Along im Eichwald mir gegenüber, dass der Wald „doch für die Menschen da sein soll“ (Interview 11 im Eichwald, 26.7.2019). Der Leiter des Agathofes, des Stadtteilzentrums für Senior:innen von Bettenhausen, verweist noch einmal auf das eigentliche Thema des Stadtteilspaziergangs. Für die Anwohnenden des Eichwaldes ist der Zugang zum Wald jedoch das zentrale Thema. Der Konflikt um den Eichwald ist so dominant, dass andere Wahrnehmungen des Waldes in den Hintergrund gerückt werden.

„Dann bin ich der Froschmörder“

Ein zuständiger Mitarbeiter von HessenForst, Herr Winkler, ist von den Organisatorinnen des Stadtteilspaziergangs eingeladen worden und diskutiert ausführlich mit den Bürger:innen, vertritt aber bestimmt die Perspektive HessenForsts (die in Kapitel 5.3 näher beschrieben wird).

¹¹ Im Falle des Eichwaldes handelt es sich allerdings um eine Fläche, die HessenForst gehört. Die Stadt Kassel kann ohne Gestattungsvertrag dort rechtlich nicht die Interessen ihrer Bürger:innen vertreten. Sie tut dies in gewisser Weise trotzdem, indem sie, vertreten durch die Leiterin des UGAs, als Mittlerin zwischen HessenForst und den Bürger:innen auftritt und sich bei Ortsbeiratssitzungen einbringt sowie in der Arbeitsgruppe, die im Nachgang einer dieser Sitzungen eingerichtet wird (Feldnotiz Ortsbeiratssitzung Bettenhausen, 26.9.2019).

Herr Winkler macht eine kurze, aber umfassende Zusammenfassung der Gemengelage im Eichwald. Er betont die Waldeigentümerin, HessenForst, habe seit der Erklärung zur *Kernfläche Naturschutz* kein Interesse mehr Wege freizuhalten, die aus Sicht HessenForsts lediglich der Waldbewirtschaftung dienen, die nun ausgesetzt ist. HessenForsts Hauptaufgabe ist die Bewirtschaftung des Hessischen Waldes. Da der Eichwald „aus der Bewirtschaftung herausgenommen“ wurde (siehe auch Interview 7 im Eichwald, 3.7.2019), hat HessenForst dort weniger Aufgaben zu erfüllen. Sie nehmen nun lediglich Verkehrssicherungsmaßnahmen für zwei Hauptwege wahr, den Mittelweg und den anderen etwas breiteren Weg, der von den Eichwälder:innen selten direkt bezeichnet wird. Alle restlichen Wege können auf eigene Gefahr – aber eben auch auf eigene Anstrengung – betreten werden. Die Umwidmung zur *Kernfläche Naturschutz* habe bewirkt, dass der komplette Wald aus der Bewirtschaftung herausgenommen wurde. Früher seien diese Wege im Prinzip Forstwege gewesen. Sie wurden gebraucht, um dort für die Forstwirtschaft Holzentnahme und Pflegearbeiten zu ermöglichen. Das sei jetzt entfallen. „Das ändert aber nichts am Betretungsrecht, weil Sie sagten, man kann es nicht mehr betreten. Also das Betretungsrecht für den Wald, das besteht nach wie vor, [...] ob es *Kernfläche* ist oder nicht *Kernfläche*, spielt keine Rolle,“ erklärt Herr Winkler den Senior:innen (Stadtteilspaziergang Eichwald, 12.9.2018).

Hier macht Herr Winkler vor den versammelten Bürger:innen eine interessante Rechtfertigungslogik auf: Er weist darauf hin, dass es Menschen gebe – Naturschützer:innen – die ihn daran hinderten, die Interessen der in diesem Moment direkt vor ihm stehenden Senior:innen vollständig zu berücksichtigen. An seinem Dilemma verdeutlicht sich, wie Praktiken niemals nur rein lokal verortet sind, sondern immer verknüpft mit weitreichenderen Logiken innerhalb größerer Praktiken-Gefüge. Auch räumlich entfernte *practitioners* beeinflussen lokale Praktiken-Gefüge im Eichwald. Die Naturschützer:innen, die ihn mit dem Titel „Froschmörder“ in die Zeitung bringen, sind dabei eine entfernte, vielleicht fiktive, aber in keinem Fall unplausible Instanz, die angerufen wird, um zu rechtfertigen, dass dem Förster nicht nur rechtlich, sondern auch von Bürger:innenseite (allerdings

von hier eben nicht anwesenden Bürger:innen) die Hände gebunden seien. Er verortet die Landesbehörde HessenForst damit nicht als Instanz, die *gegen* die Bürger:innen handelt, sondern die *zwischen* deren Interessen steht und *abwägen* muss. Zusätzlich setzt er die Logik der behördlichen Hierarchie ein. Es sei „politischer Wille“, dass aus einer *Kernfläche Naturschutz* kein Holz entnommen und verbraucht oder verkauft werden darf. Der Wald ist rechtlich seiner Ressourcenfunktion entledigt worden. Mit dem politischen Wille bezieht er sich auf die internationalen Richtlinien des Biodiversitätsschutzes, die das Land Hessen durch die Ausrufung von *Kernflächen Naturschutz* umsetzt (siehe Kapitel 4.1.2). Der ökologische Wert des Eichwaldes hat für HessenForst ganz klar einen höheren Stellenwert bei der Umsetzung von Biodiversitätsschutz als dessen soziale Funktionen, diese bleiben aus Sicht des Försters dennoch nicht unbeachtet und werden durch lokal angepasste Kompromisslösungen versucht zu befriedigen.

Der Eichwald habe auch einen ganz „imposanten“ ökologischen Wert. „Hier sind Arten zuhause, die wir sonst kaum haben,“ versichert der Förster den Senior:innen, die ihm gegenüber skeptisch sind. „Aber dass diese gewohnten Wege in der Form nicht mehr vorhanden sind, da kann ich verstehen, dass sie das sicherlich nicht in Ordnung finden. Aber für die forstliche Bewirtschaftung spielen die eben keine Rolle mehr“, macht er deutlich. Es habe eine Einigung darauf gegeben, dass der Eichwald ein Erholungswald sei. Deswegen hält HessenForst die Wege offen, und zwar den Kreuzweg in der Mitte, den Hauptweg (auch Mittelweg genannt) und den Weg, der am Sportplatz entlang verläuft. „Da ist dann der Wunsch natürlich: macht ihn doch ein bisschen breiter, mulcht ihn früher.“ Dieses Jahr ginge es, weil die Vegetation sich nicht so stark ausgeprägt sei, auf der anderen Seite gebe es auch Naturschützer:innen, die, „wenn ich vor September hier einen Mulcher hinschicke, mich sofort in die Zeitung bringen. Dann bin ich der Froschmörder!“ Der Förster beschreibt genau die beiden Interessenskonflikte, denen sich HessenForst ausgesetzt sieht, aber nicht für vollständige Zufriedenheit auf allen Seiten sorgen kann. Wenn er einen Baum hier für Anwohnenden wegmachen lasse, dann ginge „ein großes Schreiben“ ans Ministerium, wo er sich dafür rechtfertigen

müsse, dass Bäume gefällt wurden. „Das ist dann immer eine Gratwanderung.“ (Feldnotiz, Stadtteilsparziergang Eichwald, 12.9.2018)

Eine Anwohnerin des Eichwaldes widerspricht dem Förster. Aus ihrer Sicht sind keine Wege freigemacht. Sie verweist auf die Treppe, die kein Geländer mehr hat und dadurch für ältere Personen nicht mehr begehbar ist. Sie beginnt damit das Hauptthema des Spaziergangs (die Unbegehbarkeit des Eichwaldes, der wieder „Urwald“ werden soll) und beklagt, dass eine Treppe an der Hangseite des Eichwaldes entfernt wurde, die oft benutzt wurde. Der Förster versucht dem zu entgegnen:

„Es ist Wald, das darf man auch nicht vergessen.“ Die Stufen wurden entfernt, weil sie nicht mehr verkehrssicher waren. Dadurch sei der Weg nun natürlich schwieriger zu laufen. „Aber es ist ein Waldweg, ne? Also es ist keine Treppe im Wald vorgesehen.“ [...] „Das ist kein Park.“ (Feldnotiz, Stadtteilsparziergang Eichwald, 12.9.2018)

Hier treffen zwei Konzepte von Begehbarkeit aufeinander: die rechtliche, prinzipielle Möglichkeit und die praktisch wahrgenommene Unmöglichkeit der Begehung. In der Debatte der Bürger:innen mit dem Vertreter von HessenForst werden zudem unterschiedliche Konzepte von Wald, und wie diese zustande gekommen sind, sichtbar. Der ausgebildete Förster betrachtet den Wald unter bestimmten Richtlinien, unter anderem der Holzwirtschaft, der Nachhaltigkeit und des Waldumbaus. Aus heutiger forstwirtschaftlicher Sicht ist ein Wald ein diverses Ökosystem, das Tieren und Pflanzen einen Lebensraum bietet und durch den Menschen gestaltet wird (Interview 7 im Eichwald, 3.7.2019). Das Ökosystem muss gleichzeitig wirtschaftliche Zwecke erfüllen, denn Holz ist eine wichtige Ressource. Flächen, die nicht der Holzwirtschaft dienen, sollen Forstbetriebe wie HessenForst aber nicht auf der Kostenseite der Bilanz belasten (Feldnotiz, Ortsbeiratssitzung, 14.8.2019). Das bedeutet, dass Äste oder ganze Bäume, die eine Gefahr auf Wegen darstellen könnten, beschnitten werden. Es bedeutet aber auch, dass HessenForst keine Bänke in den Eichwald stellt, weil sie dann verantwortlich wären, diese zu sichern. Ein Teilnehmer des Stadtteilsparziergangs spricht an, dass an einer Stelle (er zeigt auf

eine Stelle am Wegesrand) Bänke gestanden hätten, die von einem Eichwaldanwohner in den letzten Jahren (ein genaues Jahr nennt er nicht) noch einmal mit einer neuen Lehne und Sitzfläche versehen worden seien, heute aber verfaulen, weil sie nicht neu lasiert, also gepflegt, wurden. Der Mitarbeiter der Senior:innenfreizeitstätte Agathof bedankt sich für den Hinweis und fragt den Vertreter von Hessen-Forst, ob etwas gegen das Aufstellen von Bänken im Eichwald spreche. Dieser ist kein Freund von Bänken: „Überall wo Bänke sind, da wird dann Müll hingeladen und so weiter,“ gibt er zu bedenken, ist aber auch kompromissbereit: „Aber natürlich ist das ein berechtigtes Interesse, das ich auch unterstützen würde. Aber – dann muss die Bank irgendwo hin, wo nicht ein Baum mit Trockenästen ist, weil dann habe wieder das große Problem Verkehrssicherung. Das heißt ich baue eine Bank drunter und dann nehmen wir den dicken Baum dahinter weg. Aber das kann man absprechen, mit Plätzen, wo man sagt, da packt man eine hin und da bin ich auch durchaus bereit, das auch entsprechend zu unterstützen.“ (Feldnotiz, Stadtteilspaziergang Eichwald, 12.9.2018)

Eine Bank, die die Bürger:innen als einmalige Anschaffung wahrnehmen, die ihnen den Zugang zu „ihrem“ Eichwald wieder ermöglichen würde, ist für HessenForst ein Mehraufwand. Natur wird hier von den Senior:innen nicht als eigenständige Akteurin wahrgenommen, sondern als etwas, das von Menschenhand zu gestalten und zu verwalten ist (vgl. Schriewer 2015, S. 201), eine Kulturlandschaft eben (vgl. Stahl 2019). Die Logik, die Natur sich selbst regulieren zu lassen (vgl. Schriewer 2015, S. 200), entspricht nicht der Waldkonzeption der Senior:innen. Sie sehen Natur auch nicht als eigene Akteurin an, obwohl sich deren Wirkmächtigkeit für Praktiken unter anderem darin entfaltet, dass nicht unter jedem Baum eine Bank stehen kann. Für sie haben ihre Bürger:innenanliegen Vorrang.

Für die Bürger:innen ergibt sich daraus ein Konflikt. Für sie ist der Eichwald seit Jahrhunderten primär der menschlichen Nutzung untergeordnet worden. Hier stellt sich deutlich dar, wie das Verständnis von „nutzen“ mit dem Konzept von Wald zusammenhängt: Wo gegenläufige Logiken aufeinandertreffen kommt es zu „Kuriositäten“:

Teilnehmer des Stadtteilspaziergangs Eichwald: „Übrigens noch eine Kuriosität: Obwohl die Treppenstufen weggenommen wurden – beleuchtet ist es natürlich da noch. Das finde ich auch einen Witz. Das ist wahrscheinlich der einzige beleuchtete Waldweg in Kassel!“ [Gelächter] (*Feldnotiz, Stadtteilspaziergang Eichwald, 12.9.2018*)

Dazu erläutert der Förster, dass dies aus einem Kompromiss entstanden sei. Die Beleuchtung wurde nicht weggenommen, weil das Interesse bestand – von wem bleibt unklar –, diese Durchkreuzung des Eichwaldes durchleuchtet zu lassen. Herr Winkler lacht versöhnlich: „Ja. Das war dann diese Interessenabwägung. Wir haben es tatsächlich belassen.“ (*Feldnotiz, Stadtteilspaziergang Eichwald, 12.9.2018*).

Kompromisse können – so wird an dieser Szene deutlich – auch als Widersprüche wahrgenommen werden. Es besteht bezüglich dieser verfallenen Treppe im Eichwald der Widerspruch, dass die Durchwegung ganz offensichtlich sichtbar aufgegeben wurde, gleichzeitig aber ein weiteres Element (die Beleuchtung) entlang dieses aufgegebenen Weges erhalten wurde. Der Kompromiss ist aus der reinen Raumwahrnehmung heraus nicht ersichtlich. Wenn der Förster das Argument anführt, dass ein Waldweg keine Treppe hat,¹² so bricht sich seine Rechtfertigung an der Beleuchtung, die – wie ein Bürger bemerkt – auch nicht zu einem Wald gehört. Die vormalig unterschiedlichen Konzeptionen von Wald werden hier brüchig. In einem sozial-ökologischen System, in dem hybride und heterogene Akteure, also menschliche ebenso wie nicht-menschliche, zusammenleben, verlieren deutliche Abgrenzungen ihre Sinnhaftigkeit, wenn sie sich logisch und/oder praktisch widersprechen. Der Förster argumentiert mit Verkehrssicherheit versus dem Wald als Gebiet, das jede:r auf eigene Gefahr betreten kann. Die Bürger:innen argumentieren, dass dieser Wald eben diesem Waldbild nie entsprach und erst als er zur *Kernfläche Naturschutz* erklärt wurde, diese Gestalt annahm. Was ist ein Wald? Diese Frage bleibt offen und spiegelt so die Hybridität von Wald wider.

12 Führt ein Wanderweg durch den Wald, sind Treppen natürlich keine Seltenheit, aber um einen Wanderweg handelt es sich hier nicht.

Der Kompromiss der beleuchteten Nicht-Treppe wird hier sinnbildlich für den Konflikt: Die Älteren fordern eine deutliche Einmischung und Regelung durch die Stadtverwaltung, die sie als für sie zuständig in Haftung nehmen. Wenn die Stadtverwaltung mit HessenForst Kompromisse verhandelt, die aber klein und nicht-eindeutig sind, so wird dies als „Nicht-Kümmern“ der Stadt ausgelegt. Hier überlagern sich verschiedene Bedeutungen, die solche Kompromisse ihrer unmittelbar erkennbaren Sinnhaftigkeit entziehen.

In einem urbanen Wald, wie dem Eichwald, sind jedoch nicht nur die Belange von Bürger:innen relevant, genauso prägend klangen bereits forstwirtschaftliche Pflegepraktiken an, die im folgenden näher erläutert werden.

5.3 Den Eichwald weniger verwalten – Multifunktionalität im Spannungsfeld vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Praktiken

Der Eichwald ist nicht nur ein Erholungsort, er ist auch ein Forst. Ehemals aus dem Kaufunger Wald entstanden, ist er Eigentum der hessischen Forstbehörde HessenForst, die im Auftrag des Landes Hessen als Rechtsnachfolgerin des Kurfürstentums Hessen-Kassel die Wälder in Hessen verwaltet (Interview 7 im Eichwald, 3.7.2019). Seit mehreren Jahrzehnten beschäftigt sich HessenForst mit dem Waldumbau der ihm anvertrauten Wälder. Waldumbau bedeutet, eine artenreiche, vielfältige Waldlandschaft zu schaffen, die ortsangepasst und damit widerstandsfähig ist. Vielerorts bedeutet dies, Fichten- und Kiefernwälder, die nach dem Zweiten Weltkrieg breitflächig angelegt wurden, um den Rohstoffbedarf zu befriedigen, nachhaltig umzugestalten.¹³ Das Hessische Waldgesetz erwähnt in § 3 direkt Klimaschutz als Waldfunktion und in Zukunftsszenarien (z. B. des Projektes KLIM-

¹³ „Der Klimawandel war noch kein Thema und der Begriff der ‚Biodiversität‘ noch nicht bekannt,“ heißt es auf der Internetseite von HessenForst unter dem Punkt *Der Wald im Klimawandel*: <https://www.hessen-forst.de/faq/> [zuletzt abgerufen am 9.1.2022].

WALD, s. u.) ist der Begriff Waldumbau ein zentrales Element, um Klimaschutz durch Wälder als CO₂-Binder voranzutreiben und unter dem Gesichtspunkt der Klimaanpassung Wäldern unter veränderten Klimabedingungen am Leben zu erhalten. Wenngleich er im Konsens innerhalb von Waldwirtschaft und -politik (vgl. Schraml, Detten, Wurz u. a. 2008, S. 40) als eine risikominimierende Klimawandel-Anpassungsmaßnahme gilt (vgl. Baasch, Bauriedl, Hafner u. a. 2012, S. 196; Spellmann, Albert, Schmidt u. a. 2011, S. 23), wird der Weiterverfolgung einer multifunktionalen Perspektive auf Wälder einiges an Problemen zugeschrieben, da sowohl der Druck auf Holz als Rohstoff (ökonomische Funktion) als auch auf Wälder als Erholungsorte (gesellschaftliche Funktion) steigen wird sowie die Ansprüche der Biodiversität (ökologische Funktion) (vgl. Schramm 2013, S. 45).¹⁴

Der Wald wandelt sich durch ökologische *und* anthropogene Prozesse. Bei einem Interview im Eichwald erklärt mir der Förster Herr Winkler, den ich im Anschluss an den Stadtteilspaziergang um ein Interview bat, wie Klimawandel eine neue Dynamik in die Sukzession von Wäldern bringt. Die für den Eichwald namensgebenden Eichen sind in Kassel (wie vielerorts auf nährstoffreichen Böden) nicht heimisch, sondern künstlich eingebracht – im Falle des Eichwaldes wurde die prominente Eichen-Allee, der Mittelweg, im 18. Jahrhundert von Landgraf Wilhelm VIII. Von Hessen-Kassel angelegt.¹⁵ Eichen wachsen eher in niedrigeren Lagen und auf nährstoffärmeren Böden (Interview 7 im Eichwald, 3.7.2019). Im Bettenhausener Eichwald wird die Eiche deshalb aktuell durch Buchen verdrängt, die in diesem Lebensraum „eine höhere Dynamik“ besitzen (ebd.), die sich wiederum aufgrund von Klimawandel zu Gunsten der Eiche verändern kann.

14 Der Dreiklang der Nachhaltigkeit, der über die Entwicklung in der Forstwirtschaft seinen Eingang in wichtige Klimaschutz-Dokumente wie den Brundtland-Bericht gefunden hat, ist in auch in den Sozialwissenschaften rege diskutiert worden; Übersichten sind zu finden bei Iris Pufé (2017), Ursula Kluwick und Evi Zemanek (2019) sowie in aktuellster Form bei Thomas Barth und Anna Henkel (2020).

15 Zur Geschichte der Fasanerie findet sich ein Artikel im Fundus von „Erinnerungen im Netz“ unter folgender Adresse: <https://www.erinnerungen-im-netz.de/erinnerungen/erin-artikel/der-eichwald-und-die-fasanerie-im-wandel-der-zeit> [zuletzt abgerufen am 9.1.2022].

Das Verhältnis von Eichen und Buchen in Mischwäldern ist von ständiger Veränderung geprägt. Aus dem Waldbaulichen Leitbild, das 2017 aus dem BMU-geförderten Projekt KLIMWALD erstellt wurde (vgl. Schäfer, Hoffmann und Zindel 2017; Zindel 2017), geht hervor, dass im Waldbau in sehr langen Zeiträumen gedacht wird. Die Phase 7500 bis 3500 Jahre nach der letzten Eiszeit war eine „Wärmephase“, in der durch Eichen geprägte Mischwälder im Raum Hessen vorherrschten. Seit 3500 Jahren, wird eher von einer „Buchenzeit“ gesprochen (Zindel 2017, S. 6). Im Interview mit Herrn Winkler klingt durch, dass diese Dynamik sich mit der Erderwärmung im Zuge des Klimawandels wieder in Richtung Eiche bewegen könnte.

Herr Winkler: „Ob der Wald in dieser Form zu erhalten ist [Anm. CL: unter fortschreitenden Auswirkungen des Klimawandels], ist die Frage. [...] In der normalen Dynamik wird die Eiche von der Buche oder vom Ahorn hier verdrängt, weil die Bodenbedingungen, auch die Wasserbedingungen hier so gut sind, dass die Buche einfach eine höhere Dynamik hat als die Eiche. Das dreht sich momentan. Eigentlich war diese Unterschutzstellung [Anm. CL: gemeint ist die Umwandlung zur *Kernfläche Naturschutz*] hier für die Eiche ein gewisses Risiko, weil wir sie nicht mehr bewirtschaften und nicht mehr freistellen. Also nicht mehr der hohen Dynamik der Buche praktisch entgegenwirken, um die Eichen zu fördern. Mittlerweile könnte es sein, durch diese Trockenheit, dass die Eiche im Prinzip gegenüber der Buche wieder einen Vorteil hat. Das sieht man zum Beispiel auch, dass viele Buchen jetzt entnommen werden müssen, weil sie eingetrocknet sind. [...] Sehen Sie da, diese trockene Krone?“

ich: „Ja?“

Herr Winkler: „Das ist eine Buche – eingetrocknet. Die Eichen sind relativ gut. Da ist eine trockene Eiche, das ist ein anderes Thema, aber in der Summe geht es denen im Vergleich zu den Buchen plötzlich hier besser. Also gerade der letzte Sommer, mit diesem wahnsinnigen Niederschlagsdefizit, der hat den Buchen wahnsinnig wehgetan. Und wir haben flächig sterbende Buche momentan, aufgrund fehlender Niederschläge.“ (*Feldnotiz, Interview 7 im Eichwald, 3.7.2019*)

Der Eichwald als sozial-ökologischer Lebensraum soll in Zukunft biodivers und damit resilient gegenüber Klimawandel sein, auch um die ihm zugeschriebene Klimaschutzfunktion erfüllen zu können (siehe Kapitel 4.2). Der Eichwald war bereits in der ersten Tranche der Festlegungen von Flächen zur *Kernfläche Naturschutz* erklärt worden, aufgrund des in ihm vorkommenden Eremiten (Juchtenkäfer/ *Osmoderma eremita*). Seine über 200 Jahre alten Eichen bieten einen guten und seltenen Lebensraum für die Larven des Käfers, die sich ausschließlich von Mulm in hochgelegenen Baumhöhlen ernähren. Dafür bedarf es alter, kräftiger Bäume, am liebsten Eichen (Schaffrath 2017). Der Käfer kann sehr gut mit Menschen in Gesellschaft leben, weil sich die Lebensräume kaum überschneiden. Wenige Menschen erklimmen und nutzen hochgelegene Baumhöhlen. Als Konkurrent um Lebensraum tritt in Kassel eher der Waschbär auf, der ähnliche Baumhöhlen bewohnt und auch Käfer als Nahrung nutzt (vgl. ebd., S. 16). Waschbären kommen in der Karlsaue vor, dem größten und zentral gelegenen Park Kassels, nicht jedoch im Eichwald. Die Umwidmung zur *Kernfläche Naturschutz* folgt also eher einer allgemeinen Biodiversitätslogik, wenn sie darauf ausgelegt ist, den menschlichen Eingriff in den Naturraum einzuschränken.

Herr Winkler: „Und diese, also, das sind hier 30 Hektar, die sind komplett so eine Enklave, mit der habe ich eigentlich wenig am Hut, muss ich ehrlich sagen, weil das ja auch kein Wirtschaftswald ist, und es geht hier eigentlich nur um die Verkehrssicherung. Das ist eigentlich das Thema, was mich hier dann berührt. Oder Naturschutz, weil wir hier Eremitvorkommen haben. [...]

Wir machen hier das Notwendigste, aber im Prinzip wollen wir den Wald an sich erhalten. Hier geht es eigentlich um Walderhaltung, aber nicht mehr um Holzernte und Wirtschaftlichkeit. Also das ist ein Bereich, da wird eigentlich nur noch Geld investiert.“

ich: „Ja. Und warum möchte man den Wald jetzt speziell erhalten?“

Herr Winkler: „Wir sind einfach Waldeigentümer, also uns gehört die Fläche, und wir haben sie jetzt zu einer *Kernfläche* ausgewiesen, weil es hier besondere Vorkommen gibt, also Eremit ist ein Vorkommen, andere Totholzkäferarten, die auch selten sind, Hirschkäfer und so wei-

ter, also schon besondere Arten, die hier vorkommen. Dann ein sehr, sehr hoher Anteil an diesen Alteichen, die hier sind. Und das war für uns Anlass genug, im Prinzip, in so einem Altholzbestand zu sagen: Das ist eigentlich so naturschutzrelevant. Und dann ist es eine Enklave, die nicht in einem zusammenhängenden Wirtschaftsblock ist, dass das Sinn macht, die hier rauszunehmen und sie wirklich im Naturschutz und die Erholung bleibt ja natürlich erhalten. (*Feldnotiz, Interview 7 im Eichwald, 3.7.2019*) “

Herr Winkler betont weiterhin, dass der Erholungswald, den die Eichwälder:innen sich zurück wünschen, durch die Ästhetik eines Wirtschaftswaldes (der der Eichwald nun nicht mehr ist) geprägt ist. In einem naturnahen Wald sei Erholung aber genauso möglich. Diese Sicht sei bisher nicht bei den ehemaligen Nutzer:innen vorhanden, die breite Wege fordern. Der Mensch sehe sich nicht als Teil eines *ökologischen* Systems, dem „natürlichen Wald“. Erst, wenn der Wald Teil der Wirtschaftsweise von Menschen wird, sind beide Teil desselben, sozial-ökologischen Systems. Nutzer im Naturwald sind Tiere und Pflanzen, erst im Wirtschaftswald auch der Mensch. Der Mensch wird durch seine Nutzung Teil des Systems. Wie Corinna Jenal beschreibt, stellt der Wald in Form einer ursprünglichen Wildnis ein Gegenüber zur durch Menschen kultivierten Landschaft dar (vgl. Stahl 2019; Jenal 2019, S. 38). Die Ausweisung von Naturschutzgebieten zielt in ihrem Kern darauf ab, menschliche Aktivitäten in begrenzten Räumen auf das Nötigste zu beschränken, um Tieren mehr Raum für ihr Leben zur Verfügung zu stellen (so die Logik des „Natura 2000“-Netzwerks, siehe Kapitel 4.1.1). Vermeintlich würde dies auf eine stärkere Trennung von menschlichen und nicht-menschlichen Praktiken hinauslaufen, der Eichwald zeigt hingegen, dass es zu einer scharfen Trennung nicht kommen muss.¹⁶ Auf meine Nachfrage zu Veränderungen im Wald, beispielsweise durch Verkehrssicherungsmaßnahmen, betont der För-

16 In der Sprache der Forstwirtschaft wird von Ökosystemen gesprochen, weshalb ich hier daran anknüpfe. Dabei soll nicht vergessen werden, dass die Betrachtung von hybriden Formen, wie sie in Kapitel 1.3 dargelegt wurden, für sozial- und kulturwissenschaftliche Analysen adäquater erscheinen.

ter die Verflechtung von Nutzungen, die im Eichwald aus seiner Sicht gut funktioniert, wie er anhand des Vorhandenseins des Sportplatzes als Symbol für den Naherholungsaspekt veranschaulicht. Aus seiner Sicht werden im Eichwald Naturschutz und Naherholung verbunden.

Herr Winkler: Also hier/ es ist irgendwo eine Gratwanderung. Aber, ich glaube, wir sollten auch nicht, ist meine persönliche Meinung, wir denken dann zu sehr auch in schwarz und weiß. Das, was wir hier erreichen, im Eichwald, nämlich, dass wir hier eine Fläche naturschutzmäßig sehr ausgeprägt fördern, und trotzdem die Erholung ja hier mit drin haben, wir haben Sportplatz hier drinnen, wir haben/ die Menschen gehen in dem Wald in alle Ecken. Also letztendlich wird nicht jeder Baum wieder freigeräumt, und es gibt keine breiten Straßen, aber trotzdem ist die Erholungsfunktion ja zu 100 Prozent gegeben. Und keiner ist eingeschränkt. Insofern erreichen wir eigentlich relativ viel, und ich würde das gar nicht so in schlecht oder gut, sondern wir haben die Gegebenheit, wir Menschen sind einfach da, wenn wir uns ausschließen würden, würde es dem Wald besser gehen. Sind wir aber, wir sind halt da. (*Interview 7 im Eichwald, 3.7.2019*)

Die multifunktionale Perspektive, die im Sinne der Nachhaltigkeit Wald-, Wirtschafts- und Menschenbedürfnisse berücksichtigt, spiegelt sich auch in der Diversität, die der Förster im Eichwald zu fördern versucht. Waldbewirtschaftung und Biodiversitätsschutz erfordern gleichermaßen, Kompromisslösungen zu finden, um multiple Anforderungen an den Wald zu befriedigen. Dennoch werden soziale Aspekte in forstwirtschaftlichen Perspektiven nur am Rande beachtet. Herr Winkler beschreibt mir, wie er anhand von Baumarten versucht diese Multifunktionalität von Wald in seiner täglichen Arbeit zu berücksichtigen:

Das ist wirtschaftlich, naturschutzmäßig oder auch teilweise aus Erholungssicht, aus ästhetischen Gründen, all das, dieser Blick geht im Prinzip in, wenn ich jetzt, ich sage es Ihnen am Beispiel, wenn ich jetzt eine Fläche durchforste, dann gehe ich vorher rein, und dann habe ich eine Zielvorstellung. Welche Baumarten gehören eigentlich

so vom Standort und von der Wirtschaftlichkeit und von den Naturschutzaspekten, vielleicht auch von der Ästhetik, wenn ich eine Kirsche am Waldrand habe, weil die schön blüht, und das auch für die Leute wichtig, dass man sowas im Frühjahr mal sieht, dann sage ich, dann ist eine Kirsche da natürlich relevant – für die Blüte, für die Honigproduktion der Bienen. Das sind alles Aspekte, die ich in irgend so einer Prioritätenliste im Kopf habe, und danach gehe ich eigentlich an jeden einzelnen Baum. (*Interview 7 im Eichwald, 3.7.2019*)

Für den Förster, so verdeutlicht seine obige Aussage, ergeben sich die Affordanzen, von denen Timothy Ingold spricht, zwar aufgrund der Funktionen, die verschiedene Baumarten zu dem Kompromiss des Zusammenlebens von Wald und Mensch beitragen, die tiefergehenden alltäglichen Bedeutungen und Praktiken werden davon jedoch nicht erfasst. Auch das Ehepaar Töpfer sieht eine natürliche Dynamik, die unterschiedlichen Arten Vor- oder Nachteile bringt, als natürlichen Prozess an, über den sich nicht beschwert werden muss. Insbesondere Frau Töpfer äußert sich zu einem Naturbild, in der die Natur dann Natur ist, wenn sie die Oberhand über ihre Entwicklung hat. Also eine „freie Natur“ ist (vgl. Schriewer 2015, S. 200). Gleiche Ansichten sammelte Harald Stahl auf die Frage „Was ist Natur?“ bei Interviews im Naturschutzwald (im Schwarzwald) (vgl. Stahl 2019, S. 56ff.). Hervorzuheben ist das allgemein doch stark prozesshafte Verständnis von Natur, dass sowohl in Stahls Interviews Vorrang hatte, als auch vom Ehepaar Töpfer eingebracht wird.

Frau Töpfer: „Ich würde sagen, eigentlich geht es dem gar nicht so schlecht. Ich bin keine Fachfrau, aber insgesamt gibt es hier viel Altes, was irgendwann abstirbt, aber es kommt auch sehr viel Neues hinterher. Also von daher bin ich vielleicht ein bisschen naiv, aber ich finde es nicht ganz so dramatisch. Selbst, wenn irgendwann die Eichen zurückgehen und die Buchen überhand nehmen, dann wäre es auch so. Das ist Natur. Ich glaube, wir Menschen neigen immer dazu zu denken, die Natur kann ohne uns nicht leben. Das kann sie sehr wohl. Und wahrscheinlich auch besser als mit uns.“

Herr Töpfer: „Das ist auch ein Prozess, der ist möglicherweise natür-

lich. Und dann bekommt die Buche vielleicht irgendeine Krankheit und dann sterben die Buchen und die Eichen wachsen wieder nach. Hier die andere Seite [Anm. CL: zeigt auf die andere Seite des Pfades], das ist voll von Eichennachkömmlingen. Und natürlich können die nicht alle groß werden, weil so viel Platz ist ja gar nicht da.“ (*Feldnotiz, Interview 15 im Eichwald, 20.8.2019*)

Das Ehepaar Töpfer erkennt aber den Widerspruch, den auch die älteren Bettenhausener:innen anprangern, an: Der Eichwald wird für den Eremiten geschützt, der in Eichen lebt. Durch die In-Schutz-Stellung würde sich aber der Eichwald voraussichtlich (ohne Klimawandel, der Buchen mehr belastet als Eichen, auf jeden Fall) in einen Buchenwald verwandelt (Zindel 2017, S. 9) und somit ohne menschlichen Eingriff an diesem Ort der Lebensraum für den Eremiten verloren gehen. Dem Eremiten zu Gute kommt aktuell der Umstand, dass vor etwa 200 Jahren in Hessen Eichen gepflanzt wurden, sodass etwa 10 Prozent der hessischen Waldfläche einen hohen Anteil alter Eichen aufweist, so wie es im Eichwald in Bettenhausen der Fall ist (vgl. ebd., S. 6). Da der Eremit diese sehr alten Bäume als Lebensraum benötigt oder bevorzugt, stellt eine Verjüngung durch Buchen keine unmittelbare Bedrohung für seinen Lebensraum dar. Dies wäre viel eher durch das „Aufräumen“ des Waldes, also die Herausnahme von Totholz der Fall. Wichtig für den Eremiten ist nicht, dass junge Eichen nachkommen, sondern dass die vorhandenen alten Eichen erhalten bleiben. Langfristig betrachtet, braucht es allerdings unweigerlich auch junge Eichen, die altern können und einen Lebensraum für den Eremiten im Eichwald bieten.

Der Widerspruch, den die Bürger:innen sehen, entsteht aus einem Missverständnis der jeweils relevanten Zeitskalen. Es ist durchaus so, dass HessenForst sich zum Leitbild gesetzt hat, „[u]nter dem Aspekt der Klimaentwicklung [...] die Flächen für die klimatolerantere Eiche mindestens [zu sichern]“ (ebd., S. 23). Der Eichwald als „Natura 2000“-Gebiet, das viele Eichen beheimatet, dient zunächst zwar dem aktuellen Artenschutz, dem Eremiten. Langfristig soll aber zweifelsohne eine Schutzfunktion etabliert werden, die auch unter Klimawandel-

folgen Biodiversität global, also vor Ort und bis ins globale vernetzt, aufrecht erhält.

Innerhalb dieser langfristigen Sicht auf den Schutz von Wäldern gelingt es HessenForst noch nicht alle Funktionen der Flächen gleichberechtigt mitzubedenken. Soziale Belange stehen hinten an, wie die Umwidmung des Eichwaldes zeigt, bei der die Bürger:innen am Prozess der Umwidmung nicht beteiligt wurden. Herr Winkler schildert aber auch, er würde bei der Herausnahme oder Förderung von Bäumen auch darauf achten, Nutzbäume oder schöne Bäume (z. B. Kirschen, die sowohl essbare Früchte haben und deren Blüten sehr schön aussehen) für die Bürger:innen bestehen zu lassen. Dies kommt im Eichwald bei Nutzer:innen gut an. Frau Töpfer berichtet mir, sie freue sich über die Brombeeren und den Holunder im Eichwald. In der Vorlage „Waldbauliche Anpassungen an den Klimawandel“ aus dem Projekt KLIMWALD wird ebenfalls die Multifunktionalität von Wald und Forstwirtschaft hervorgehoben (Schäfer, Hoffmann und Zindel 2017, S. 1). Dort wird § 1 des Bundeswaldgesetzes zitiert, welcher ausdrücklich „die Erholung der Bevölkerung (Schutz- und Erholungsfunktion)“ (ebd., S. 1) aufführt. Im gesamten Dokument findet sich dann allerdings keine weitere Erwähnung dieser Erholungsfunktion.

5.4 Um den Eichwald streiten – divergierende Bedeutungen des Eichwaldes als Konflikttreiber

Werden Wälder als dynamische sozial-ökologische Räume verstanden, so ist die Umwidmung zur *Kernfläche Naturschutz* ein stark beschleunigter, fast schon abrupter Wandel. Einerseits erscheint die Umwidmung notwendig, weil Schutzaufgaben wie Umwelt- und Naturschutz zum Erhalt der Biodiversität beschlossen und umgesetzt werden müssen. Aus verwalterischer Logik heraus ist die Umwidmung ein gelungener Akt. Andererseits kann diese Abruptheit aus einer alltagspraktischen Logik heraus als Irritation lokaler Praktiken kritisiert werden. Diese für die Anwohnenden unerwartete Veränderung steht den historisch gewachsenen Praktiken des Sporttreibens, Ausflugmachens,

Feierns und Holznutzens zum Teil entgegen. Zuerst erstaunt natürlich, dass die Aufgabe der Ressourcenfunktion diejenigen Praktiken, die unter Erholungsfunktion eingeordnet werden können, stört. Anders sieht es aus, wenn in die Überlegungen miteinbezogen wird, wer Wald gestaltet und wer Wald in welcher Form gestalten darf. Nach dem Bundeswaldgesetz darf jede:r Bürger:in jeden Wald – egal ob staatlich oder privat – jederzeit auf eigene Gefahr betreten (BwaldG § 14, ebenso HwaldG, § 15). Infrastrukturen, auch solche, die der Erholung dienen, müssen von den Waldbesitzer:innen gesichert werden; „Verkehrssicherung“ lautet das Stichwort, hinter dem neben Sicherheit auch Aufwand und Kosten stecken. Die Konfliktlage um den Eichwald beschäftigt den Stadtteil Bettenhausen im Jahr 2019 so sehr, dass sie in zwei Ortsbeiratssitzungen diskutiert werden.¹⁷

Zwei Ortsbeiratssitzungen

Die Gaststätte „Zum Osterholz“, in der die Sitzungen des Ortsbeirates Bettenhausen regelmäßig stattfinden, ist am 13.6.2019 gut gefüllt. Im hinteren Teil des Raumes haben die Mitglieder des Ortsbeirates Platz genommen, senkrecht dazu stehen die Tische für die Bürger:innen. Die Zahl der Anwesenden schätze ich auf 20 – 30 Personen. Der Eichwald wird am Anfang und am Ende der Sitzung thematisiert. In der Bürgerfragestunde, die jede Sitzung einleitet, fragt eine Bürgerin nach dem Stand bezüglich der mit dem UGA und HessenForst getroffenen Vereinbarung, dass der Trampelpfad zwischen Eichwald und Fasanenweg, der Vielen als Ersatz für den dort fehlenden Gehweg dient, freigeschnitten wird. Die Vereinbarung war im Nachgang des Stadtteilsparzierganges (siehe Kapitel 5.2) getroffen worden. Nun sei aber der Weg noch nicht freigeschnitten worden, moniert die Bürgerin. Der Ortsbeirat erklärt, dass HessenForst zuständig sei und dass es auch darum ginge, Naturschutzbelange wie Brutzeiten zu berücksichtigen. Diese Antwort wird von der Fragestellerin nicht als zufrieden-

¹⁷ Jeder der 23 Kasseler Stadtteile verfügt über einen Ortsbeirat, dessen Mitglieder gewählt werden und dem eine:r Ortsvorsteher:in vorsteht. In regelmäßigen, öffentlichen Sitzungen werden lokale Belange mit den Bürger:innen besprochen und Anfragen oder Anträge an den Magistrat, also die Kasseler Stadtregierung, gestellt.

denstellend aufgefasst, dennoch schreitet die Sitzung zu den Tagesordnungspunkten voran. Es geht insbesondere um das kürzliche Hochwasserereignis am örtlichen Wahlebach, von dem Bettenhausen stark betroffen war. Am Ende der Sitzung wird unter dem Tagesordnungspunkt „Mitteilungen“ angekündigt, dass die Ergebnisse des Projektes „Der Eichwald, seine Funktion und Bedeutung für den Kasseler Osten“ in einer Sondersitzung des Ortsbeirates am 14.8.2019 vorgestellt werden, bei der auch eine Vertreterin des UGAs und ein Vertreter HessenForsts zugegen sein werden. Auch in Zusammenhang mit den Hochwasserschäden durch das Losse-Wahlebach-Hochwasser im Mai 2019, das insbesondere Bettenhausen stark getroffen hat, wird an diesem Abend über Natur als durch den Menschen zu lenken und zu leiten gesprochen. So wie der Eichwald gebändigt werden soll. Ganz deutlich tritt das Verständnis des Waldes als menschlichen Praktiken untergeordnete Kulturlandschaft hervor. Es muss dort Wege geben, um Freizeitpraktiken zu vollziehen, und diese Wege müssen regelmäßig frei geschnitten werden.

Die Stadtverwaltung wird als Verantwortliche für die Anliegen von Bürger:innen angerufen. Die Menschen, die mir auf der Ortsbeiratssitzung begegnen, können und möchten viel über den von ihnen bewohnten Raum erzählen. Eine Frau neben mir zeigt alte Fotos herum, die im Eichwald bei Festen entstanden sind. Ein Konflikt ergibt sich zwischen diesem von den Bürger:innen als hochvalide angesehenen Erfahrungswissen und dem verwalterischen Wissen, das die Stadt und HessenForst nutzen, um Räume zu gestalten oder – nach Ansicht einiger Eichwälder:innen – auch nicht. Das UGA ist zwar nicht für den Eichwald zuständig, der der Landesbehörde HessenForst gehört, wird aber von den Eichwälder:innenn als Vertreterin der Stadt als zuständig angerufen. Das UGA tritt immer wieder als vermittelnde Instanz auf.

In einem Interview mit Frau Jäger, die für das UGA in diesem Konfliktgefüge als vermittelnde Instanz auftritt, wird deutlich, wie kompliziert die Gemengelage im Eichwald ist. Sie betont, wie föderale Zuständigkeiten zwischen Landeseinrichtungen und Kommunen in Bezug auf Land- und Flächennutzung weder rechtlich noch sozial oder moralisch klar definiert sind (*Interview 10, 11.7.2019*). In einem

Konglomerat aus Richtlinien, Gesetzen, Paradigmen und behördlich gewachsenen Vorstellungen über den Ablauf bestimmter Prozesse stehen sich schließlich unterschiedlichste Akteur:innen gegenüber, deren Interessen wohl mittels einer besseren Kommunikation und Vernetzung zwischen den Behörden aber auch in die Stadtgesellschaft hinein im Vorfeld beizukommen gewesen wäre.

Herr Krause, ein weiterer Mitarbeiter HessenForsts, der mit daran gearbeitet hatte, das Konzept *Kernfläche Naturschutz* für das Land Hessen auszuarbeiten, erklärt mir am Rande der außerordentlichen Ortsbeiratssitzung, dass er den Eichwald nicht als *Kernfläche Naturschutz* eingeteilt hätte. Er widerspricht ganz vehement dem Eindruck, der unter den Bürger:innen kursiert, dass der Eichwald aus reinen Kosteneinsparungsgründen zur *Kernfläche Naturschutz* erklärt wurde. Der Eichwald sei ein schützenswerter Wald, weil er mehreren Tierarten (u. a. dem Hirschkäfer und dem Eremiten) einen Lebensraum bietet und darüber hinaus ein Eichenwald ist. Für HessenForst steht die Umwidmung des Eichwaldes aus diesen Gründen im Kontext der lokalen Erfüllung von globalen Biodiversitätsbestrebungen (siehe Kapitel 4.2). Darüber hinaus ist der Eremit sozusagen das Patentier des zuständigen Forstamtes Wolfhagen und es sei naheliegend, ihm eine *Kernfläche Naturschutz* als Lebensraum zu widmen. Der Eremit lebt in Kassel nur im Eichwald und in der Karlsaue. Die Karlsaue im Besitz der Museumslandschaft Hessen-Kassel fällt daher nicht in die Zuständigkeit von HessenForst. Herr Krause erwähnt aber auch, dass der Eichwald von den anderen Flächen, die HessenForst betreut, etwas abgelegen ist. Auch Herr Winkler wies darauf hin, dass der Eichwald für ihn als Zuständigen einen Mehraufwand bedeutet. Der Eremit gehöre zu den neun Käferarten, die nach dem Bundesnaturschutzgesetz streng geschützt seien. Sein Schutz sei in der FFH-Richtlinie, die seit 1992 den europaweiten Schutz von Arten regelt und als Grundlage des europäischen Schutzgebietssystems „Natura 2000“ festgelegt. Trotzdem hätte Herr Krause den Eichwald nicht zur *Kernfläche Naturschutz* erklärt, weil aus seiner Sicht „Konflikte vorprogrammiert“ gewesen wären. Er geht darauf nicht näher ein und verweist mich an seinen Vorgesetzten, der diesen Prozess im Eichwald begleitet hat

und außerdem im Projekt „Erfolgreiche Klimaanpassung im Kommunalwald“ (KLIMWALD) mitgewirkt hat. Mit ihm kam leider kein Interview zustande, sodass hier keine Aussage über den Ablauf des Umwidmungprozesses selbst getroffen werden können.

Aushandlungsräume

Als Aushandlungsräume fungieren in Bettenhausen ein Forschungsprojekt der Fachhochschule Fulda,¹⁸ in dessen Rahmen der oben angeführte Stadtteilspaziergang und Runde Tische organisiert wurden, ein Studienprojekt der Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst in Göttingen, sowie zwei Ortsbeiratssitzungen, in denen der Eichwaldkonflikt thematisiert wird. Zu Letzterer wurde per Flyer offiziell durch den Ortsbeirat eingeladen, was sonst nicht üblich ist. Daran lässt sich erkennen, dass es die Einschätzung gab, es sei notwendig diesen Konflikt mit möglichst breiter Anwesenheit der Bürger:innen zu bearbeiten. An diesem Sitzungsabend stellen zwei Studierende die Ergebnisse ihrer Masterarbeit aus dem Studiengang „Urbanes Baum- und Waldmanagement“ vor, für die sie mehrere mögliche Szenarien erstellt haben wie weiter unter Berücksichtigung der Bürger:inneninteressen mit dem Eichwald umgegangen werden kann.

Am Abend dieser außerordentlichen Ortsbeiratssitzung am 14. August 2019, die wieder in der Gaststätte „Zum Osterholz“ stattfindet, ist der Raum bis auf den letzten Platz besetzt. Eine unruhige Stimmung liegt im Raum. Während Leinwand, Beamer und Präsentation aufgebaut werden, grüßen sich die Bettenhauser:innen, unterhalten sich in kleinen Gruppen – viele von ihnen sind Nachbar:innen. Nach der Bürgerfragestunde begrüßt der Ortsbeirat Herrn Krause von HessenForst, die Vertreterin des UGAs, Frau Jäger, und die beiden Masterstudierenden der FH Göttingen mit ihrer betreuenden Professorin, die ihr Studienprojekt „Der Eichwald, seine Funktion und Bedeutung für den Kasseler Osten“ vorstellen werden. Herr Krause merkt kritisch an, dass HessenForst vom Projekt bis zur Einladung zur außerordent-

18 Eine Projektübersicht findet sich hier: http://partkommplus.de/fileadmin/files/Dokumente/Age4Health_Flyer_Bettenhausen.pdf [zuletzt abgerufen am 9.1.2022].

lichen Ortsbeiratssitzung nicht in Kenntnis gesetzt wurde. Es wird kurz diskutiert. Anschließend beginnt die Projektvorstellung. Frau Jäger spricht einige einführende Worte und lobt die beiden Studierenden, sie hätten es geschafft, die komplexen Fragen um den Eichwald in eine „neutrale Form“ zu bringen.

Der Vortrag gibt zuerst einen Überblick über die rechtliche Lage des Eichwaldes, die Schlagworte „Landschaftsschutzgebiet“, „*Kernfläche Naturschutz*“, „Flächenstilllegung“ und „Richtlinien zur Bewirtschaftung“ werden in ihrer Bedeutung für den Eichwald erläutert. Fotografien, die die Studierenden bei Interviews mit Anwohnenden gesammelt haben, veranschaulichen soziale und emotionale Belange der Bürger:innen. Eine Vortragsfolie zeigt eine schematische Akteursübersicht, die die Komplexität der Diskussionen um den Eichwald veranschaulichen soll. Abschließend stehen mehrere vor allem forstwissenschaftlich ausgearbeitete Szenarien mit ihren Vor- und Nachteilen als Diskussionsgrundlage und Lösungsvorschläge bereit. Sie setzen verschiedene mögliche Kompromisse zueinander in Vergleich, die weder Kosten der Pflege, Eigeninitiative der Bürger:innen noch forstwissenschaftliche und rechtliche Voraussetzungen außer Acht lassen. Als Gesamtfazit kommen die beiden Studierenden zu dem Schluss, dass es einen Runden Tisch bräuchte, an dem „auf Augenhöhe“ diskutiert werden könne, welches Szenario passend wäre. Genau zu diesem Punkt kommt die Sitzung letztendlich: Als kleinster gemeinsamer Nenner, wird am Ende der außerordentlichen Sitzung darüber gesprochen, eine „Arbeitsgruppe Eichwald“ zu gründen, die in der darauffolgenden Ortsbeiratssitzung dann auch beschlossen wird. Im Protokoll heißt es:

Der Ortsbeirat Bettenhausen fasst folgenden Beschluss:

Aufgrund der Ergebnisse des Semesterprojektes des Studienganges Urbanes Baum- und Waldmanagement zum Eichwald der Universität Göttingen bittet der Ortsbeirat den Magistrat, eine Arbeitsgruppe bestehend aus Vertretern des Umwelt- und Gartenamtes, HessenForst, Museumslandschaft Hessen Kassel und dem Ortsbeirat zu bilden, die sich mit

einem Pflegekonzept und der weiteren Entwicklung des Eichwaldes beschäftigt. (Auszug aus dem Protokoll zur Ortsbeiratssitzung Bettenhausen vom 26.9.2019, S. 4)¹⁹

Während der weiteren Diskussion im Anschluss an die Projektpräsentation sieht es zunächst wenig nach Kompromiss aus. Die Ansichten, wie ein Wald – insbesondere ein Eichenwald – aussehen soll, wie Naturschutz umgesetzt werden und welche Ansprüche der Bürger:innen legitimerweise berücksichtigt werden sollten, gehen weit auseinander. Nicht nur, weil Waldansichten differieren (siehe Kapitel 5.1 und 5.3), sondern auch weil Kompromisslösungen, die lokale Praktiken miteinander in Einklang bringen könnten, von übergeordneten Instanzen beeinflusst werden. Der Förster Herr Krause erklärt, dass er es persönlich als forstwirtschaftlich sinnvoll erachtet, Eichen durch gezielte Pflege zu erhalten; doch er müsse erst einen Weg finden, der hessenweit geltenden Regel, in *Kernflächen Naturschutz* keine Wegepflege zu betreiben, eine Ausnahme hinzuzufügen. Sein Handlungsspielraum sei zunächst einmal begrenzt (Feldnotiz Ortsbeiratssitzung Bettenhausen, 14.8.2019). Frau Jäger erläutert, sollte der Eichwald durch die Stadt HessenForst abgekauft werden und in einen Park umgewandelt werden, müsste sie dies auch erst in der Stadtverordnetenversammlung zur Abstimmung bringen (Feldnotiz Ortsbeiratssitzung Bettenhausen, 14.8.2019).

Das direkte Zusammenleben von Eremiten, Eichwälder:innen und dem Eichwald ist also durch abwesende Instanzen und globale Logiken und Belange herausgefordert. Kompromisse, die lokale Konflikte befrieden könnten, werden erschwert, weil die Beteiligten, die als Vertreter:innen von Stadt oder Landesbehörden fungieren, eben genau deren Logiken auch vertreten. In der Aushandlung von Mensch-Umwelt-Beziehungen vor Ort nehmen sie eine moderierende Stellung

¹⁹ Das Protokoll ist öffentlich abrufbar unter https://www.svc1.stadt-kassel.de/sdnet4/sdnetrim/\protect\discretionary{\char\hyphenchar\font}{}{}UGhVMohpdzNXNFd\protect\discretionary{\char\hyphenchar\font}{}{}FcExjZaNHu7qQUc5Gn\protect\discretionary{\char\hyphenchar\font}{}{}KEabaLo2uKGgkeAMJ_cNU33R\protect\discretionary{\char\hyphenchar\font}{}{}YDATwAP/Oeffentliche_Niederschrift_Ortsbeirat_Bettenhausen_26.09.2019.pdf [zuletzt abgerufen am 8.10.2021].

im Praktiken-Gefüge des Bettenhausener Eichwaldes ein. Ihnen obliegt, Bedeutungen zu vermitteln, die von den Anwohnenden nicht gesehen werden. Der Bedeutungswandel des Eichwaldes vom belebten Stadtwald zur *Kernfläche Naturschutz*, der durch HessenForst vollzogen wurde, zeigt deutlich, wie durch Bedeutungsänderungen Praktiken irritiert und zu Veränderungen angeregt werden. Es kommt zu Reibungen und Konflikten.

5.5 Diskussion

In diesem Kapitel 5, ging es um die Konflikthaftigkeit von Bedeutungsänderungen. Dazu trafen Waldbedeutungen bzw. Wald- oder Naturbilder von zwei verschiedenen „*Ex-practitioners*“-Bündeln aufeinander, der Anwohnenden und der Forstverwaltung. Der Eichwald war lange Zeit ein urbaner Wald, der stark verwickelt war in Freizeitpraktiken und Forstpraktiken, die sich beide überlappten. Bedeutungen des Waldes existierten so, dass die Praktiken der Waldbewirtschaftung und der Wegepflege sich mit denen des Sporttreibens, Spazierengehens, und Festefeierns ergänzten unterstützen. Die Verbindungen zwischen den Praktikenbündeln, die in einem Forst und einem Stadtwald entstehen, stehen in Verbindung mit dem Bedeutungsbündel „der Wald bringt Holz“, „der Wald ist zugänglich“ (im doppelten Sinne: für die Holzerntemaschinen und für die Anwohnenden), „der Wald ist schön“.

Aus diesen Bedeutungselementen besteht das ehemalige Waldbild, das den Eichwald prägte: ein ordentlicher, gezähmter Wald, dessen breite Wege und wenig Unterholz zu einer störungsarmen Umwelt für soziale Praktiken wurden (siehe Abbildung 8). Mit der Umwidmung zur *Kernfläche Naturschutz* ist nun eine andere Bedeutung vorherrschend, die nicht historisch gewachsen ist, sondern von HessenForst vorgegeben wurde: „im Eichwald lebt der Eremit“. Selbstverständlich hat der Eremit auch vor der Ausrufung des Schutzgebietes dort gelebt. Er wurde nicht nachträglich angesiedelt. Auch als der Eichwald stärker genutzt war, fand der Käfer dort einen Rückzugsort.

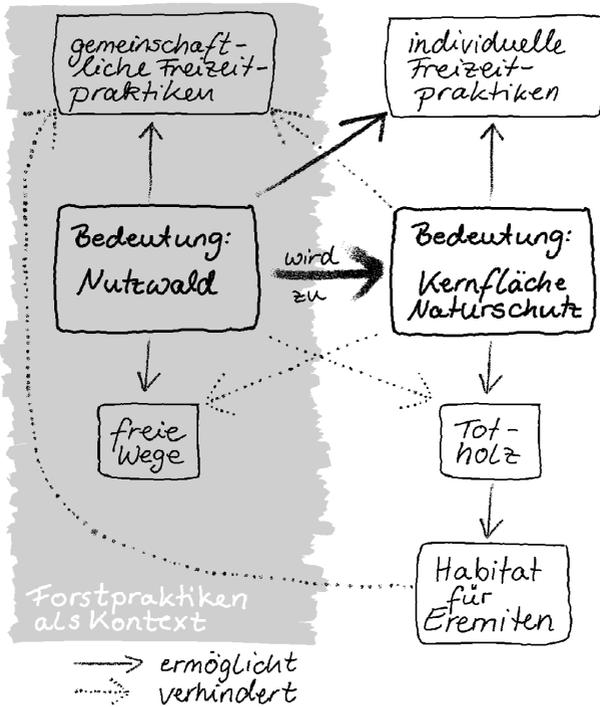


Abbildung 8: Aktuelle und vergangene Praktiken-Gefüge im Eichwald (eigene Darstellung)

Das heißt, dass hier eine Veränderung auf der Bedeutungsebene materielle Veränderungen nach sich zog, die wiederum den Ausschlag für das Verschwinden von Praktiken gegeben haben. Die hervorgehobene Existenz des Eremiten und seine Symbolhaftigkeit als bedrohte und schützenswerte Art verändern die Bedeutung des Eichwaldes. Kennzeichnet wird er nun als Schutzgebiet, das „Urwald“ werden soll. In dieser Art kommen Holzernte- und Wegepflegepraktiken von HessenForst zum Erliegen. Es folgt nun auch eine Veränderung auf materieller Ebene: Unterholz bildet sich, die namensgebenden Eichen sind weniger präsent, die Wege verschmälern sich und wachsen zu. Für dieselben *practitioners* unter den Anwohnenden ist der Eichwald nun

nicht mehr schön und nicht mehr für alle zugänglich. Ihre Praktiken, die den Wald einfassten, sind zum großen Teil verschwunden, weil die Bedeutungen, die diese Praktiken gestützt haben, sich verändert haben. Es handelt sich um „Ex-Praktiken“.

Im Zuge der Umwidmung wurde der Eichwald sozusagen „delokalisiert“, er wurde aus Alltagspraktiken heraus in globale Biodiversitätsbelange eingeordnet. Im Rückgriff auf Tim Ingolds Konzeption von Umweltwahrnehmung (vgl. Ingold 1992, 2000) setzt eine unmittelbare Mensch-Umwelt-Beziehung ein Umgeben(sein) voraus. Umwelt, die einen nicht umgibt, wird dann wieder zu *Natur*, wenn sie über Repräsentationen, über Naturbilder, also über Kognition verhandelt wird und eben nicht mehr Teil von ehemaligen Freizeitpraktiken ist, sondern nun vorrangig noch Teil von Erinnerungspraktiken. Das wird in den Go-Alongs sehr deutlich, denn diejenigen, die sich bereit erklärten, mit mir durch den Eichwald zu gehen, bekannten, dass sie ihn seit Jahren kaum noch oder nicht mehr nutzen. Es lässt sich mit Ingold immer dann von *Natur* sprechen, wenn ihre Vermittlungsebene auf Repräsentationen beruht. Gleichzeitig können wir von *Umwelt* sprechen, wenn konkrete Materialitäten, ihre Bedeutungen und unser Wissen in Praktiken zusammenkommen. Nehmen wir die Praktik der Reproduktion des Eremiten: Er begreift die Welt danach, was sie ihm zur Verfügung stellt (Affordanz). Alte Eichen stellen ihm in Form von Baumhöhlen eine Brutstätte und Nahrungsquelle für die Aufzucht seiner Larven auf materieller Ebene zur Verfügung. Durch sein Wissen (welches hier nicht als kognitive Leistung, sondern als Praktik anzusehen ist) über die Nahrungsbedarfe seiner Nachkommen erhalten Eichen eine besondere Bedeutung als Lebensraum für ihn. Der Eremit verändert seine Praktiken der Reproduktion im Eichwald nicht. Diese Stabilität seiner Praxis wirkt hier dann als Auslöser für Veränderungen dynamischerer Praktiken, in diesem Fall menschlicher Praktiken. Da der Eremit entweder lebt (solange er einen Lebensraum in den Eichen findet, die seine Reproduktionspraxis ermöglichen) oder er eben stirbt (sollte dieser Lebensraum verschwinden) muss seinen Praktiken eine starke Stabilität zugeschrieben werden. Sie existieren entweder ganz oder gar nicht in einer sehr dynamischen Umwelt.

Genau auf dieser Nicht-Dynamik beruht die Logik von Natur- und Biodiversitätsschutz. Tierische und pflanzliche Reproduktionspraktiken sind zu undynamisch um gegenüber hochdynamischen Veränderungen wie dem anthropogenen (!) Klimawandel resilient, also widerstandsfähig zu sein (zur Debatte um sozial-ökologische Resilienz vgl. u. a. Adger 2000). Die Zeiträume von Anpassungen tierischer und pflanzlicher Praktiken sind zu groß als dass sie mit Umweltveränderungen, die der Mensch hervorbringt, Schritt halten könnte. Menschen führen daher gezielt Umweltveränderungen herbei, die die Stabilität tierischer Praktiken weiterhin ermöglichen. So werden Lebensräume unter Schutz gestellt und vermeintlich dem Einfluss des Menschen entzogen (siehe Kapitel 4.1.1). Im Falle des Eichwaldes basierte dies jedoch nicht unter Rückgriff einer Multifunktionalitätslogik von Wald, sondern auf einer Schutz- und Bewirtschaftungslogik von HesenForst. Was genau Erholungsfunktion bedeutet, ist aus forstwirtschaftlicher Sicht uneindeutig und wird daher auch nicht explizit bedacht. Sie wird von den Förstern lediglich implizit berücksichtigt, die dies in ihrer eigenen Weise in ihre Arbeit integrieren.

Hieraus ergeben sich aus Sicht des empirischen Materials die oben beschriebenen Irritationen über die Gestaltung und Pflege des Waldes. Um die Herkunft der Irritationen zu erkunden, komme ich auf Tim Ingolds Gedanken zur gegenseitigen Konstitution von Mensch und Umwelt zurück. Für ihn basieren Mensch-Umwelt-Beziehungen nicht auf dem objektiv-physischen Gebrauchswert von Natur, wie es Marx (1930; zit. n. Ingold 1992) konzeptualisierte; ebenso hält Ingold es für verkürzt, den Wert der Natur rein als kulturelles Produkt, welches durch kognitive Schemata hervorgebracht wird zu betrachten (vgl. u. a. Douglas 2002 und Sahlins 1994).²⁰

20 Anzumerken ist hier, dass Sahlins in Rückbezug auf Praxistheorie(n) keinesfalls von einer rein symbolischen Ordnung der Gesellschaft und ihrer materiellen Umwelt spricht (vgl. Sahlins 1994, S. 289f.). Sein Ziel ist vielmehr, die für industrialisierte Gesellschaften postulierte reine Rationalität zu hinterfragen und zu zeigen, dass diese ebenso auf kulturellen Kodierungen und symbolischen Ordnungen basieren, wie solche, die er als Stammesgesellschaften bezeichnet. Daher hebt er ebendiese kulturelle Verfasstheit hervor,

Ingold ist nicht der Erste und auch nicht der Einzige, der eine konsequent relationale Perspektive auf Mensch-Umwelt-Beziehungen vertritt, bei ihm tritt aber dezidiert der Aspekt des Sich-Verkörpernden-Wissens, wie ich es hier umschreiben will, hervor. Der Mensch kennt seine Umwelt, indem er mit ihr interagiert. Gleichzeitig wird durch diese Interaktion die Umwelt geformt (vgl. Ingold 2010). Ingold (1992, S. 50) sieht dies als dauerhafte, unabgeschlossene Ko-Konstitution von Mensch und Umwelt. „Enfolded within persons are the histories of their environmental relations; enfolded within the environment are the histories of activities of persons“ (Ingold 1992, S. 51). Diese historisch gewachsene, interaktive Verbindung aufzubrechen führt zu Irritationen, wie sie im Eichwald zu finden sind.

Ein Schild, das den Eichwald als *Kernfläche Naturschutz* ausweist (siehe Abbildung 9) genügt nicht, um Irritationen abzumildern oder gar zu verhindern. Einerseits ist es während der Vegetationsperiode kaum sichtbar, weil es von Büschen eingewachsen wird. Andererseits dient laut Ingold eine solch sprachlich-symbolische Repräsentation auch nicht dazu, die Nutzer:innen den Wald als Naturschutzgebiet wissen oder wahrnehmen zu lassen. Sie tun dies durch ihre Praktiken in und mit ihm. Sie kennen den Wald vorrangig über ihre körperlichen Praktiken, in denen sich das Wissen um den Wald als Umwelt mit seinen Affordanzen für bestimmte Aktivitäten mit ihm verbindet. Über das Schild findet eher eine Vermittlung dessen statt, als was HessenForst den Eichwald versteht. Deren Praktiken im Eichwald sind jedoch ganz andere als die der Nutzer:innen und Anwohner:innen und es kann daher nicht von einer einfachen Übertragbarkeit des Waldverständnisses ausgegangen werden. Ein Wissenstransfer auf kognitiver Ebene, so legt die relationale Sicht auf Mensch-Umwelt-Beziehungen nahe, ist in Bezug auf belebte Räume, auf „Umwelt“, nicht wahrscheinlich.

Das Sprechen über den Wald ist dem Wissen mit dem Wald nachgelagert (ebd., S. 52). Ingolds relationale Sichtweise unterscheidet sich

um aufzuzeigen welches Problem verborgen bleibt, wenn man symbolische Ordnungen gänzlich ausblendet: Das Fehlen der „Beherrschung der gesellschaftlichen Naturbeherrschung durch die Gesellschaft“ (ebd., S. 311), die Natur primär als nützlich im Marxschen Sinne eines Gebrauchswertes sieht.



Abbildung 9: Das Schild, das den Eichwald an einem seiner Eingänge als *Kernfläche Naturschutz* ausweist (eigenes Bild)

also von derjenigen, die bisher in der Empirischen Kulturwissenschaft in Bezug auf Natur, speziell Wald, im Vordergrund steht; nämlich symbolische Zugänge, die Erzählungen, Metaphern und andere Symbolsysteme betrachten und insbesondere auf Natur und Bewusstsein rekurrieren (vgl. Schriewer 2015 und Stahl 2019). Auch hier bildet die Praxis die grundlegende Annahme für die Verfasstheit der Welt, allerdings nicht allein mit dem Blick auf Umwelt und ihre Affordanzen. Vielmehr gilt Umwelt als eingebunden in eine emotionale Welt, in der über Sinneswahrnehmungen Wald-Natur nicht einfach rezipierend wahrgenommen wird, sondern über Riechen, Hören, Fühlen und Sehen Stimmungen erzeugt werden (vgl. Schriewer 2015, S. 190ff.), die über Metaphern oder Erzählungen, Lyrik oder Liedgut versucht werden sprachlich zu fassen, ihrer Komplexität und ihrer Unmittelbarkeit wegen aber nur bruchstückhaft erfasst werden können. Natur lässt sich nur teilweise kulturell kodieren und in symbolische Ordnungssysteme einbinden. Sie lässt sich aber *auch* als symbolisch vermittelt untersuchen. Darauf weist Webb Keane in einer jüngeren Debatte mit Ingold hin: Ingolds Perspektive zentrierte das Individuum und dessen unmittelbare Naturwahrnehmung, sie gebe allerdings wenig Hinweise auf einen sozialen oder gesellschaftlichen Umgang mit Umwelt, kri-

tisiert Keane (vgl. Ingold 2018; Keane 2018a,b). Unter Rückgriff auf Ingolds frühere Veröffentlichung zu Affordanzen (vgl. Ingold 1992), finden sich Anhaltspunkte zu dieser Frage: Kultur sei zwar keine Rahmung für die *Wahrnehmung* der Umwelt, wohl aber für ihre *Interpretation*. So wirken kulturelle Klassifikationen dann wieder als Zuschreibung von Bedeutungen, die bei der individualisierten Sicht außer Acht gelassen werden (vgl. ebd., S. 53). Genau diese Bedeutungszuschreibungen sind es, denen ich aus meinem Material heraus das Potenzial für entweder gelingende Transformationen oder konflikthafte Veränderungen zuschreibe.

Weiterhin ist zu bedenken, wer innerhalb von Mensch-Umwelt-Beziehungen für wen spricht. Ist die Legitimation, für natürliche Akteure zu sprechen davon abhängig, über ebendiese nicht-menschlichen Akteure mittels Wissen verfügen zu können (Brown 2018, S. 33ff.), so erscheint es plausibel, dass HessenForst sich als Eigentümerin und Verwalterin des Eichwaldes gleichsam als dessen Repräsentantin versteht. Unter der Annahme, dass Repräsentationsansprüche innerhalb demokratischer Gebilde, wie Städte und ihre Verwaltungen, nicht auf einer Institution allein beruhen, sondern vielmehr von einer „Ökologie verschiedener Arten von Repräsentationen“ (ebd., S. 46) auszugehen ist, so wird augenscheinlich, wie das Außen-Vor-Lassen der Eichwälder:innen bei der Entscheidung über die Umwidmung des Eichwaldes zur *Kernfläche Naturschutz* zwangsläufig zu einem Konflikt führen musste.

Im Eichwald wird deutlich, wie globale Logiken auf Wirklichkeitskonstruktionen innerhalb von Alltagspraktiken wirken. Während Franziska Ochs (2017) in dem von ihr untersuchten Küstenort Happisburgh Umweltveränderungen vorfand, die dem Klimawandel zugeordnet werden können (siehe Kapitel 3), ist dies im Eichwald nicht so augenscheinlich. Als überformte Natur²¹ ist der Eichwald seit Jahrhunderten nach menschlichen Bedürfnissen und Vorstellungen gestaltet worden. Anders als der Küstenort, an dem Schutzmaßnahmen

21 „Überformt“ fasse ich hier in Anlehnung an Angelika Krebs als nicht menschengemacht, aber vom Menschen gestaltet auf (vgl. Krebs 2005, S. 389f.).

für den Menschen vor der Umweltveränderung durchgeführt werden, wird von einer Naturgestaltung im Eichwald mit Umwidmung zur *Kernfläche Naturschutz* explizit abgesehen. Interessanterweise taugt Naturschutz als Rechtfertigungslogik hier aber nicht. Biodiversität als globale Logik (UN-Dekade) diffundiert im Eichwald nicht bis in die Alltage der Anwohnenden. Ihnen fehlt eine Dringlichkeit für Veränderungen der Pflegepraktiken und Nutzungspraktiken des Waldes, weil aus ihrer Sicht kein Mehrwert (nicht für sie und nicht für den Eremit) daraus erwächst, dass der Wald sich selbst überlassen wird. Sie sind nicht bereit, sich vermeintlich grundlos einer abstrakt erscheinenden Notwendigkeit zu fügen. Abstrakt erscheint die Notwendigkeit an dieser Stelle eine *Kernfläche Naturschutz* zu errichten deshalb, weil es sich um einen umsiedelten Stadtwald handelt, dessen Multifunktionalität einer einseitigen Naturschutzfunktion auch aus Sicht von Förstern (siehe die Aussage von Herrn Krause) entgegensteht.

Interessant ist auch, dass die Eichwälder:innen Klimawandel nicht als Argumentation für sich selbst verwendet haben. Obwohl der Eichwald auf der Klimafunktionskarte deutlich als Frischluftschneise für Bettenhausen zu erkennen ist (siehe Abbildung 4), nutzen sie Klimawandel nicht als Argument für ihre Belange, auch wenn ein Teil von urbaner Klimaanpassung der (fußläufige) Zugang zu kühlenden Grünflächen ist (siehe Kapitel 7). Ihre Argumente stammen aus anderen Kämpfen, die sie geführt haben, und rekurrieren eher auf vergangene Praktiken als auf zukünftig erwartbare. Entgegen ihrer Erzählungen, die Stadt würde sich nicht für den Kasseler Osten interessieren und nichts für ihn tun, hat diese ein Gutachten zu Umweltgerechtigkeit beauftragt und durchgeführt (siehe Kapitel 4.2), um die zukünftige Lebensqualität ihrer Bürger:innen unter dem Blickwinkel von Herausforderungen des Klimawandels zu sichern. Das verdeutlicht wiederum, wie Vergangenheit als Basis von Zukunftsvorstellungen und -erwartungen eine starke Handlungsmacht über Gefüge wie Erinnerungslandschaften (vgl. Bennett 2010; Maus 2015) ausübt und so Veränderungen strukturiert, ermöglicht oder erschwert.

Am Konflikt um den Eichwald erhalten wir einen Einblick in Bedeutungsverschiebungen innerhalb von Mensch-Umwelt-Beziehungen

und deren Auswirkungen für Alltagspraktiken. Die ehemals vorhandenen Natur- bzw. Waldbilder (i) einer ressourcen- und naturschutzorientierten Waldnatur, (ii) einer nutzenorientierten Alltagsperspektive und (iii) einer in ihrer Ästhetik gewandelten „Wildnis“ wurden von HessenForst der Logik des Biodiversitätsschutzes untergeordnet. Der Eichwald ist nun eine schützenswerte Natur, ein biodiverser „Urwald“. Der „Urwald“ als „Wildnis“ vermittelt einen Eindruck dessen, was Wald sein soll und was nicht. Ungeachtet der tatsächlichen Entwicklungsmöglichkeiten eines Stadtwaldes zum „Urwald“ steht der Wald den Menschen als „Urwald“ dichotom gegenüber, als Ort, an dem Natur sich selbst überlassen ist (siehe oben, Jenal 2019).

Der Unmut der Eichwälder:innen entsteht aus dem Bruch in der Art und Weise, wie sie sich mit dem Wald aufgrund von Affordanzen in Beziehung setzen konnten und nun nicht mehr können. In ihrer Empörung über die gewandelte Bedeutung des Eichwaldes vom Nutzwald zur *Kernfläche Naturschutz* führen sie den ihnen zwar nicht rechtlich, aber praktisch verwehrten Zugang zum Wald an. Zusätzlich klingt aus ihren Erzählungen früherer Aktivitäten und den Forderungen an eine „Wiederbelebung“ des Eichwaldes heraus, dass ihnen vor allem der *Gemeinschaftsort* Eichwald fehlt. In der Gestalt eines ordentlichen Nutzwaldes hat er mit breiten, gut begehbaren Wegen ihre Praktiken des Sporttreibens und Feierns unterstützt. Der Eichwald war dadurch zu einem wichtigen Akteur im Alltag der Anwohner:innen geworden, ein Umstand, der sich auch in der Eigenbezeichnung „Eichwälder:innen“ ausdrückt. In seiner Bedeutung als Nutzwald waren Praktiken möglich, die von denjenigen Teil waren, die eine vom Menschen gezähmte Natur eher als angemessenes ästhetisches Bild eines Waldes ansehen als eine ungeordnete Wildnis. Im Gegensatz zu einem lichten, gut zu durchblickenden, kultivierten Raum ist der Eichwald nun weniger gemeinschaftlich durch Feste und Vereinsport genutzt, sondern individuell von Hundebesitzer:innen, Spaziergänger:innen und Individualsportler:innen (siehe Abbildung 8). Die Älteren unter den Eichwälder:innen leben nun nicht mehr mit dem Wald, sondern neben dem Wald. Er dient nicht mehr ihren lokalen Belangen, sondern den Belangen des globalen Biodiversitätsschutzes.

Diesen Belangen nimmt sich HessenForst an. Für die Forstbehörde sind zwei Bedeutungen von Wald besonders relevant: Wald als Bereitsteller von Holzressourcen und Wald als biodiverses Habitat. Beides fügt sich zusammen im Begriff der Nachhaltigkeit, nach dem HessenForst operiert. Um im Sinne der Nachhaltigkeit Wald in seinen ökonomischen, ökologischen und sozialen Funktionen zu erhalten, werden Waldflächen nach den ersten beiden Aspekten eingeteilt. Die soziale Dimension von Wald ist den Förster:innen zwar bewusst, an den Schilderungen von Herrn Winkler lässt sich demgegenüber ablesen, wie sie mehr nebenbei durch Erfüllung der ökonomischen und ökologischen Funktion befriedigt wird: Auf breiten Forstwegen, die für die Holzernte gebraucht werden, können Praktiken wie Joggen, Radfahren, Wandern, Spazieren vollzogen werden. In ökologisch wertvollen, weil biodiversen, Gebieten wachsen auch Arten wie die Kirsche, die durch ihre Ästhetik und nicht durch ihre Produktivität für die Holzwirtschaft bestechen. Wenig verwunderlich ist daher, dass bei der Umwidmung des Eichwaldes eine Abwägung zwischen Holzwirtschaft und Naturschutz stattfand, nicht aber die sozialen Belange vor Ort miteinbezogen wurden. Während sich der Bedeutungswandel gleichfalls in einem Wandel an Materialitäten ausdrückt, wirkt dieser wiederum auf das Bestehen von Praktiken. Auslöser der Veränderung war hier aber der Bedeutungswandel in der offiziellen Einteilung des Waldes, der dazu führte, dass Praktiken zum Erliegen kamen.

In diesem Kapitel ging es um Biodiversitätsbelange und Bedeutungswandel. Entsprechend des Dreiklangs an Elementen von Praktiken nach Shove und Kollegen (2012), dem diese Arbeit folgt, steht nun das zweite Element im Vordergrund. Im folgenden Kapitel gebe ich Einblicke in Zusammenhänge zwischen Klimaschutz sowie Fallstricke und Bedingungen von Wissenserwerbs und Kompetenzerwerb. Dafür dient die „Proto-Praktik“ *klimakochen* als Beispiel für die Bestrebungen, Alltagspraktiken klimafreundlicher zu gestalten.

6 Die „Proto-Praktik“ *klimakochen* zwischen Fragen von Essbarkeit und Klimaschutz

Dieses Kapitel bietet Einblicke in eine spezielle Form vom Klimaschutz: Die Klimaküche im Kasseler Osten. Die Klimaküche ist eine praxisnahe Form der Umweltbildung, die zum Ziel hat, ökologisches Bewusstsein über gemeinschaftliches Kochen zu fördern und damit zu CO₂-Einsparungen in Kassel beizutragen. Ich bezeichne dieses Bestreben als Versuch aus der Praktik des Kochens eine Praktik, die *klimakochen* heißen könnte, zu machen. *Klimakochen* ist dabei noch als „Proto-Praktik“ in Anlehnung an Shove und Kollegen (2012) zu verstehen. In der Klimaküche kommen die Elemente von klimafreundlichen Materialitäten, Kompetenzen der klimafreundlichen Zubereitung von Speisen und Bedeutungen von Ernährung als entweder klimaschädlich oder klimafreundlich zusammen. Zwischen ihnen entstehen temporäre Verbindungen, die sich, um die Praktik des *Klimakochens* zu etablieren, verstetigen und stabilisieren müssen.

Abbildung 13 (siehe Kapitel 6.4) zeigt, wie sich kochen und *klimakochen* unterscheiden. Es wird deutlich, dass Praktiken immer miteinander verwoben sind, denn die meisten der aufgeführten Elemente verweisen auf ihre Einbettung in weitere Praktiken. Sie sind nicht als exklusiv für das *Klimakochen* zu verstehen, vielmehr stehen sie als Vorrat bereit, um die „Proto-Praktik“ *klimakochen* zu etablieren. In der Abbildung wird auch sichtbar, dass die Verbindungen zwischen den Elementen jeweils eine andere Gerichtetheit aufweisen. Beim Kochen, wie ich es hier im Kontrast zum *Klimakochen* charakterisiere, stehen die Kompetenzen der Kochenden im Mittelpunkt und wirken beispielsweise auf die Lebensmittelwahl. Bedeutungen in Bezug auf Klimaneutralität sind weniger wichtig, wohl aber können Bedeutungen in Bezug auf Qualität hier eine Rolle spielen in Zusammenhang mit Essbarkeit. Für das *Klimakochen* in der Kasseler Klimaküche sollen hingegen erst Kompetenzen erlangt werden, die dann ein klima-

freundliches Kochen mit Gemüse und Kräutern aus einer essbaren Stadt ermöglichen. Wie in Kapitel 2 dargelegt, handelt es sich bei der Analyse von Praktiken immer notwendigerweise nur um einen Ausschnitt aus einem komplexen Gefüge.

Durch eine Aneignung von Praktiken, die sich dezidiert vom vorherrschenden kapitalistisch-globalisierten Ernährungssystem abgrenzen sollen, bietet die lokale Ernährungsinitiative Essbare Stadt Kassel eine sozial-ökologische Infrastruktur an, innerhalb der Bürger:innen mit für sie Neuem experimentieren können. Die dabei entstehenden Unsicherheiten durch Unwissen oder Noch-nicht-Wissen werden durch Gemeinschaft eingebettet und erhalten einen abgesicherten Rahmen, in dem sich über das Experimentieren hinaus potenziell transformative Praktiken entfalten. Diese können dazu geeignet sein, auf Ebene von Stadtteilen, die einerseits als kleinste städtische Verwaltungsebenen in Kassel dienen und andererseits für Projekte einen bearbeitbaren und alltagsnahen Bezugsrahmen bieten, nachhaltige Veränderungen voranzubringen, wenn es gelingt, Praktiken zu verstetigen. Um dies zu erkunden, werde ich die „Proto-Praktik“ *klimakochen* in den Blick nehmen und zunächst ihre Einbettung in breitere glokale Zusammenhänge darlegen.

CO₂ in Praktiken finden

Die Klimaküche ist entstanden, weil der Verein Essbare Stadt Kassel über den Förderaufruf „Kurze Wege für den Klimaschutz“ im Rahmen der NKI (siehe Kapitel 4.1.2) das Nachbarschaftsprojekt KlimaKOSTmobil eingeworben hat. Das Ziel des Projektes ist die Wissensvermittlung innerhalb von Koch- und Ernährungspraktiken, die dazu geeignet sind, im privaten Bereich CO₂ einzusparen. Der Verein Essbare Stadt Kassel setzt sich bereits seit über 10 Jahren für die Verbreitung von Möglichkeiten des sozial-ökologisch-nachhaltigen Zusammenlebens durch die Bereitstellung von Selbsterntefeldern, Workshop-Angeboten im Kontext von Ernährung und Gemüseanbau, der Betreuung von Streuobstwiesen, Guerilla-Gardening und künstlerischen Experimenten ein und ist sowohl in der Stadtgesellschaft als auch in der Stadtverwaltung bekannt und im Stadtraum präsent. Mit dem

Förderauftrag sollen Vorhaben unterstützt werden, „die konkrete, umsetzungsorientierte Angebote zur Realisierung klimaschonender Aktivitäten auf Nachbarschaftsebene bzw. in Quartieren [zu] schaffen“ (Website des Projektträgers PT).¹ In den Hinweisen zum Förderauftrag ist dies mit einem Fokus auf Alltagshandeln konkretisiert.

Im Rahmen der Förderung zielt die NKI darauf ab, insbesondere Kommunen, kleine und mittelständische Unternehmen und eben Nachbarschaftsprojekte zu adressieren. Alle geförderten Projekte müssen die Einsparung an CO₂ durch die von ihnen durchgeführten Aktivitäten quantitativ nachweisen.² Die Evaluation der NKI erfolgt regelmäßig über die Auswertung des Verhältnisses zwischen Förderausgaben und Treibhausgasersparungen (vgl. BMU 2018; BMUB 2015). Für das Projekt KlimaKOSTmobil bedeutet das, es muss seine Aktivitäten bezogen auf CO₂-Einsparungen planen und ausrichten. Dieser Übersetzungsprozess ist schwierig. Die prinzipielle Bewertung von Praktiken als klimafreundlich oder klimaschädlich kann aus aktueller wissenschaftlicher und grauer Literatur abgeleitet werden, die konkrete Berechnung von CO₂-Ausstößen auf Praktikenebene kann durch Nachbarschaftsprojekte im Prinzip aber nicht vollzogen werden. Beispielweise müsste für einen Einsparvergleich davon ausgegangen werden, dass die Teilnehmenden der Klimaküche ohne ihre Teilnahme dann auf „herkömmlich“ hergestellte und transportierte Lebensmittel zurückgreifen würden. Eine entsprechende regelmäßige Befragung der Teilnehmenden war innerhalb des Projektes nicht vorgesehen. Sie stünde auch dem Ziel der Gemeinschaftsbildung entgegen und damit der sanften Verstetigung der Projektaktivitäten in der Nachbarschaft. Über die Klimaküche soll Gemeinschaft hergestellt werden, die dort Erlerntes langfristig in der Nachbarschaft verankert. Der Förderauftrag „Kurze Wege für den Klimaschutz“ stellt genau dies auch in den Mittelpunkt (s. o.).

1 Im Abschnitt „Was wird gefördert“ [zuletzt abgerufen am 19.07.2021].

2 So steht es im „Förderauftrag für Nachbarschaftsprojekte im Klimaschutz im Rahmen der NKI des BMUV („Kurze Wege für den Klimaschutz“), abrufbar unter https://www.ptj.de/lw_resource/datapool/systemfiles/cbox/1254/live/lw_bekdoc/f-C3-B6rderauftrag-nachbarschaftsprojekte-klimaschutz.pdf [zuletzt abgerufen am 22.07.2021].

Das Projekt KlimaKOSTmobil adressiert diese Anforderungen über den wöchentlichen Gärtnerntag im ForstFeldGarten,³ das E-Lastenrad, das eigens für das Projekt von einer Fahrradwerkstatt angefertigt wurde, Stadtteilspaziergänge und -fahrradrundfahrten in zwei östlichen Stadtteilen Kassels: Bettenhausen und Forstfeld, über Projektwerkstätten, in denen neben dem regelmäßigen gemeinsamen Kochen auch spezielle Fähigkeiten wie Fermentieren oder Verarbeiten von in der Stadt gesammelten Früchten, zum Beispiel Holunder, erlernt werden konnten. Die Projektleitung dokumentiert die Aktionen und erstellt daraus frei zugängliche Bildungsmaterialien.⁴

Lokale Bedingungen und globales Ernährungssystem

Die Relevanz von Ernährungspraktiken für Klimaschutzbelange zeigt sich darin, dass Nahrungsmittel den drittgrößten Sektor im Energieverbrauch von deutschen Haushalten ausmacht (vgl. Kleinhüchelkotten und Neitzke 2017, S. 64). Deshalb soll unser Essen grün (vegetarisch-vegan), regional (kurze Transportwege) und bio (wenig Bodenbelastung durch Dünger etc.) sein. Für meine Forschung habe ich die Klimaküche in den Mittelpunkt gestellt, weil dort im Vergleich zu den anderen Aktivitäten des Projekts KlimaKOSTmobil die Verknüpfung zwischen Ernährung und Klimaschutz am deutlichsten expliziert wurde. Allein der Name *Klimaküche* verweist auf den übergeordneten Kontext dieses gemeinsamen Kochens hin, nämlich die globale Einbettung von Ernährungspraktiken. Emissionsarme Transportwege von den in der Klimaküche verwendeten Gemüsen sowohl von den Kooperationspartner:innen des Projekts aus der Solidarische Landwirtschaft (SoLaWi) im Kasseler Umland oder mit dem E-Lastenrad aus dem ForstFeldGarten setzen den Titel „Kurze Wege für den Klimaschutz“ sichtbar um. Ebenso nehmen die in der Klimaküche verwendeten ve-

3 Der ForstFeldGarten ist ein seit mehreren Jahren von der Essbaren Stadt gestalteter offener Gemeinschaftsgarten, der aus einem Permakultur-Teil, einem Teil mit Gartenbau-Parzellen für Nachbar:innen sowie einer kleinen Bühne für Nachbarschaftsfeste und musikalische Zusammenkünfte besteht. Er liegt im Stadtteil Forstfeld, im südlichen Teil des Kasseler Ostens.

4 Eine ausführliche Übersicht bietet die Projektwebsite: <https://essbare-stadt.de/wp/projekte/klimakostmobil/> [zuletzt abgerufen am 22.7.2021].

getarischen oder veganen Rezepte⁵ die Tatsache ernst, dass fleischarme bzw. fleischlose Ernährung im Vergleich zu einer fleischreichen Ernährung als weniger klimaschädlich gilt. Für die Produktion von tierischen Produkten fallen mehr Treibhausgasemissionen an als bei pflanzlichen Produkten (vgl. Grünberg, Nieberg und Schmidt 2010). Zudem ist der Flächenverbrauch und die Entwaldung von Flächen für die Produktion tierischer Nahrungsmittel höher, was sich gleichermaßen auf den Treibhausgasgehalt der Atmosphäre auswirkt (vgl. Bruckner, Giljum, Fischer u. a. 2017). Als Möglichkeiten des Klimaschutzes im Ernährungssystem werden unter anderem folgende Punkte gesehen (vgl. im Folgenden Grünberg, Nieberg und Schmidt 2010, S. 63): Reduktion tierischer Produkte, Bevorzugung von Produkten aus ökologischem Landbau, Konsum regionaler Produkte, Kauf von saisonalem Gemüse und Obst aus dem Freiland, Bevorzugung frischer, gering verarbeiteter Lebensmittel, Einsatz energieeffizienter Haushaltsgeräte, klimafreundliche Gestaltung des Einkaufs (zu Fuß oder mit dem Fahrrad) und Reduktion des Abfalls /der Lebensmittelverluste. Obwohl diese Aspekte kritisch auf ihre CO₂-Einsparungsmöglichkeiten bewertet werden müssen, weil die tatsächliche Einsparung von weiteren Faktoren, die nicht in Konsument:innenhand liegen, abhängt, (vgl. ebd.) bilden sie doch einen Ansatzpunkt, der von der Klimaküche verfolgt werden kann (siehe Abbildung 10).

Die Veränderung von Ernährungspraktiken ist im Kontext von deren Einbettung in globalisierte Ernährungssysteme zu betrachten. Globale Nahrungsmittelsysteme ermöglichen und verhindern bestimmte lokale Ernährungspraktiken, gleichzeitig wirken Ernährungspraktiken auf die Ausgestaltung von Ernährungssystemen zurück (Meybeck und Gitz 2017). Dieser Zusammenhang wird aufgegriffen von Initiativen wie der Essbaren Stadt Kassel, die in dem Gedanken Lebensmittelproduktion zu relokalisieren eine Verantwortung für globale Belange wie Klimaschutz und Ernährungssicherheit zeigen. Das lokale Ernährungssystem soll durch gemeinschaftliche Formen der Nahrungsmit-

5 Als Projektdokumentation und Bildungsmaterial wurde von der Projektleitung ein Klimakochbuch entwickelt und gestaltet (siehe Projektleitung KlimaKOSTmobil 2020).

Tipps für klima-cooles Kochen

1. Klasse statt Masse: weniger tierisches und dafür bio & regional von lokalen Erzeugern/Läden

2. gering verarbeitete Lebensmittel benutzen

3. schonendes Kochen wie Dämpfen und immer Deckel drauf

4. energieeffiziente Haushaltsgeräte nutzen und Öko-Strom beziehen

5. nach Möglichkeit mit Rad, ÖPNV oder zu Fuß einkaufen

6. minimal Lebensmittel wegwerfen/verfallen lassen und Reste verwerten

Abbildung 10: Tipps für klimafreundliches Kochen aus dem Klimakochbuch des Projekts KlimaKOSTmobil (Projektleitung KlimaKOSTmobil 2020, S. 3), Creative Commons-Lizenz (CC BY 4.0)

telproduktion und -konsum verändert werden, um globale Belange zu bearbeiten und andere als die in globalen kapitalistischen Verflechtungen ermöglichten Praktiken herbeizuführen.

Der Verein Essbare Stadt Kassel, dessen Mitglieder das Projekt KlimaKOSTmobil eingeworben haben, verfolgt auf städtischer Ebene einen transformativen Ansatz. Als Teil der urbanen Ernährungsbewegung verschreibt sich der Verein dem Versuch, Alternativen des In-Beziehung-Setzens zum Stadtraum zu schaffen. Über Raumgestaltungen wird versucht Veränderungsprozesse anzustoßen, etwa durch Pflanzung von Gehölzen (Bäume, Hecken, Büsche) mit essbaren Früchten, Wissensvermittlung in Workshops (z. B. zur häuslichen Tofu-Herstellung), oder sozialer Vernetzung sowohl mit städtischen Akteuren (Schulen, Ortsbeiräte und Ämter) als auch mit anderen transformativ ausgerichteten Initiativen, wie Transition Town Kassel. Das langjährige Engagement (im Jahr 2019 wurde das zehnjährige Jubiläum mit einer zweitägigen öffentlichen Feier begangen, zu deren Anlass der Verein Essbare Stadt auch den Umweltpreis der Stadt Kassel überreicht bekam) verbindet Nischen in der Stadt miteinander. Das Engagement erhält so eine hybride Stellung zwischen lokalen, kleinräumigen Innovationen und einer nationalen, global eingebetteten Transformationsbewegung, wie sie nicht nur Initiativen sondern ebenso politische Akteure wie der Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) (vgl. WBGU 2011, 2016) und das BMUV verfolgen. Kropp und Stinner (2018) weisen auf die Schwierigkeiten hin, die sich

aus dieser Rolle ergeben: Initiativen müssen den Spagat schaffen, für lokale Transformationen Anknüpfungspunkte herzustellen zu Zielen nachhaltiger Entwicklung und der „großen Transformation“ (Kropp und Stinner 2018, S. 29; vgl. WBGU 2011, S. 87ff.).

Das transformative Potenzial von Ernährungsinitiativen besteht dabei darin, dass sie durch kollektives Experimentieren als „Befähiger für neue Formen der Versorgung, Fürsorge und Sinnstiftung“ gelten können (Antoni-Komar 2018, S. 70). Sie bieten, wie in der Klimaküche, Räume für das Ausprobieren von Praktiken, die das Potenzial aufweisen, eine nachhaltige Ernährungsversorgung zu unterstützen (vgl. ebd., S. 63). Darüber hinaus bieten sie die Möglichkeit, auch innerhalb von Städten, die insbesondere im Innenstadtbereich von Logiken des Konsums geprägt sind, in der Nische nachhaltiger Entwicklung Gemeinschaft und Selbstwirksamkeit zu erfahren (vgl. ebd., S. 68). Dabei erfreut sich *urban gardening*, in dessen weiteren Kontext durch die Trägerschaft des Vereins Essbare Stadt auch das Projekt KlimaKOSTmobil und die Klimaküche einzuordnen sind, weltweit zunehmender Beliebtheit und eine Parzellen oder ein Hochbeet zu ergattern ist in großen deutschen Städten langwierig bis unmöglich. *Urban gardening* ist eine spezielle Form, um der globalen Ernährungs-krise zu begegnen (vgl. Anguelovski 2015; Daněk und Jehlička 2021). Indem Nahrungsmittel außerhalb des formellen Wirtschaftssystems angebaut, verteilt, getauscht und genutzt werden, entstehen Möglichkeiten sich zu ernähren, ohne andernorts Schaden anzurichten. Die durch *urban gardening* angeregte Regionalisierung und Lokalisierung von Nahrungsproduktion hat im Kern einen globalen Grundgedanken. Lokal heißt weder abgegrenzt noch „nicht vernetzt“ und es steht der Idee einer global vernetzten Welt nicht per se entgegen. Es ist aber ganz klar eine Positionierung gegen ein globalisiertes, schadvolles Ernährungssystem. Ernährung wird im Kontext von *urban gardening* global gedacht. Wechselwirkungen zwischen lokalen Praktiken und deren globalen Vernetzungen werden beachtet und urban Gärtner:innen versuchen mit weniger negativen Auswirkungen (Waldrodungen für Anbauflächen und Viehzucht, Biodiversitätsverlust, Umweltverschmutzungen u. v. m.) ihren Nahrungsbedarf zu decken.

Urban gardening soll eine nicht-imperiale Lebensweise ermöglichen. Eine imperiale Lebensweise beruht auf der Normalisierung von sozialer, ökonomischer und ökologischer Ausbeutung des „globalen Südens“ in Alltagspraktiken von Menschen im „globalen Norden“ (vgl. hierzu ausführlich Brand und Wissen 2017), so auch Ernährungspraktiken. In Kassel bestehen enge Verbindungen zwischen der Essbaren Stadt und der Transition Town Kassel, die sich in gemeinsam genutzten Räumen, doppelter Mitgliedschaft von Personen in beiden Vereinen und gemeinsamen Aktionen und Festen widerspiegeln. Beide Initiativen verorten sich im Umfeld von Kapitalismuskritik und experimentieren mit alten und neuen Formen des nicht-kapitalistischen Zusammenlebens in der Stadt. Sie lassen sich damit in ein vielfältiges Feld von gesellschaftlichen *Alternativen*⁶ einordnen, die an einer gesellschaftlichen, sozial-ökologischen Transformation arbeiten, die auch, aber nicht nur, Klimawandel als Ausdruck einer problematischen Grundverfasstheit westlicher Gesellschaften versteht (vgl. auch ebd., S. 175f.). Sowohl der Verein Essbare Stadt Kassel als auch Transition Town Kassel ordnen eigene Aktivitäten auch in den Bereich von Degrowth-Ansätzen ein. „Degrowth as a concept, approach and practice challenges both economic growth and excessive resource consumption to advocate for practices that limit socio-metabolic energy and material flows with respect to planetary limits“ (Nelson und Edwards 2021, S. 1).

Klimaschutz bietet darüber hinaus eine gesellschaftlich anerkannte Argumentationslinie, die hilft, wachstumskritische Praktiken weitläufig zu plausibilisieren. Mit der Argumentation, dass lokales Handeln hilft, das globale Problem des Klimawandels zu lösen, lassen sich Praktiken von Ernährungsinitiativen politisch und gesamtgesellschaftlich rechtfertigen (siehe auch Aalborg-Charta bzw. *Lokale Agenda 21* in Kapitel 4.1.1), was sich für die Initiativen auch in der Möglichkeit,

6 Alternative ist hier in seiner Doppeldeutigkeit zu verstehen: Alternative ist eine Selbstbezeichnung der Initiativen und Gruppen, die sich in Kassel mal lose, mal fester verbunden zusammenfinden und in einem dynamischen Netzwerk nicht-konsumorientierte Lebensstile ausprobieren, die gesellschaftliche Alternativen ausprobieren und sichtbar machen.

Bundesfördermittel im Rahmen der NKI zu erhalten, ausdrückt. Das Projekt KlimaKOSTmobil platziert sich zwischen ehrenamtlichem Engagement und Initiativen-Arbeit des Vereins Essbare Stadt Kassel und Transformationsimpulsen, die von politischer Seite gesetzt werden. Inzwischen sind auch nationale und europäische Förderprogramme⁷ darauf ausgerichtet, das Leben in Städten nachhaltiger zu gestalten (siehe Kapitel 4.1.2). Wie das Projekt KlimaKOSTmobil zeigt, ist es inzwischen möglich, unter der Ägide des Klimaschutzes, für sehr kleinräumige Projekte, die darauf abzielen, lokal Wissen in Stadtteile einzubringen und Klimaschutz in Alltags zu verankern, Gelder zu akquirieren. Regionale (urbane) Ernährung ist eingebunden in die seit mehreren Jahrzehnten bestehende Umweltbewegung in Deutschland und ordnet sich nun – insbesondere seit Beginn der Fridays-for-Future-Demonstrationen im Jahr 2018 – ebenso in eine globale, politisch und gesellschaftlich motivierte Klimaschutzlogik ein. Sichtbar wird dies eben durch die Förderungen der Bundesregierung über die NKI, aber auch über aus Geldern der Europäischen Union geförderten Projektverbänden wie das Edible Cities Network (EdiCitNet).⁸ Die Grundannahme hinter der Gestaltung essbarer Städte ist, dass Menschen sich mit ihrer direkten Umwelt, (wieder) verbinden müssen und (wieder) erlernen sollen, ihren Nahraum sinnvoll und solidarisch zu nutzen (vgl. Kropp und Stinner 2018). Aus Konsument:innen können sich Menschen entwickeln, die in Einklang mit den sie umgebenden Affordanzen der urbanen Stadtnatur existieren, ohne dass ein „Zurück zur Natur“ zum Imperativ wird. *Urban gardening* ist dennoch ein Ausdruck einer empfundenen Schiefelage in der Nahrungsmittelproduktion. Das vorherrschende, kapitalistische Wirtschaftssystem, welches Stoffkreisläufe globalisiert und entkoppelt von seinen Vor-Ort-Bedingungen produziert und zirkuliert, wird nicht als alternativlos hingenommen.

7 Neben der NKI gibt es weitere Förderlinien auf nationaler Ebene, wie die Förderlinien Forschung für Nachhaltigkeit (FONA) oder Europäische Klimaschutzinitiative (EUKI) des BMUV.

8 Das europäische Netzwerk bietet Städten die Möglichkeit ihren Stadtraum als „essbaren Stadtraum“ zu gestalten und verschiedene Umsetzungsformen für essbaren Grünraum auszuprobieren und Best-Practice-Beispiele untereinander auszutauschen.

Gleichwohl lässt sich die Kraft und Stabilität dieses Systems kaum verleugnen. Da kein „Masterplan“ zur Veränderung hin zu einem regionalen, solidarischen Ernährungssystem besteht, müssen Veränderungen angeboten und ausprobiert werden, Alternativen zum Supermarkt-Einkauf aufgezeigt, im wahrsten Sinne des Wortes „schmackhaft gemacht“ und Lern- sowie Experimentierräume geschaffen und erhalten werden. Irene Antoni-Komar (2016, S. 92) fasst es folgendermaßen zusammen:

„Überhaupt sind es im Fazit die solidarischen Formen des Wirtschaftens und der kollektiven Zusammenarbeit in demokratischen, selbstorganisierten Wirtschaftsformen, in denen sich die Visionen und Motivationen der beteiligten Akteure bündeln. Dies mag angesichts des vorherrschenden Ernährungssystems als hoch normativ bewertet werden. Letztlich sind es aber die lokalen Change Agents, die Veränderung anstoßen, indem sie das Neue experimentell und kollektiv erproben und somit die Praktiken der Ernährungsversorgung neu konfigurieren. Dies beweist nicht nur die zunehmende Zahl von Höfen der Solidarischen Landwirtschaft, sondern auch die zu beobachtende wachsende Begeisterung am gemeinsamen Gärtnern – insbesondere bei jungen Menschen: Do-It-Together bildet die neue Maxime gemeinschaftsorientierten Wirtschaftens.“

Ein Experimentierraum ist auch der Stadtraum an sich, wo das Sammeln von Früchten und Kräutern auf öffentlichen Flächen praktiziert werden soll und als Ausdruck der Verbundenheit mit der eigenen Umwelt gilt. Verbundenheit heißt zu wissen, wie Zusammenleben funktioniert, wie der städtische Raum gestaltet sein muss, damit er für eine lokal gebundene Ernährung nutzbar ist. Dies zu ermöglichen ist Ziel der Essbare-Städte-Bewegung, die in Kassel durch das Teilprojekt StadtFruchtGenuss des Vereins Essbare Stadt in der ganzen Stadt im Wesentlichen Nuss- und Obstbäume und Beerensträucher pflanzt.

Es geht den Initiativen nicht um „den großen Wurf“, sondern um inkrementelle Veränderungen, die die Menschen mitnehmen und ihnen eine alternative Lebensweise ermöglichen (Interview 12, 31.7.2019). Alternativ heißt in diesem Fall: nicht-konsumorientiert, nachhaltig,

gemeinschaftlich, mit ihrer unmittelbaren Umwelt verbunden, naturverbunden. Alternativ heißt hier aber auch zukunftsgerichtet: als Utopie, als Experiment, das als Blaupause für eine grundlegende gesellschaftliche Transformation dienen soll (vgl. Antoni-Komar 2018; Kropp und Stinner 2018). Die Zubereitung angebauter oder gesammelter Pflanzen erfolgt in Kassel durch das Projekt KlimaKOSTmobil in der vierzehntägig stattfindenden Klimaküche. Kochen und Essen sind dort Praktiken, die aufgrund der Bezeichnung „Küche“ vermeintlich im Mittelpunkt stehen, dennoch geht es den meisten Teilnehmenden mehr um Gemeinschaft und Austausch und darum, Neues auszuprobieren (Aussage Gruppendiskussion 19.8.2019). Die Praktik des gemeinschaftlichen Kochens knüpft dabei an Zusammenkünfte gleicher Art an. Einige der Teilnehmenden sind bereits früher in Kasseler Volks- bzw. Volksküchen⁹ oder Food-Sharing-Kontexten verkehrt.¹⁰

6.1 Die Klimaküche – klimafreundliches Gemeinschaftskochen als Auslöser von Wandel?

Welche Rolle nimmt die Klimaküche innerhalb der Klimaschutzbestrebungen des Projektes KlimaKOSTmobil ein? Welche Regeln des Kochens werden verfolgt? Für die Annäherung an diese Fragen möchte ich einen kontrastiven Vergleich nutzen mit Literatur zu Kulturen der Produktion in Restaurantküchen (vgl. Fine 1992). Obwohl in der Klimaküche vom Selbstverständnis her, wie oben angedeutet, eher ei-

⁹ In Anlehnung an die Suppenküchen oder Volksküchen (eine der Armenspeisung der christlichen Kirchen nachempfundenen Gemeinschaftsküche zum Selbstkostenpreis) wird in der links-alternativen Szene darunter ein gemeinschaftliches, solidarisches Gruppenkochen verstanden. Die Schreibung mit x vermeidet es ein „Volk“ überzubetonen.

¹⁰ Kassel weist in diesem Punkt eine wichtige Spezifik auf: Es besteht innerhalb der Stadt, aber auch in der näheren und weiteren Umgebung, ein bereits mehrere Jahrzehnte existierendes Netzwerk aus Orten alternativer Lebensweisen. Seien es Kommunen, Weltläden und auch immer wieder temporäre Orte wie Volksküchen oder Gemeinschaftsgärten; die ökologische Szene Kassels bietet zahlreiche Anknüpfungspunkte und sucht ständig aktiv nach neuen Vernetzungen mit neu aufkommenden Alternativen, wie „Fridays For Future“ und „Klimagerechtigkeit Kassel“ (siehe auch Kapitel 4.2).

ne Nähe zu gemeinschaftlichem Kochen in z. B. Volksküchen oder Freundeskreisen besteht, möchte ich den Kontrast nutzen, um zu zeigen, was die Klimaküche nicht ist: ein Ort der Produktion. Anhand dieser Kontrastierung erarbeite ich was die Klimaküche ist: ein Ort gemeinschaftlichen Experimentierens und Lernens. Diesen Ort stelle ich zunächst vor.

Die Küche als Ort der Zusammenkunft

Vom Flur des Sandershauses, in dem die Klimaküche stattfindet, gehen mehrere weiße Türen ab, eine davon steht immer offen und führt in die Küche.¹¹ Im Sandershaus gibt es zwei Küchen: die Gemeinschaftsküche, in der die Klimaküche stattfindet, und die Küche der Bar, in der Speisen für zahlende Gäste zubereitet werden. Um Letztere soll es hier nicht gehen, weil in dieser nicht die Klimaküche stattfand. Aus der Küche der Bar konnten aber immer wieder auch Gerätschaften, wie einen Pürrierstab oder ähnliches, zur Benutzung für die Klimaküche ausgeliehen werden. Abgesehen davon handelt es sich um zwei getrennte Sphären.

Beim Betreten der Gemeinschaftsküche (im Folgenden „Küche“) begegnen einem Ordnung und Unordnung zugleich. Die Einbauteile sind sauber, es steht wenig herum, alles ist an seinem Platz aufgeräumt. Die Kücheninsel in der Mitte ist frei und sauber. Erst bei genauerem Hinsehen fallen im hinteren Teil der Küche die Tische und Stühle vor den Fenstern auf. Sie sind bunt zusammengewürfelt in Farbe, Form und Funktionstüchtigkeit. Die zusammengeschobenen Tische bilden einen großen Gemeinschaftstisch. Es finden – der Stuhlanzahl nach zu urteilen – etwa zehn bis fünfzehn Personen Platz. Zu den Stühlen, die zwischen Tischen und Fenstern stehen, gelangt man nur, wenn man die Tische an den Kopfenden zur Seite schiebt und sich an den Kisten mit Kartoffeln oder Gemüse auf der einen oder dem kleinen offenen Regal mit allerlei Geschirr, Gewürzen oder Geräten vorsichtig vorbei drängt. Die Tische und Stühle in ihrer zusammengewürfelten Diversi-

11 Das Sandershaus ist ein Gemeinschafts- und Kulturprojekt in einem ehemaligen Industriegebäude, das ein Hostel, eine Bar, Seminar- und Proberäume, eine kleine Bühne und einen Außenbereich sowie eine Unterkunft für Geflüchtete in sich vereint.

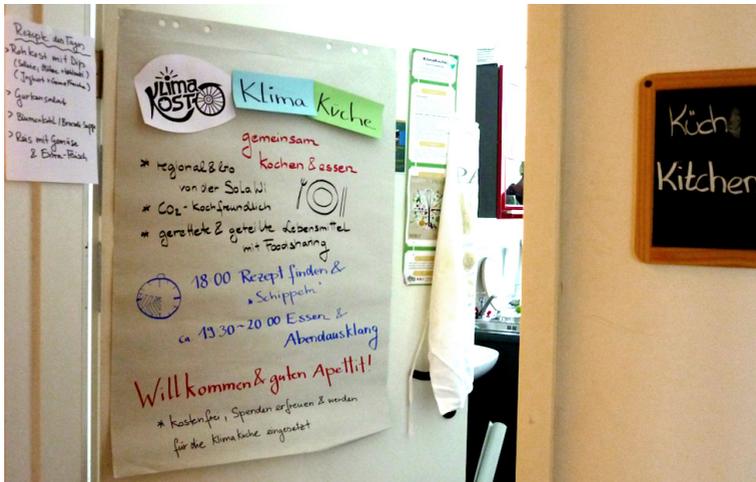


Abbildung 11: Eingang zum Küchenraum der Klimaküche im Sandershaus, Kassel, mit Ankündigungspakat und Küchenschild (Bild mit freundlicher Genehmigung der Projektleitung KlimakOSTmobil)

tät zeichnen ein Bild jenseits von strikter Organisation. Vermittelt die Küche auf den ersten Blick einen ordentlich-professionellen Eindruck, wie man sie sich annähernd für Restaurantküchen vorstellt, so bietet der zweite Blick mehr Durcheinander. Es wird deutlich, dass diese Küche nicht von einem umfassenden Management betreut wird, sondern von vielen Einzelnen, die ihre eigenen praktischen und ästhetischen Erwartungen mitbringen. Wer an diesem Tisch, auf diesen Stühlen zusammenkommt, muss und kann einen Platz finden, der für die eigenen Bedürfnisse passend erscheint. Wer später hinzukommt, wenn schon alle sitzen, muss sich mit dem arrangieren, was noch zur Verfügung steht. Manche Sitzflächen sind etwas locker, was man beim Zurechtrücken und Zusammenrutschen beachten muss.

Die erste Arbeit, die in der Klimaküche zu tun ist, ist das Versammeln der Gruppe. Ankommende werden freundlich begrüßt – je nach gegenseitigem Bekanntheitsgrad auch mit Umarmung –, wer erstmals dabei ist, wird nach dem Namen gefragt und wie er/sie auf die Klimaküche aufmerksam geworden ist. Dann folgt meist die Frage der Ankommenden, was denn heute gekocht werde (öfter Teilnehmende)

oder wie die Küche generell organisiert wird (erstmalig Teilnehmende). An diesem Punkt beginnt, wenn es gut läuft, die spontane Organisation der Arbeitsteilung.

Manche Aufgaben sind klar auf die Projektleitung, die von Jessica und Andreas geleistet wird, bezogen, weil nur sie über bestimmtes organisatorisches Wissen verfügen aufgrund ihrer Rolle und ihrer Vernetzung mit den Kooperationspartnern von Sandershaus und SoLaWi. Die Rolle der Projektleitung ist die einzige Rolle, die im Vorhinein feststeht und die Orientierung bietet. Aufgrund ihrer Vorbereitung und Ausarbeitung des Projektes mit seinen Teilprojekten wie der Klimaküche kennen sie die Räumlichkeiten und haben Kontakte (auch in den Stadtteil) geknüpft, die die Grundlage für die Klimaküche bilden. Bei Fragen können die Projektleiter:innen Antwort geben, sie bringen Erfahrungen und Wissen mit über Herkunft und Anbauweise der Gemüse und Kräuter, weil sie sie entweder selbst angebaut, geerntet und gesammelt haben oder über die SoLaWi oder FoodSharing-Projekte Zutaten organisiert haben. Aufgrund dieses Erfahrungs-, Organisations- und Netzwerkwissens ist ihre Anwesenheit zentral für die Praktik des gemeinschaftlichen Kochens in der Klimaküche. Durch sie sind die für den Kochprozess relevanten Dinge vorhanden und die Zubereitungsvoraussetzungen bekannt.

In der folgenden Szene geht es um einen Feldaufenthalt, bei dem mir mehrere Aspekte klar wurden: (i) die Relevanz der Projektleitung, (ii) die starke Personengebundenheit von Kompetenzen innerhalb der Gruppe und (iii) die Notwendigkeit von Anwesenheit von kompetenten Personen, zu denen am häufigsten die Projektleitung zählte. Zusätzlich wird deutlich, dass (iv) Austausch im Lernprozess auch unter weniger kompetenten Personen in Bezug auf die Einschätzung von Essbarkeit beim Experimentieren mit Zubereitungsweisen hilfreich ist.

An diesem Tag im Juni 2019 hatte ich bereits einige Male an der Klimaküche teilgenommen, so dass ich zwei Personen, die zum ersten Mal dabei waren, helfen konnte, wir aber alle drei gegenüber der Projektleitung die Lernenden waren.

Zum ersten Mal habe ich heute eine Speise mitverantwortet, nämlich die gelben Rüben von der SoLaWi. Also gemeinsam mit Nat. Heute gab es etwas Probleme mit Bitterstoffen: der Salat war noch ein wenig bitter und auch die Rüben waren zuerst ein bisschen bitter. Nat und ich überlegen, was wir dagegen tun können. Ich schlage vor, sie nochmal stärker anzubraten. Das hat geholfen. Wenn über Bitterstoffe gesprochen wurde, hatte ich schon einige Male gehört, dass Erhitzen helfen würde. (*Feldnotiz, Klimaküche, 3.6.2019*)

Das Interesse etwas Neues zu probieren ist seitens der Teilnehmenden in der Klimaküche in der Regel sehr groß – bei Neulingen ebenso wie bei erfahrenen Personen. Leuchtende Farben und unbekannt aussehende Pflanzen regen die Neugier zusätzlich an. Dabei verlassen sich die Neugierigen auf die Anleitung der Projektleitung. Geschmackliche Überraschungen sind nicht selten und fördern ebenfalls das Interesse am Entdecken.

Die waren richtig, richtig gelb diese Rüben. Die Rüben waren so gelb, dass sie richtig beeindruckend aussahen. Andreas hatte uns die Rüben anfangs roh zum Kosten gegeben. Und es ist auffällig, dass immer wenn irgendein Gemüse neu dazukommt, es eine typische ungebremste Neugier gibt. Alle kommen angelaufen und fragen: „Ah, was ist denn das?“ und stecken sich das erstmal in den Mund – egal was es ist. Bei den Rüben war das so und auch bei diesem Fleischkraut neu, von dem ich heute von Andreas gelernt habe, dass es eine Melde ist. Und auch von diesem Asiasalat, der ein ganz leicht scharf ist, wurde aufgeregt probiert. Und dann hatte Andreas da noch blätter, die ziemlich scharf waren und wohl sehr wuchern. (*Feldnotiz Klimaküche, 3.6.2019*).

Um sich selbst aus dem Stadtraum zu versorgen und so den CO₂-Fußabdruck durch den Supermarkt-Einkauf zu vermeiden, benötigen potenzielle *practitioners* der „Proto-Praktik“ *klimakochen* jedoch nicht nur Neugier, sondern spezifische Kompetenzen, die in der Klimaküche thematisiert werden. Immer wieder beobachtete ich innerhalb der Gruppe einen regen Austausch darüber, wie ein bestimmtes Kraut

oder ein vor uns liegendes Gemüse beschaffen ist. Meist ist der Name der Pflanze interessant zu erfahren, um sich darüber austauschen zu können. Von der Projektleitung wird dann meist der umgangssprachliche Name genannt, aus dem gelegentlich auch Eigenschaften der Pflanzen abgeleitet werden können. Der Baumspinat ist zum Beispiel eine asiatische Gänsefußart (lat. *Chenopodium giganteum*), die sich auch in Kasseler Selbsterntegärten verbreitet. Er regt durch seinen Namen und seine feinen, weil noch jungen, Blätter zum Spekulieren über seine Verwendung und seinen Wuchs an.

Aus den meisten Sachen kann man irgendwie einen Spinat machen. Also Spinat war heute so ein Sammelbegriff für alles blättrige, was man zusammen dünstet, wie bei diesem Baumspinat. Der heiße Baumspinat, erklärte uns Nat ganz am Anfang, als wir um die schwarze Kiste mit den Pflanzen herumstanden. Almut fragte, warum das Baumspinat heißt, ob er an Bäumen entlang wachse. Ich wusste schon, dass das nicht so ist, weil ich im Forstfeldgarten gesehen hatte, dass dieser Spinat auf am Boden entlang wächst. Nat führte aus: Nein, der heiße Baumspinat, weil er richtig groß werde und auch einen recht dicken Stamm bekomme. Wir haben noch viel darüber gesprochen, wie er als große Pflanze dann wohl aussehen würde. Vor uns liegen junge Stängel, an den Blattansätzen sitzt rosa Puder. Das Pulver, das in der Mitte der Blätter verteilt ist, sieht sehr hübsch aus, das würde die Pflanze auch behalten, wenn sie größer sei, sagte Andreas. Wir haben ihn dazu geholt, weil wir einige Fragen zu dem Baumspinat hatten. Er erklärt uns, man müsse den jetzt ernten und essen, weil sonst werde er bitter. Und Bitterstoffe sind ein generelles Problem. (*Feldnotiz, Klimaküche, 3.6.2019*)

Am Baumspinat zeigt sich auch, dass die richtige Zubereitung von Gemüse, die Bitterstoffe enthalten, bekannt sein muss. In der Regel wird durch Erhitzen ein Großteil dieser Stoffe zerlegt und die Gemüse leichter verdaulich. So ist eine häufige Zubereitungsart in der Klimaküche das Dünsten zu spinatähnlichen Speisen. Nicht alle Pflanzen werden durch Erhitzen bekömmlich, einige sind für den Verzehr ungeeignet, weil sie giftig sind. Manchmal schlängeln sie sich um ess-

bare Pflanzen, denn im ForstFeldGarten können angebaute und wilde Pflanzen vermischt wachsen. In diesem Fall muss die Gefahr erkannt und beseitigt werden. Auch hier erfolgt der Rückgriff auf die Kenntnisse der Projektleitung, sie ist die Instanz, die die Unsicherheit über die Essbarkeit von Pflanzen beilegen kann.

Und ganz interessant ist auch der Zusammenhang zwischen den Pflanzen. Beim Putzen und Zupfen von dem Baumspinat gab es kleine Ranken, die sich um die Stängel des Baumspinats wanden, und ich fragte Andreas, ob das auch von dem Spinat sei. Andreas meinte, das sei eine Winde, woraufhin Nat sofort fragte, ob die giftig sei. Ich war schon dabei, sie abzuwickeln von den Stängeln, und zum Glück, denn Andreas bejahte Nats Frage. Worauf ich ein bisschen lachen musste. Andreas fand das auch alles gar nicht schlimm, das da offensichtlich durch das, was man erntet und essen möchte auch eine giftige Pflanze durchgeht. Aber mich überraschte das auch nicht unbedingt, weil sehr viele Pflanzen, die man nicht essen kann, im ForstFeldGarten wachsen. Dort wächst alles durcheinander. Da ist es nicht verwunderlich, dass auch mal etwas dabei ist, das man nicht essen kann, weil es giftig ist. Allerdings hat mich schon gewundert, dass Andreas meinte, sie sei sehr giftig. (*Feldnotiz, Klimaküche, 3.6.2019*)

Die Klimaküche ist also zum großen Teil durch den Erfahrungs- und Wissensvorrat der Projektleitung eingebettet, auf den im Prozess des Kochens zurückgegriffen wird. An der Szene oben wird gleichzeitig deutlich, welche Rolle die Zutaten spielen. Sie lösen Begeisterung und Neugier aus. Wenn sie durch die Projektleitung mitgebracht wurden, ist außerdem meist klar, dass sie essbar sind und eine Gefährlichkeitsabschätzung (siehe Kapitel 6.2) muss nicht durch jede Person einzeln stattfinden. Diese Versicherung ergibt sich dabei nicht aus einer dezierten Erörterung über Essbarkeit, sondern sie wird vielmehr als gegeben angenommen. Dadurch kann direkt auf die Eigenschaften der Pflanzen verwiesen werden. Auch hier erfolgt aber der Hinweis auf eine adäquate Verarbeitung, denn es können sich Teile nicht-essbarer Pflanzen zwischen den Blättern der Melde befinden. Anders als bei gekauften Pflanzen, die in Reih und Glied wachsen und von Beikraut be-

freit werden, wächst im ForstFeldGarten vieles beisammen, aus dem zwischen Essbarem und nicht Essbarem ausgewählt werden muss. Hier zeigt sich die Verflochtenheit von Pflanzen jenseits ihrer Funktion als Nahrung. Pflanzen sind nicht nur Funktionsträgerinnen, sondern Teil einer Lebenswelt, die sie selbst mitgestalten und auf die sich Praktiken einstellen müssen. In den Praktiken-Gefügen des Kochens entwickelt sich eine Wirkmächtigkeit der Pflanzen als vitale Materie, die die Praktik *klimakochen* entweder unterstützt, weil Genießbarkeit und Zubereitungsweise erlernt sind, oder verhindert, weil eben Kompetenzen für das *Klimakochen* fehlen. Das Putzen des Baumspinats und der Melde, die zu einem spinatähnlichen Gericht werden sollen, erfordert dann nicht nur das Zupfen der Blätter von den Stängeln, sondern genauso die Entfernung von Winden-Resten, um die Genießbarkeit des zuzubereitenden Gerichts nicht zu gefährden. Sobald die Essbarkeit sichergestellt ist, muss eine Zusammenstellung überlegt werden, die die zufällig zusammengebrachten Zutaten schmackhaft für das gemeinschaftliche Essen am Abschluss des Abends auf den Tisch bringt. Da es kein strenges vorgefertigtes Rezept gibt, entstehen die Gerichte meist spontan durch diejenigen, die sich einer Speise annehmen, und sind von deren Kreativität abhängig.

Kreativität in der Küche

Die Küche steht symbolisch für eigentlich alle Orte, in denen sich die Essbare Stadt bewegt. Sie bietet einen Ort und grundlegende Infrastrukturen, innerhalb derer Gemeinschaft stattfinden kann. Durch ihre Strukturen – nicht nur die Objekte in ihr, sondern auch die Einbettung in das Netzwerk des Sandershauses und anderer sozialer Institutionen wie der SoLaWi in der Region – vermittelt sie, wie mit ihr umgegangen werden muss: Sie bietet einen Ausgangspunkt an, der während der Nutzung kreativ ergänzt werden muss. Kreativität in der Küche ist in diesem Fall bezogen auf eine Nutzbarmachung von Utensilien und mit dem Erreichen eines Ziels mit vorhandenen Mitteln. Man könnte von effektiver Kreativität sprechen und sie abgrenzen zu effizienter Kreativität. Letztere sehe ich in den Beschreibungen von professionellen Restaurantküchen. Gary Alan Fine (1992) zufolge die-

nen dortige Praktiken der Qualität des Endprodukts, also der Speisen, die an die Restaurantgäste verkauft werden. Die Speise ist dabei Konsumprodukt. Die Zuschreibung von Qualität dieses Produkts hat mehrere Dimensionen. Fine entwirft ein Verständnis von Essensproduktion in Restauranküchen unter der Annahme, dass die dortige Produktionsarbeit auf ästhetischen Komponenten und individuellen Bewertungsmaßstäben im Wechselspiel mit externen Anforderungen (z. B. Wirtschaftlichkeit und Kundenerwartungen) beruht. Er hebt die sensorische Komponente von Produktion hervor, über die sich „gute“ Arbeit durch optische und olfaktorische wie haptische Ästhetik von qualitativ hochwertigen Produkten legitimiert. Diese steht gleichzeitig unter Kosten- und Effizienzdruck. Neben der Tatsache, dass Restaurantspeisen gut riechen, aussehen und schmecken müssen, werden sie auch danach zusammengestellt, ob sie profitabel verkauft und effizient verarbeitet werden können (vgl. Fine 1992, S. 1271).

Die Klimaküche ist dieser Art Druck nicht ausgesetzt, denn sie soll dezidiert als Raum wahrgenommen werden, in dem ohne Druck nach Lust und Laune gemeinsam gekocht werden kann. Dies entspricht dem grundlegenden Lernansatz der Essbaren Stadt: Wenn Menschen Räume zur Verfügung gestellt bekommen, in denen sie mit Eigenmotivation und -engagement ihre Ideen und Neigungen ausprobieren können, lernen sie durch persönliche Weiterentwicklung und eignen sich Wissen für nachhaltige Praktiken an.

Alle Arbeit – und dazu gehört Kochen im weitesten Sinne auch – ist situiert und wird durch das Umfeld, in dem sie stattfindet einerseits ermöglicht und gleichzeitig begrenzt. Sie besteht aus Kompromissen innerhalb derer die Ästhetik von Speisen und das konkrete Vorgehen bei der Zubereitung teil von Aushandlungsprozessen sind (vgl. ebd., S. 1271).

Carola findet sich deshalb bei ihrer ersten Teilnahme an der Klimaküche damit konfrontiert, dass es wenig vorgefertigte Anleitung gibt. Sie ist eine Freundin der Projektleitung und kennt das Konzept der eigenverantwortlichen Teilnahme, die bei den Treffen von Essbare-Stadt- Mitgliedern häufig gefordert ist.

Karin und Elke waren mit den Brombeeren beschäftigt und ich naschte davon auch schon zwischendurch. Carola fragte, was man denn machen könne und wie es denn nun sei, wie das so ablaufe und wer den Hut aufhat oder wonach entschieden wird, wie gekocht wird? Ich sage: „Ja, im Prinzip nimmst du dir was da ist, und guckst, was man daraus machen kann und dann machst du einfach wie du denkst.“ Dieses Konzept schien ihr auf jeden Fall bekannt, denn sie nickt und beginnt direkt sich umzusehen, was getan werden kann. (*Feldnotiz, Klimaküche 5.8.2019*)

Andere Personen, die nicht über den Bekanntenkreis des Vereins oder der Projektleitung, sondern über andere Wege von der Klimaküche erfahren haben, sind davon auch hin und wieder überfordert und fragen dann stärker nach, was genau sie tun können und wie genau sie es tun sollen. Selbst kreativ zu werden ist nicht auf Anhieb selbstverständlich umsetzbar. Erst die Erfahrung von Kontexten gemeinschaftlicher und gleichzeitig eigenverantwortlicher Aktivitäten ermöglicht dies.

Klimakochen jenseits von Perfektion

Das Ziel der Klimaküche, das sich aus dem Projektverständnis des KlimaKOSTmobils speist, ist das gemeinsame Lernen durch gemeinschaftliche Interaktion. Dieser Austausch soll sich auch nach Projektende verstetigen. Es besteht also die Hoffnung, eine Aktivität zu bilden, die genügend *practitioner* rekrutiert (vgl. Shove, Pantzar und Watson 2012), um zu einer etablierten Praktik im Quartier Kasseler Osten zu werden: gemeinsames *Klimakochen*. Ebenso wie durch Kochen in Kasseler Volksküchen wird auch in der Klimaküche Gemeinschaft hergestellt. Dies ist eine Grundlage der ökologischen Szene in Kassel, die sich durch zahlreiche andere Räume, wie das „Schmecktaktel“, das zweiwöchentlich freitags von Mitgliedern der Essbaren Stadt (unabhängig des Projektes KlimaKOSTmobil) abgehaltene Gemeinschaftskochen, oder gemeinsamem Grillen an Lagerfeuern zu Festen zieht. *Klimakochen* in seiner Logik des veganen, regionalen und ökologischen Einbettung ist noch eine „Proto-Praktik“, die sich allerdings erst noch etablieren muss.

Kochen erfordert regelmäßig situative Entscheidungen, die sich entweder auf die Qualität des Endprodukts oder auf die Qualität der Performance beim Kochen beziehen können. Köche haben dafür jeweils ihre eigenen Standards, deren Spezifik steigt, je besonderer die Zutat ist und je weniger daher auf Routinen zurückgegriffen werden kann (vgl. Fine 1992, S. 1273–1274). Für Restaurantküchen beschreibt Fine, dass in solch einer ungewissen Situation Köch:innen ihre eigenen, persönlichen Qualitätsstandards anlegen. Das wird ihnen ermöglicht, weil Qualitätsbewertungen auf Aushandlungen und Kompromissen beruhen, innerhalb derer die Kochenden auf verschiedenste Rhetoriken zurückgreifen können und so ihre Selbstintegrität wahren können (vgl. ebd., S. 1277–1278). Die Aushandlung und Entscheidung über gute Qualität von Essen z. B. über die ästhetisch-sensorischen Dimensionen ist demnach nicht nur verbunden mit der konkreten Materialität von Nahrungsmitteln und deren Zubereitung, sondern gleichsam eingebunden in soziale und kulturelle Vorstellungen- und Sinnwelten. Fine spricht von einer „Culture of Production“, die er als Zusammenhang aus mehreren Qualitätslogiken beschreibt und verdeutlicht damit die Ansprüche und Begrenzungen der Qualitätsvorstellungen von Köch:innen in der Ausübung ihres Berufes.

Im Unterschied zu professionellen Küchen findet die Klimaküche außerhalb ökonomischer Produktionsketten statt. Dieser Unterschied hat Auswirkungen auf das *Wie* des Kochens: Essen wird nicht im engeren Sinne *produziert*, sondern steht im Kontext eines hierarchiearmen Gemeinschaftsprozesses, der verschiedene, auch experimentelle, Zubereitungspraktiken vereint. Nicht eine Köchin oder ein Koch ist für ein Gericht zuständig, sondern alle Anwesenden gemeinsam. Die Zutaten sind auch selten gekauft oder für ein spezielles Rezept ausgewählt, sie stammen vorrangig aus dem ForstFeldGarten und von „der SoLaWi“.¹²

12 Welche SoLaWi genau, das bleibt immer offen, auch wenn ab und an sogar eine Person mit einer Kiste voll Gemüse direkt in die Küche tritt, diese dort abstellt und unter Dankesrufen wortlos wieder verschwindet; meist werden die Kisten im Keller des Sandershaus abgestellt und von dort fürs Kochen geholt.

Zahlreiche Aspekte, beeinflussen eine Verstetigung der Klimaküche nach Projektende. Die fehlende, klare Arbeitsteilung und Funktionsweise der Zulieferungsinfrastruktur führt dazu, dass Zutaten auf einmal da sind. Irgendwo findet sich ein Messer und irgendwo das Salz. Gewürze sind in der Küche des Sandershauses vorhanden, es bleibt aber etwas unklar, woher sie stammen und wem sie gehören. Doch es kommt hin und wieder vor, dass jemand ein Gewürzsäckchen mitbringt und dort belässt oder dass etwas von einem Workshop übrig bleibt und in die kleine Gewürzsammlung eingeht (z. B. Salz vom Naturkosmetik-Workshop am ersten Jubiläumstag). Insofern ist die Klimaküche hier konträr zu professionellen Küchen zu sehen. Denn erstens ist das Ziel des Kochens nicht die Produktion eines zu verkaufenden Produkts sondern die Kompetenzvermittlung für klimafreundliches Kochen und zweitens entspringen die materiellen Grundlagen des Kochens einer solidarischen Wirtschaftsform (Gemeinschaftsgarten und solidarische Landwirtschaft, gelegentlich auch Food Sharing) aufgrund derer bis zuletzt unsicher ist, welche Zutaten zum Kochen vorhanden sein werden.

Verteilte Kompetenzen in der Zubereitung

Weiterhin ist Wissen über Pflanzen und pflanzliche Lebensmittel in der Klimaküche anders verteilt als in professionellen Küchen. In Letzteren herrscht eine starke Arbeitsteilung, mit der zusammenhängend hochspezifisches Wissen durch konzentrierte und sehr häufige Wiederholung gleicher Abläufe eingeübt ist und sich auch in körperliche Routinen einschreibt, gestützt von formalisiertem Wissen aus professionellen Ausbildungsprozessen. Vorhandensein von verschiedenen Kompetenzen für den Kochprozess ist nicht zufällig, sondern als unabdingbare Ressource im effizienten Produktionsprozess bewusst eingebaut und mitgedacht. In der Klimaküche hingegen findet Arbeitsteilung eher durch Zufall statt. Auch wenn es eine kleine Kerngruppe von Menschen gibt, die regelmäßig (aber nicht immer alle gemeinsam) zur Klimaküche da sind, wechselt die Teilnahme stark. Ebenso ist im Vorhinein unklar, welche Gemüse und Kräuter zur Verfügung stehen werden. Wissens- und Essensvorräte können von den Teilneh-

menden nicht geplant werden, sodass jedes Mal kreativ improvisiert werden muss. Einen Anhaltspunkt gibt allerdings die Saison, anhand derer erahnt werden kann, welches Gemüse gerade reif ist. Einen weiteren Anhaltspunkt bietet das durch die Projektleitung vorausgewählte Rezept, das meist am Tag der Klimaküche auf der Projektwebsite bereits im Vorhinein angekündigt war. Allerdings kam es während meiner Anwesenheit nur einmal vor, dass eine Person dieses Rezept im Vorhinein gesehen hatte, sodass das Hochladen der Rezepte eher als Maßnahme der Öffentlichkeitsarbeit und Fortschrittsanzeige gegenüber dem Projektträger interpretiert werden kann.¹³

6.2 Vom In-Den-Mund-Stecken oder Gefahren-kennen

Pflanzen essen bedeutet zu wissen, was essbar ist. Menschen, die noch wenig über Essbarkeit von wild in der Stadt wachsenden Pflanzen wissen, zeigten bei meinen Forschungen in Kassel eine große Neugier und damit verbunden eine geringe Befangenheit, auch ihnen Unbekanntes ungefragt in den Mund zu stecken. Das In-Beziehung-Setzen zu Natur in Form essbarer Pflanzen stellte sich mir häufig als Teil einer romantisierten Vorstellung von Natur als idealisierter Ernährerin, deren im Straßenraum versteckte (Heil-)Kräfte nur entdeckt werden müssten, dar. Der notwendigerweise kritisch-abwägende Blick auf Straßengrün oder unbekannte Pflanzen und Pflanzenteile wird von solch einer Idealisierung überlagert. Es zeigt sich daran ein gewisses Naturvertrauen, aus dem eine Risikoaffinität erwächst, die dazu führt, dass auch unbekannte Pflanzen(teile) in den Mund gesteckt werden, ohne dass mögliche – wenn auch kleine – Gefahren beachtet werden.¹⁴

13 Aus den Rezepten wurde zum Projektabschluss das oben erwähnte Kochbuch des Projektes KlimaKOSTmobil erstellt (vgl. Projektleitung KlimaKOSTmobil 2020).

14 Wenngleich ein generelles Wissen über mögliche Gefahren als common sense innerhalb der ökologischen Szene Kassels angenommen werden kann, welches aber eben bei Neulingen, die noch nicht in kollektive Wissensvorräte eingebunden sind, fehlt. Die Verbundenheit mit der Erde drückt sich in unterschiedlichen Formen des Umgangs mit ihrer potenziellen Gefährlichkeit aus. „Mutter Erde“ (Erde sollte hier doppeldeutig verstanden

Zur Jubiläumsfeier des Vereins Essbare Stadt treffe ich viele Mitglieder und erfahre Neues über die Projekte, denen sie nachgehen. Ingo hat vor zwei Jahren begonnen, Lupinen anzubauen. Sein Ziel ist es, die Kenntnis von Lupinen als Fleischersatz in Kassel zu verbreiten. Dazu verkauft er auf verschiedenen städtischen Veranstaltungen Lupinen-Burger und baut seit 2018 auf einem Feld selbst Lupinen an. Am Jubiläumstag informiert er an einem kleinen Stand über Anbau und Verwendung von Lupinen. Ich bin interessiert, weil ich Lupinen nur als Tierfüttermittel kannte, bevor ich Ingo kennenlernte. Hier begegnet mir wieder eine Pflanze, deren Genießbarkeit für Menschen nicht im ersten Moment eindeutig ist.

Im Ausstellungsraum, in dem auf Plakaten der Werdegang und die Entwicklung der Essbaren Stadt dokumentiert sind, treffe ich Ingo mit einer braunen Papiertüte voll mit Lupinensamen. Er grüßt mich freundlich. Ich erkundige mich nach seinem Lupinenfeld, für das er regelmäßig Mitstreiter:innen sucht. Ingo zeigt mir einen Flyer vom „Verband der Landwirtschaftskammern (Arbeitskreis Ökologischer Landbau)“. Sein Feld funktioniert nicht gut. Im letzten Jahr gab es eine Missernte wegen der Dürre. Dieses Jahr ist der Bauer, der ihn unterstützt hat, krank und Ingo muss alles allein machen, z. B. Disteln entfernen. Ihm fehlen Mitstreiter:innen. Wieder sind die Lupinen noch sehr klein, es fehlt weiter Regen im Frühjahr. (*Feldnotiz, Jubiläumstag, 5.5.2019*)

Ingos verhältnismäßig groß angelegtes Experiment des Lupinenfeldes, mit der er die lokale Produktion für eine vegane Ernährungsweise, die dem Klimaschutz dienen soll, wird durch den Klimawandel selbst erschwert. Seine Schwierigkeit besteht weiterhin in der fehlenden Unterstützung durch andere. Die häufig experimentellen Projektzusammenhänge der Essbare-Stadt-Mitglieder sind in Bezug auf das Knüpfen

werden: einmal als Planet Erde und einmal als Boden. Mit beiden Konzepten verbindet sich aber, dass die Erde uns ernährt und dass wir mit ihr in verschiedenen Formen der Ko-Existenz verbunden sind.) bringt auch Pflanzen hervor, die nicht einfach verzehrbar sind. Erfahrene wissen das und hängen nicht der Naivität mancher Neulinge an, die sich in überschwänglicher Neugier alles in den Mund stecken.

von Gemeinschaft nicht fein austariert. Sie basieren zuvorderst auf Eigenmotivation und -initiative, deswegen kann es mit weniger populären Themen wie dem arbeitsreichen Lupinenfeld schwierig sein, Mitstreiter:innen zu finden. Den Produkten solcher Experimente, in diesem Fall den Lupinensamen, die auch zu Fleischersatzprodukten verarbeitet werden können und sich damit in die klimaschonende Logik veganer Ernährung einordnen lassen, kommt jedoch großes Interesse zu. Die ungezügelte Neugier gegenüber Pflanzenprodukten ist, wie die folgende Szene zeigt, charakteristisch für den Umgang mit unbekanntem Pflanzen.

Ingo bietet mir an, ein paar Samen zu nehmen. Er reicht mir die Tüte, ich greife hinein. In dem Moment kommt Holger dazu und fragt, was das für Samen seien. „Lupinen,“ antwortet Ingo. Sofort nimmt Holger einen Samen aus der Tüte und steckt ihn sich in den Mund. Ingo schaut leicht entsetzt und sagt schnell, die könne man ungekocht nicht essen, bevor Holger kauen kann. (Lupinensamen enthalten, so wie viele essbare Pflanzen, Lektine. Diese schwer verdaulichen Bitterstoffe verschwinden beim Kochen.) Ich muss etwas schmunzeln, denn es erscheint mir typisch für Unerfahrene aus dem Essbare-Stadt-Umfeld, dass sie sich betont unbedarft gegenüber essbaren Pflanzen verhalten und damit schon einmal daneben liegen können. Später habe ich Lothar, einem Kollegen von mir, der auch oft mit der Essbaren Stadt zu tun hat, von meinem Erlebnis mit den Lupinensamen erzählt, und ich fügte noch hinzu, dass ich das sehr typisch finde, dass Einige bei der Essbaren Stadt, sich vieles auch erst einmal ungefragt in den Mund zu stecken. Und Lothar musste lachen und nickte: „Ja, ja stimmt, das ist echt so typisch. Alles was grün ist [...] Oh, ja! Das esse ich!“ (*Feldnotiz, Jubiläumstag, 5.5.2019*)

Die Tatsache, dass nicht nur mir dieses unbedarfte Verhalten auffällt, lässt darauf schließen, es handele sich dabei um eine bewusste In-Beziehung-Setzung zu (nicht-)essbaren Pflanzen, in der eine bestimmte Haltung gegenüber der Welt ausgedrückt werden soll: Natur wird explizit nicht als gefährlich wahrgenommen. Vielmehr gilt eine als positiv erachtete Mensch-Natur-Verflechtung als gesetzt.

In diesen Fällen mündet Unwissenheit häufig nicht in eine Risikoabwägung über Verspeisbarkeit, weil unter der pauschalisierten Annahme, es seien mehr Stadtpflanzen essbar, als man gemeinhin denken würde, eine Konstruktion von Risiko nicht stattfindet. Mit Åsa Boholm und Hervé Corvellec's Ausführungen zur Kontextgeladenheit und Relationalität von Risiken gesprochen (vgl. Boholm 2009; Boholm und Corvellec 2011), wird keine Verbindung hergestellt zwischen einem *risk object* (von dem ein Risiko für etwas oder jemandem ausgehen kann, in diesem Fall eine ungenießbare Pflanze) und einem *object at risk* (welches durch das *risk object* Schaden erleiden könnte, hier die Gesundheit der essenden Person). Die Unsicherheit über Essbarkeit führt nicht dazu, dass ein gesundheitliches Risiko in Betracht gezogen wird. Dies lässt sich aus einer Logik heraus erklären, in der von einer vor dem Menschen zu schützenden Natur zunächst keine Gefahr ausgeht. In der ökologischen Szene Kassels, aus der einige Klimaküchen-Teilnehmende kommen, wird Natur und der Planet Erde als „Mitwelt“ verstanden (vgl. Steiner 2014) und eine Mensch-Umwelt-Verbundenheit als Grundlage von lokalem und globalem Zusammenleben angenommen.

Jones und Ulman (2021, S. 26) weisen außerdem darauf hin, dass Sicherheit ein ebenfalls kapitalistisch-monetär geprägtes Konstrukt sei, weil gesellschaftliche Sicherheit bedeuten würde, ausreichend Geld zur Verfügung zu haben. Angehörige von Degrowth-Bewegungen würden dementsprechend nicht auf monetäre Sicherheit zurückgreifen, indem sie zum Beispiel allein auf im Supermarkt erhältliche und damit mit Sicherheit essbare Lebensmittel zurückgreifen und sich eher auf Unsicherheiten einlassen, die aus Unwissenheit resultieren. So betrachtet überrascht meine Beobachtung wenig, die ich bei Zusammenkünften der Essbaren Stadt häufig machen konnte, dass Pflanzen oder Pflanzenteile auch ohne zu wissen, um was es sich genau handelt, in den Mund gesteckt werden. Es erscheint mir zu weit gegriffen, dieses Verhalten als genuin anti-kapitalistisch zu lesen. Vielmehr lohnt es sich, auf die Einbettung dieser Praktik in einen spezifischen Wissenskontext zu schauen. Bei Zusammenkünften der Essbaren Stadt treffen sehr unterschiedliche Wissensbestände oder Wissensvorräte zusam-

men. Konstruktion von Gefährlichkeit aufgrund von Nicht-Essbarkeit findet eher durch diejenigen statt, die bereits umfassendes Wissen und langjährige Erfahrungen im Umgang mit essbaren Pflanzen in Städten haben. Sowohl Julia als auch Astrid, die ich als sehr versiert im Umgang mit Essbarkeit von Pflanzen kennengelernt habe, sind in Bezug auf Wildkräuter aus dem Straßenraum vorsichtig, wie eine Szene beim Einkochworkshop im Rahmen des Essbare-Stadt-Jubiläums zeigt:

Bei dem Einkochworkshop war auch Julia, zusammen mit ihrem Mann Jürgen. Die beiden leben wirklich einen sehr ökologischen Lebensstil, ist mein Eindruck, und verbreiten das auch gerne. Auf allen aktivistischen Veranstaltungen in Kassel sind sie dabei. Und Julia hätte ich deswegen eigentlich so eingeschätzt, dass sie sagt: Natur ist toll! Und auch im Stadtraum Nahrung für sich sammelt. Sie sagte aber beim Einkochworkshop, dass sie leider keinen Gundermann (das ist ein wohlschmeckendes Wildkraut, wurde mir erklärt) im Garten hätte und ihn deswegen auch nicht verwenden würde. Vom Straßenrand oder überhaupt von Wegesrändern würde sie es nicht nehmen wollen, wegen Abgasen und wegen Hundeurin. Astrid, die den Workshop leitet, stimmt ihr zu. (*Feldnotiz, Workshop Einmachen auf erstem Jubiläumstag, 4.5.2019*)

Wer etwas anzubieten hat, wie beispielsweise Ingo seine Lupinensamen, freut sich, wenn das Angebot angenommen wird. Im Vollzug der Praktik des Tauschens, des Verteilens oder des Anbietens wird ebenso Wissen angeboten, das an die Materialitäten geknüpft ist. Das Angebot kommt sozusagen mit einer Sicherheitsschnur, die durch Gemeinschaft vorgehalten wird (siehe Kapitel 6.3). Kenntnisse über Verwechslungsmöglichkeiten und notwendigen Umgang mit essbaren Pflanzen sind gebunden an die Personen, die sich mit einer bestimmten Pflanze intensiver auseinandergesetzt haben. Ingo kennt sich mit Lupinen aus, Julia, Kerstin und Jessica mit Wild- und Heilkräutern, Lukas mit Gemüsepflanzen, Martina mit Topinambur, Andreas mit Permakultur, Astrid mit Fermentation.

Ich möchte hier kurz erwähnen, dass der Ausdruck von einer alternativen In-Beziehung-Setzung zu Natur im Allgemeinen und bestimmten Pflanzen im Speziellen eine wichtige Rolle bei der Kon-

struktion von Zugehörigkeit spielt. Am Beispiel von Brennesseln wird dies deutlich: Brennesseln werden von vielen Menschen als störend wahrgenommen, weil sie schnell wachsen, sich rasant ausbreiten und Räume schwerer begehbar machen, weil sie eben juckende und brennende Pusteln auf der Haut verursachen. Sie tragen so dazu bei, ob ein Naturraum als gepflegt oder ungepflegt wahrgenommen wird (siehe auch die Ausführungen zum Eichwald in Kapitel 5). Zu Beginn meiner Forschung gehörte ich zu den Personen, die Brennesseln eher als störend an Wegen empfinden. Ich akzeptiere sie als wichtigen Teil der Natur und zerstöre sie nicht, kann mich aber daran erinnern, dass wir als Kinder, als wir viel in Büschen spielten, Brennesseln sehr wohl niedergetrampelt haben, um „Geheim“-Wege ohne Juckreiz begehen zu können. Während meiner Teilnahme an Essbare-Stadt-Zusammenkünften begegnete mir dann häufig eine ganz andere Sichtweise:

Sibylle lacht, als es darum ging, was ich denn so gelernt hätte in der Zwischenzeit. (Weil ich oft die einzige Teilnehmerin bei den Workshops und Stadtteilrundgängen des Projekts KlimaKOSTmobil bin.) Ich hätte schon einiges gelernt, sage ich. Also zum Beispiel überhaupt, was man essen könne. Bei vielen Sachen wusste ich das gar nicht. Zum Beispiel Brennesseln waren für mich vorher Unkraut, und jetzt wüsste ich aber, wie man die zubereitet und dass man die Samen über Salat streuen könne. Ich schränke aber ein, dass ich irgendwie trotzdem immer noch nicht losziehen würde und Brennesseln für mich ernten würde, weil es mir einfach zu aufwendig ist und ich sehe da auch keinen direkten Nutzen darin. Da waren alle ganz empört und Sybille meinte: „Ja, dann einfach ein paar Handschuhe überziehen und zack zack!“ Und Jessica fügte hinzu: „Und jetzt die Samen! Die sind doch so toll!“ Ich antwortete: „Ja, aber wozu soll ich den Aufwand betreiben? Das ist bestimmt auch nett und lecker, aber ich brauch's halt nicht unbedingt“. (*Feldnotiz, Evaluationstreffen KlimaKOSTmobil, 25.6.2019*)

An dieser Szene lässt sich erkennen, wie eine Haltung gegenüber Natur deutlich gemacht wird. Brennesseln werden hier dezidiert nicht zu einem *risk object* konstruiert. So wie es „kein falsches Wetter, son-

dern nur falsche Kleidung“ gibt (deutsches Sprichwort), so spiegelt in dieser Szene Unwissen und Unbeholfenheit mit Pflanzen wider, dass die Person (in diesem Fall ich) einfach nur nicht genug weiß. Brennesselstiche sind kein Problem, wenn die richtigen Utensilien vorhanden sind – in diesem Fall Handschuhe – um sich zu schützen. Handschuhe – hier sind Gartenhandschuhe oder Arbeitshandschuhe gemeint – gehören zu den Dingen, deren Besitz anzeigt, ob eine Person gärtnerische Praktiken regelmäßig in ihren Alltag einbaut oder nicht. An diesem Umstand kann sich entscheiden, ob eine Person sich auf gärtnerische Praktiken einlässt oder nicht. Ich möchte hier darauf hinweisen, dass Wissen als eine Dimension von Praktiken hier hervorgehoben wird. Das bedeutet nicht, dass ihm eine größere Bedeutung zukommt als den anderen Dimensionen von Praktiken: Bedeutungen (hier der Zuschreibung „essbar“) und Materialitäten (hier den Pflanzen).

Entlang der Wissensdimension lassen sich aber die Zusammenhänge von Gruppe und Einzelperson gut verdeutlichen, weshalb sie hier vorübergehend im Mittelpunkt stehen soll. Wissen ist relevant für den Umgang mit Entscheidungsunsicherheit in Bezug auf die Frage: „Esse ich das oder esse ich das nicht?“ Ein handlungstheoretisch orientiertes Denken, das auf der Annahme beruht, dass Entscheidungen bewusst durch das Individuum getroffen werden (vgl. Boholm, Henning und Krzyworzeka 2013), stieße hier an Grenzen. Eine praxistheoretisch informierte Lesart, wie sie auch Sylvia Marlene Wilz anbietet, erscheint zielführender: „Eine Entscheidung ist nicht – oder wenigstens: nicht nur – als mentale Leistung eines einzelnen Akteurs zu verstehen, sondern wird im handelnden Zusammenwirken mehrerer Akteure getroffen“ (Wilz 2009, S. 109). Wilz überlegt, wie die Einbettung in Praktiken das Problem der Handlungsmotivation eigentlich nicht mehr stellt. Praxistheorien gehen davon aus, dass (heterogene) Akteur:innen nicht durch ihre Intentionen Praktiken leiten, sondern in *doings* und *sayings* (Schatzki 1996, S. 22) Sozialität entsteht, fortgeschrieben und aktualisiert wird (siehe Kapitel 2). Wilz (2009, S. 118) sieht die Entscheidung auch in den „Strom des Handelns“ eines einzelnen Akteurs eingebettet. Eine Entscheidung zu treffen beruht darauf, eine Wahl zu haben. Diese Wahl ist aber im Falle von Experimentie-

ren im Bereich des *urban gardening* und *Klimakochens* auch optional, wenn Einzelpersonen einfach der Gruppe folgen. Niemand *muss* eigenständig eine Entscheidung über Essbarkeit von Pflanzen treffen, jede:r kann sich auch einfach an den gedeckten Tisch setzen.

Dass Einzelne sich dennoch immer wieder dafür entscheiden, auch unter Unwissenheit Pflanzen zu probieren und sich beinahe schon abenteuerlich in solch kleine Experimente stürzen, weist darauf hin, dass dem mehr zugrunde liegt. Teilnehmende an Workshops oder der Klimaküche weisen eine hohe intrinsische Motivation auf, sich nachhaltige Praktiken anzueignen (vgl. auch Antoni-Komar 2018). Es handelt sich meines Erachtens nach dennoch nicht um eine Entscheidung, die ein:e einzelne:r Akteur:in trifft. Die Einbettung in Praktiken zeigt vielmehr auf, wie durch die Verflochtenheit von Wissen, Materialitäten und Bedeutungen Zuschreibungsvorräte bereitgestellt werden, die innerhalb von Praktiken virulent werden. Heute ist im Bereich der Ernährung von deutschen Städter:innen schwer vorstellbar, dass sie ihre Nahrungsmittelwahl durch Ausprobieren treffen müssten. Was im Einzelhandel angeboten wird, ist auf jeden Fall essbar. Natürlich können Allergien bestehen, aber diese schränken die prinzipielle Verpeisbarkeit von Pflanzen nur teilweise ein. Beschäftigt man sich aber mit „Beikraut“ (nicht-pejorativ für das, was umgangssprachlich häufig als „Unkraut“ bezeichnet wird) und wandelt sich dessen Bedeutung hin zu einer essbaren Pflanze oder eines Heilkrauts, entsteht zunächst Unsicherheit durch Unwissen über die genaue Verwendbarkeit.

Mit dieser Unsicherheit umzugehen, indem eine gewisse Risikoaffinität gezeigt wird, ist einerseits Grundlage für das Experimentieren, wird aber abgemildert durch das kollektive Wissen innerhalb der Essbaren-Stadt-Gemeinschaft. Gleichzeitig konnte ich beobachten, dass erfahrene Mitglieder diese Risikoaffinität in Bezug auf Essbarkeit weniger zeigen. Der Stadtraum als Nahrungslieferant wird von ihnen weniger romantisiert und es besteht ein Bewusstsein darüber, dass die vielfältige Nutzung von Räumen, einige Vorsichtsmaßnahmen erfordert, wie Vermeiden verunreinigter Sammelorte und (gründliches) Waschen des gesammelten Ertrags. Der Straßenraum ist aktuell eben (noch) kein Ernährungsraum, wie ihn der Verein

Essbare Stadt vorantreiben möchte. Dabei ist die Stadt als Ernährungsraum nicht nur vom Menschen aus gedacht. Grundsätzlich wird im Umfeld des Vereins Essbare Stadt davon ausgegangen, dass ein Stadtraum, der Menschen ernährt, auch anderen Lebewesen in einem sozial-ökologischen Umfeld Nahrung bietet.

Mehr-als-menschliche Verflechtungen

Tiere spielen, wenn sie nicht als Nahrung dienen, kaum eine direkte Rolle in der Klimaküche. Sie werden dennoch immer wieder am Rande erwähnt, weil eine klimaneutrale Küche möglichst eine vegane Küche sein sollte (siehe oben; vgl. Projektleitung KlimaKOSTmobil 2020):

Es ist in der Klimaküche so, dass alle gemeinsam anfangen zu essen. Das war Jessica wichtig, weil der Florian hatte schon was im Mund und ich hatte auch schon an einer Tomate probiert. Und dann hatte er (Florian) auf Jessicas strengen Blick gescherzt: „Ja, erst das Tischgebet!“ Und dann hat Jessica sich das „Klimaküchengebet“ spontan ausgedacht. Da ging es darum, dass wir regionales Essen essen und dass wir klimafreundlich sein wollen und dass wir keine Tiere töten wollen und dass wir nett miteinander sein wollen. Und dann durfte man endlich essen. (*Feldnotiz, Klimaküche, 1.4.2019*)

Tiere sind eher hintergründig als Teil der Natur präsent, die durch nachhaltige Ernährung geschützt werden muss. Darüber hinaus wird aber hin und wieder deutlich, dass Pflanzen nicht nur menschliche Nahrung sind. Die folgende Szene ist bemerkenswert, weil mir dort das einzige Mal während meiner Feldforschung Tiere konkret in Erzählungen begegnet sind. Sie traten als Lebewesen auf, mit denen Menschen Speisevorlieben teilen.

Martina fällt ein, als ein Mann (von der SoLaWi) mit Gemüseboxen hereinkommt und sie abstellt, dass sie Topinambur zum Verschenken dabei hat. Sie steht auf und holt einen Beutel aus ihrem Rucksack. Er ist aus Stoff und enthält einen weiteren Stoffbeutel, in dem die Topinambur-Knollen sind. Martina nimmt mit einer Hand zwei von ihnen heraus und weil sie feucht und erdig sind, sucht sie nach einer

Ablagemöglichkeit. Ich reiche ihr ein Metallsieb, das neben mir auf der Mittelinsel steht. Martina legt die beiden Knollen hinein, während ich ihr das Sieb halte. Dabei wirbt sie dafür, dass diese Sorte besonders süß sei und sie sie auch roh isst. „Einfach ausbuddeln, ein bisschen die Erde weg und in den Mund,“ sagt sie und lächelt. Ich bin skeptisch. Martina fährt fort, roh schmecke ihr „Topi“ besser als gekocht, da verliere es seinen ganzen Geschmack. Da habe ich eine ganz andere Meinung. Zwar aß ich bisher nur zwei- oder dreimal Topinambur, dann immer gekocht, und erinnere mich daran, dass es mild-süß, nussig und wohl-schmeckend war. Jessica kommt mir zuvor, indem sie einwirft, dass ihr Topinambur gekocht sehr gut schmeckt. Wie Kartoffeln habe es halt keinen intensiven Geschmack. Mir bleibt nur, ihr beizupflichten, was Martina dazu veranlasst zu wiederholen, sie möge es lieber roh.¹⁵ Außerdem ist sie jetzt drauf und dran, uns rohen Topinambur kosten zu lassen. Jessica winkt ab und entfernt sich. Ich starre auf die Knolle, die Martina aus dem Sieb ausgewählt hat – nach welchen Kriterien ist mir unklar – und nach kurzem Abwaschen beginnt mit einem Messer zu schälen. Ihre Hände sind noch leicht erdig, als sie mir ein Stück abschneidet. Sie sieht es aber und wäscht die geschälte Knolle und ihre Hände noch einmal kurz ab. Dann schneidet sie ein Stück ab und reicht es mir.

Ich habe wirklich überhaupt keine Lust es zu essen, denn während des Schälen erzählte Martina über Herkunft und Eigenschaften dieses Topinamburs. Sie hat einen 30-kg-Sack bei einem Handel für Forstbetriebe bestellt. Was sie mit so einer großen Menge wolle, frage ich erstaunt. Sie brauche gar nicht so viel, aber das war die kleinste angebotene Menge und der Preis ist bei diesem Anbieter am günstigsten. Was sie denn mit so viel Topinambur mache, hake ich nach. Sie pflanzt sie. Ich erkundige mich nach Standort- und Pflanzbedingungen. Martina lacht und sagt, das könne sie mir nächstes Jahr sagen, weil

15 Ähnlich wie Brennesseln erscheint auch Rohkost oft als besonders naturnahe Ernährungsweise. Immer wieder während meiner Forschung erwähnen Einzelne, es sei gesund und vor allem möglich, Pflanzen direkt aus der Erde oder vom Busch zu essen. Das steht im Kontrast zu denjenigen Ansichten, die Gemüse und Beeren oder Kräuter vor der Zubereitung auf jeden Fall waschen, um Krankheitserreger oder Schadstoffe nicht mit-zuessen.

sie den Großteil der Knollen an sehr verschiedenen Orten in ihrem Garten vergraben hat. Man könne Topinambur für den Forstbetrieb bestellen, weil Wildschweine die sehr gern essen würden und „Topi“ genutzt werde, um die Wildschweine an einer bestimmten Stelle anzulocken und abzuschießen. Das erzählt sie halb lachend. Die eigentliche Bestimmung dieses „Futter-“Topinamburs stehe dem Begriff von „naturfreundlich“ doch auf den ersten Blick sehr entgegen.¹⁶ Und Mäuse mögen es auch sehr gern. Im vergangenen Sommer hatte Martina „Topi“ in einer alten Badewanne in ihrem Garten angebaut und in dieser Wanne lebte eine kleine Feldmaus. Sehr einsam, aber sehr glücklich, wie wir scherzen. Martina hofft, dass die Mäuse ihr dieses Jahr nicht alles wegnagen. Diese Topinamburart sei nämlich mit besonders hohem Stärkegehalt und daher süß. Das führe aber auch dazu, dass sie sehr blähen. So stark, dass Martina kein Topinambur ausbuddelt und isst, wenn sie am nächsten Tag irgendwo hin muss.

An all das denke ich, als Martina mir das Stück Topinambur entgegenstreckt. Trotzdem greife ich aus Neugier zu und beiße hinein. Es schmeckt so, wie ich es kenne, nur der leckere süß-nussige Geschmack ist viel dezenter als bei dem gekochten Topinambur, das ich mal aß. Das Stück ist hart, ähnlich einer Möhre. Ich mag es nicht besonders, esse aber auf. Gleich bietet Martina mir ein weiteres Stück an, welches ich ablehne und meine, ihre Ausführungen über Blähungen hätten mich abgeschreckt und ich würde lieber vorsichtig sein. Sie lacht und nickt verständnisvoll.

Dann fragt sie mich, ob ich mir Knollen mitnehmen möchte. Ich wäge ab, bin aber neugierig, weil immer wieder über „Topi“ geredet wird. Ich suche mir vier Knollen aus und wickle sie ein. Eine andere Teilnehmerin fragt, ob sie etwas mitnehmen könne aus den Gemüseboxen, die von der SoLaWi gebracht wurden. Ich meine, ich wisse es nicht,

¹⁶ Eine kurze Internetrecherche im Anschluss an den Feldaufenthalt belehrt mich, dass „Topi“ tatsächlich in der Jagd eingesetzt wird, dass darüber hinaus aber auch Wildäcker angelegt werden, um im Winter als Nahrungsquelle für Wild zu dienen und Verbiss an Bäumen zu verhindern (<https://www.topinambur-manufaktur.de/Wildacker-mit-Topinambur> [zuletzt abgerufen am 9.1.2022]). Aus dem Bericht des KLIMWALD-Projektes weiß ich außerdem, dass Verbiss an Rinde und Jungbäumen ein ernstes Problem für den Erhalt von Wäldern speziell unter Klimawandelbedingungen darstellt (siehe Kapitel 5).

aber Martina wolle ihr „Topi“ loswerden. Die andere Teilnehmerin ist ganz begeistert und fragt, wo man sie einpflanzen kann. Ich lache und meine, das könne Martina ihr nächstes Jahr sagen. Die steht hinter mir und nimmt die Frage auf. Ich entferne mich. (*Feldnotiz, Klimaküche, 6.5.2019*)

Deutlich wird hier, dass die Verzehrbarekeit von Pflanzen für Organismen jeweils unterschiedlich ausfällt. Gleichzeitig sind Pflanzen und ihre Verspeiser:innen insbesondere über Nahrungspraktiken verbunden. Insekten werden von Pflanzen durch Farben und Botenstoffe angelockt, sie ernähren sich etwa von dem Nektar der Pflanze und helfen bei ihrer Verbreitung. Andere Tiere sollen zum Teil durch Bitterstoffe vom Verzehr der Pflanzen oder Pflanzenteile abgehalten werden (siehe die Szene mit den Lupinensamen oben). Durch Pflanzenzucht wiederum werden sogenannte *Kulturpflanzen* geschaffen, die die eine oder andere Eigenschaft stärker oder weniger stark ausgeprägt haben. Das besonders stärkehaltige Topinambur, das für die Wildfütterung gezüchtet wurde, schmeckt dann Martina ebenso gut wie den Wildschweinen und der Maus in der Topinambur-Badewanne. Die Szene zeigt aber auch, dass essbare Pflanzen und andere Nahrungsmittel keine abgegrenzte Materie sind, sondern Teil von mehr-als-menschlichen Gefügen (vgl. auch Heitger, Biedermann und Niewöhner 2021). Solcherlei Gefüge geben einen Einblick darin, wie Essbares nicht als passive Materialität existiert, sondern in verschiedenen Praktiken – menschlichen und nicht-menschlichen – verflochten ist (vgl. ebd., S. 37). Unter diesem Gesichtspunkt erscheint es auch notwendig, Räume anders zu wissen. „Anders“ bedeutet hier „essbar“. Raumwissen, wie Gertrud Koch (2011, S. 274) es nennt, ist Teil relationaler Raumpraktiken und dient dazu sie in alltägliche Sinngebungen einzubetten, die die beteiligten Materialitäten (z. B. Pflanzen) mit Bedeutungen verbinden.

Den Raum als essbar wissen

Der urbane Gartenbau und die Konzeption von Stadt als „essbaren Raum“ weisen auf zahlreiche heterogene Praktiken wie die oben beschriebenen hin. Die Stadt, betrachtet als Gefüge aus Ernährungsprak-

tiken, ist eine andere als diejenige, die als Gefüge aus Praktiken des Konsums betrachtet wird. Sie hält andere Affordanzen bereit. Sie dient zu etwas anderem, man bewegt sich anders in ihr, setzt sich anders mit den Materialitäten im Raum in Beziehung, weil man den Raum anders weiß und seine veränderten Affordanzen lesen lernt. Das veränderte Raumwissen (vgl. Koch 2011), welches entsteht, wenn Stadt als essbarer Raum begriffen wird, der einen ernährt, führt zu einer Dynamik urbaner Praktiken, die sich mit diesem Bedeutungswandel verändern: Ein Raum, der Nahrung bietet, soll bestimmten Anforderungen gerecht werden. Er soll Platz bieten für (wilde) Pflanzen und Kräuter und ebenso für gärtnerische Praktiken. Er soll „ein gutes Leben für alle“ ermöglichen, erfordert dafür aber das Erlernen von Kompetenzen, die es ermöglichen, den Raum überhaupt als essbar wahrzunehmen (s. o.). Wie dies zu erreichen ist, ist eine Aushandlungsfrage zwischen sehr unterschiedlichen Akteur:innen in der Stadt, wie auch Kapitel 5 und Kapitel 7 zeigen. Der ernährende, pflückbare Raum soll in der Hauptsache aber die Möglichkeit für Austausch und Gemeinschaft bieten. In diesem Rahmen kann und soll gelernt werden, wie man Raum *anders* denken kann. Gutes Zusammenleben bedeutet für die Essbare Stadt-Mitglieder, dass für alle – Menschen wie Tiere – genügend Nahrung sozusagen vor der Haustüre vorhanden ist, wenn durch gegenseitige Hilfe und gegenseitiges Lernen Gemeinschaft hergestellt wird.¹⁷

Viele Projekte und Mitmach-Aktionen zielen darauf ab, einen Wissenstransfer zu erzeugen und den Umgang mit essbaren Pflanzen zu üben. Dies reicht vom Säen und Ziehen von Gemüsepflanzen, Setzen von jungen Bäumen über Baumschnittkurse bis hin zu Ernte und Verarbeitung. Wildkräuter spielen dabei eine besondere Rolle, denn sie

17 Ein solches Verständnis des guten Zusammenlebens wird besonders anlässlich des „Global Degrowth Day (Tag des guten Lebens für alle)“ im Juni jeden Jahres und des weltweiten „Tag der Erde“, der jährlich am 22. April begangen wird, deutlich. In Kassel wird dazu jedes Mal in einem anderen Stadtteil ein großes Straßenfest gefeiert, mit vorwiegend ökologisch ausgerichteten, regionalen Erzeugnissen, Infoständen und einem Kunst- und Kulturprogramm. Auch die Essbare Stadt verkauft dort ihre Jungpflanzen und Lupinen-Burger. An vielen Ständen hängen Botschaften und Slogans, die auf das gute Zusammenleben von Mensch und Umwelt Bezug nehmen.

wachsen meist am Boden und urbaner Boden ist vielfältig genutzt. Ein einfacher Wissenstransfer kann als solcher nicht stattfinden. Aus praxistheoretischer Sicht muss Wissen als Kompetenz (siehe Kapitel 2) in Praktiken eingebunden werden.

Ich nahm im Sommer 2019 an mehreren Stadtteilspaziergängen und Radrundgängen mit dem Projekt KlimaKOSTmobil teil.¹⁸ Beim Radrundgang in Bettenhausen sind neben mir noch ein Ortsbeiratsmitglied aus Bettenhausen und ein Unternehmer aus dem Nachbarstadtteil Forstfeld dabei. In der nachfolgenden Szene wird deutlich, wie erst durch ein Ausprobieren, das durch die Gruppe als sicher vermittelt wird, eine essbare Pflanze als solche erfahren wird.

Wir gelangen an eine Felsenbirne, an der wir wieder anhalten. Und sofort greift erst Herr Maurer und dann Andreas, Kerstin, Herr Franke und ich zu dem kleinen Baum und stecken uns die roten Beeren in den Mund. Ich bin überrascht, für mich ist es neu direkt von der Straße zu essen. Bisher habe ich mich allein nicht getraut, weil ich immer unsicher bin, ob ich die Pflanze richtig erkenne und ob nicht doch irgendetwas Ungutes wie Schädlinge oder Abgase an den Früchten sind. Durch die Gruppen werfe ich meine Bedenken in den Wind äußere aber, dass es meine erste Felsenbirne ist und sage zu Andreas: „Ich hätte nicht gedacht, dass eine Felsenbirne so aussieht.“ Ich hatte bis hierhin schon ein paar Mal Andreas von Felsenbirnen, die die Essbare Stadt gepflanzt hat, sprechen gehört, mir anhand des Namens aber keine Vorstellungen machen können. Jetzt, wo ich sie sehe, meine ich aber schon oft Felsenbirnen im Stadtraum gesehen, aber nicht als solche erkannt zu haben. Andreas stimmt mir zu, Felsenbirnen würden schon viel gepflanzt werden. Er freut sich, dass ich etwas gelernt habe. Ich nehme noch eine zweite Beere. Sie ist süß und lecker. (*Feldnotiz, Radrundgang Bettenhausen, 21.6.2019*)

Ernährung aus dem Stadtraum bedarf der Kenntnis über Essbares. Dies bricht dabei mit gewohnten Vorstellungen von Obst, Gemüse

¹⁸ Stadtteilspaziergänge sind beliebte Formate der Bürger:innenpartizipation und begegneten mir daher nicht nur im Eichwald, sondern auch bei der Zusammenarbeit mit dem Projekt KlimaKOSTmobil.

und Gewürzen oder Kräutern. Wer sich aus dem Stadtraum ernähren will, muss über Kompetenzen der Pflanzenbestimmung verfügen. In gewisser Weise bedeutet das, Raum nicht nur als *begehrbar*, sondern auch als *pflückbar* anzusehen. Es findet eine Aneignung von Naturräumen statt, indem andere körperliche Praktiken stattfinden. Im Park legt man sich nicht nur auf eine Decke oder betätigt sich sportlich. *Practitioners* der Praktik *Essen sammeln* gehen nicht einfach nur spazieren. In einer pflückbaren Umwelt suchen sie fortlaufend. Die Augen, der Blick sind gerichtet auf Wegesränder, Hecken, „Gebüsch“. Wird der Blick fündig, bückt sich der Körper, um den Abstand zur Pflanze zu verringern und sie genauer zu betrachten. In der Hocke streckt sich vielleicht ein Arm aus, um mit den Fingern Blüten und Blätter auseinander zu breiten, um sie genauer zu erkennen, an ihnen zu reiben und zu riechen. Der Körper taucht in die Praktik der Pflanzenbestimmung ein. Er grenzt sich dabei von den spazierenden, sporttreibenden und liegenden Körpern ab, die den Raum als begehrbaren Boden nutzen. Sein Ziel ist zu eruieren, ob ein Pflücken sinnvoll ist, ob er also einer essbaren Pflanze entgegenblickt. Fällt die Entscheidung, wird der Körper sich erheben und je nachdem den Weg fortsetzen, weiter suchen oder ein Behältnis und gegebenenfalls ein Messer zur Hand nehmen, um zu sammeln. Wird nun Essen gesammelt ist eine erste Gefährlichkeitseinschätzung bereits vorgenommen worden. Die Pflanze ist als essbar klassifiziert worden.

Diese Entscheidung habe ich persönlich im Stadtraum nie getroffen, weil mir aufgrund zahlreicher Verwechslungsmöglichkeiten das letzte Quäntchen Sicherheit gefehlt hat. Wenn ich mich im Stadtraum bewege, achte ich seit meiner Forschung mit der Essbaren Stadt bewusst und regelmäßig auf Pflanzen, die an Wegesrändern und in Parks, am Bachlauf und so weiter wachsen. Ich habe jedoch nie eine gepflückt, genau aus dem Grund, den Julia auf dem Einmach-Workshop anspricht: Abgase und Hundeurin sind wenig romantische Begleiter urbaner Kräutersammler:innen. Ich sammele trotzdem – sozusagen – und zwar über eine Citizen-Science-App („Naturblick“) des Naturkundemuseums Berlin, die im Wesentlichen auf Stadtgrün ausgelegt ist. Mittels eines Fotos von einer Pflanze am Wegesrand ermittelt die

App nach einigen Augenblicken eine Auswahl an möglichen Pflanzen. Die Fotos werden auf dem Handy und in der App gespeichert, ich sammle also Bilder und Wissen, denn nach einigen Wiederholungen merke ich mir tatsächlich Aussehen und Wirkung von Pflanzen, die mir bis dahin eher geläufig waren unter dem Sammelbegriff „Unkraut“ – im Fachjargon korrekt als „Ruderalgrün“ zu bezeichnen, wie ich in mehreren meiner Interviews mit dem Umwelt- und Gartenamt Kassel erfahre (siehe Kapitel 7).

Ich erhalte mein Wissen über Ruderalgrün also nicht nur über Zusammenkünfte mit anderen, die sich dies über eigene Sammelpraktiken, Experimentieren und Mund-zu-Mund-Kommunikation erworben und verinnerlicht haben, sondern im Stadtraum selbst vorrangig technisch vermittelt. Denn im Stadtraum bin ich eine einzelne Geherin. In meinem Hier und Jetzt in den Straßen und auf den Wegen ist das Wissen der Gruppe, von der ich schon viel gelernt habe, entfernt, es bietet sich mir keine Möglichkeit meine Vermutungen abzugleichen und mich zu vergewissern, dass ich nicht die falsche Entscheidung treffe. Wissen bedeutet Sicherheit, mit Unwissenheit geschlagen fehlt mir die Grundlage, meine Praktiken zu aktualisieren (vgl. auch Certeau 1984, S. 192f.). Die App bietet mir zwar Bilder zum Vergleich, gibt aber auch nur Wahrscheinlichkeitseinschätzungen an, ob sie eine Pflanze richtig einordnet. Sie kann mir nur selten vermitteln, dass eine Pflanze sehr sicher richtig bestimmt worden ist. Der Nachteil, das merke ich bald, ist die fehlende Verkörperung dieses Wissens. Mir fehlen letztlich doch die notwendigen Kompetenzen zur Pflanzenbestimmung und für mich bleibt die Stadt größtenteils „nicht-essbar“.

Die Betonung von Visualität in technischen Kontexten (vgl. Latour 2012) bindet Realitäten auf einen zweidimensionalen Bildschirm. Obgleich die wissenschaftliche Bestimmung von Pflanzen seit jeher auch zweidimensional erfolgt – sei es auf Papier in Herbarien oder digital in Pflanzenbestimmungs-Apps – sind auch andere Sinne für die Bestimmung im Alltag hilfreich: Um ungenießbare Maiglöckchen von schmackhaftem Bärlauch zu unterscheiden, reibt man am besten die Blätter und überprüft den Geruch der aufgeriebenen Stelle. Er sollte knoblauchartig (eben nach Bärlauch) riechen. Diese Kompetenz zur

Bestimmung von Pflanzen wird über persönliche Kontakte und Erfahrungsaustausch in einem offenen Prozess des *learning by doing* vermittelt, erweitert und gefestigt (Feldnotiz Jungpflanzenverkauf, 12.5.2019).

6.3 Gemeinschaft als Wissenskontext und (sicheres) Experimentierfeld

Die Verbreitung verschiedener Kompetenzen ist bei der Essbaren Stadt Kassel eingebunden in gemeinschaftliche Aktivitäten, bei denen Menschen mit mehr oder weniger Wissen und Erfahrungen zusammenkommen. Es entsteht ein kollektiver Wissensvorrat, der für die Gruppe von zentraler Bedeutung ist. Es gibt Personen, die viel über Pflanzen und essbare Pflanzen wissen, sei es durch eine formale Gärtner:innenausbildung, durch den Besitz eines eigenen Gartens oder durch langjährige Erfahrung im urbanen Gärtner-Kontext der Essbaren Stadt (vgl. auch Lüder und Schwab 2020). Regelmäßig werden Workshops zu verschiedensten Themen angeboten. Sie kommen meist zustande, indem jemand eine Person kennt, die einen Workshop anbieten möchte (etwa Pilz-Anzucht, Tofu- oder Seitan-Herstellung) und fragt zum Beispiel auf dem einmal im Monat stattfindenden Stammtisch (der weniger ein schwankhafter Meinungs austausch und mehr ein Organisations- und Koordinationstreffen ist).

In den Workshops, der Klimaküche oder bei anderen Zusammenkünften der Essbare-Stadt-Mitglieder begegnen mir verschiedene Pflanzen immer wieder: Der oben erwähnte Gundermann, der wohl ganz vorzüglich schmecken soll, ebenso Giersch, der oft in großen Mengen auffindbar sein soll, dann Holunder, dessen Blüten im Frühjahr bereits verwendet werden können und der im Sommer noch einmal mit Beeren nachlegt, Brombeeren, die in der Fuldaaue in riesigen Hecken wachsen, und Bärlauch, der auch auf dem Hauptfriedhof wächst. Selbst gepflückte Wildkräuter gelten als Gaumenschmaus unter den Mitgliedern der Essbaren Stadt und werden stets laut angepriesen.

Ästhetik als motivierender Aspekt des In-Beziehung-Setzens

Selbstbestimmt wuchernd und wild durchmischt sind im Umfeld des Vereins Essbare Stadt die Gärten, deren dezidiert nicht ordentlich-gestutzte Gestaltung als bevorzugt unter den Mitgliedern diskutiert werden. Zu verschiedenen Anlässen werden immer wieder selbst gesammelte Kräuter mitgebracht. Ihre visuelle und olfaktorische Ästhetik fördern dabei das Gemeinschaftsgefühl. Obgleich für alle Speisen Dankbarkeit ausgedrückt wird, sind Wildkräuter und Wildkräutersalate meist überschwänglich willkommen. In der Gemeinschaft der Essbaren Stadt befinden sich alle im Kreis von Gleichgesinnten, die Wildkräuter mögen, sie sammeln können oder wenigstens den Aufwand und die Kompetenz derjenigen, die sammeln, zu schätzen wissen, wie anlässlich einer Mitgliederversammlung deutlich wird.

Nach der Versammlung gibt es Essen, das Karin gekocht hat. Die Atmosphäre ist entspannt. Es wird sich aus den großen Töpfen in der Tischmitte gegenseitig aufgetan. Karin war wandern und hat eine große Portion Wildkräuter gesammelt, aus der sie einen Salat angerichtet hat. Über den wurde heute schon viel gesprochen, aus allen Richtungen kommt die Bitte die Salatschüssel weiterzureichen. Zum Glück gibt es reichlich. Die Rufe nach der Schüssel mischen sich bereits mit Lob über den Geschmack und die Schönheit des Salats. (*Feldnotiz, Mitgliederversammlung Essbare Stadt, 3.4.2019*)

Gemeinsam mit essbaren Blüten (von Kornblume, Kapuzinerkresse, Gänseblümchen oder Salbei oder ähnlichen Kräutern und Blumen) sind Wildkräuter wichtig, um die Ästhetik einer urbanen Selbstversorgung zu vermitteln. Sie dienen dem Anreiz und der Dokumentation von gesunder und ästhetischer Nahrung. Damit stehen sie im Kontrast zu den Gefahren, die von Umweltgiften wie Abgasen und Pestiziden oder von tierischen Ausscheidungen oder für Menschen schädlichen Tieren, wie dem Fuchsbandwurm, ausgehen.

Abbildung 12 zeigt die Einladung zu einem Workshop, der durch lokale Kooperationen eines Restaurants und einer Köchin mit dem Projekt KlimaKOSTmobil entstand. Anhand der Bilder im oberen Bereich wird gleich deutlich, dass es sich beim Wildkräuter-Kochen um



Abbildung 12: Flyer des Wildkräuterworkshops (eigenes Foto)

eine schöne Tätigkeit handelt: Die bunten Farben und harmonischen Formen der abgebildeten Blüten und Blättern wirken anregend und einladend sowohl in ihrer arrangierten Form auf dem Teller links im Bild als auch auf den Baguettescheiben oben rechts im Bild. Durch die bildlich-ästhetische Einordnung des Wildkräuter-Kochens erfolgt eine Einladung an die Betrachtenden. Darauffolgend werden die gängigen Informationen zu den Veranstaltungsformalia aufgeführt. Der letzte aufgeführte Tagesordnungspunkt zeigt dann wieder den Aspekt der Wissens- und Erfahrungsvermittlung auf: Gemeinsam begibt man sich von einem Innen (der Küche) in das Außen, den Garten. Direkt in der Natur, dem angelegten Gemeinschaftsgarten ForstFeldGarten, können die Teilnehmenden lernen, wie Wildkräuter gesammelt werden können, um dies in ihre eigenen Alltagspraktiken einzubauen. Beachtenswert ist dabei der Raum, in dem dieses Lernen stattfindet: der ForstFeldGarten.

Der ForstFeldGarten ist eines der Hauptprojekte des Vereins Essbare Stadt. Aus ihm stammen häufig die Zutaten für die Klimaküche. Er ist ein offenes Angebot und jederzeit betretbar. Als Permakulturgarten¹⁹ ist er von einer Vielfalt an gesäten, gesetzten und sich selbst verbreitenden Pflanzen geprägt. Es gibt Beete, die insbesondere im Frühjahr gut erkennbar sind, weil sie frisch umgegraben sind. Es gibt aber auch zahlreiche Hecken und Sträucher, die sich an den Rändern des Gartens selbst verbreiten. Manche Pflanzen sind von der Essbaren Stadt oder von Nutzer:innen der angebotenen Parzellen vielleicht auch schon vor einiger Zeit gepflanzt worden und breiten sich aus.²⁰

Pflanzen fordern Einzelne heraus. In der Gemeinschaft der Klimaküche kann der Umgang mit ästhetisch-wild gestalteten Gärten diskutiert und neue Kompetenzen erworben werden. Nicht nur Topinambur muss mit Vorsicht gepflanzt werden, auch Pfefferminze breitet sich selbstständig aus. An einem Treffen in der Klimaküche wendet sich die Teilnehmerin Carola ratsuchend an die Anwesenden, unter denen sich an diesem Abend auch erfahrene Mitglieder der Essbaren Stadt befinden.

Carola erzählte an der Kücheninsel, dass sie sehr viel Pfefferminze im Garten hat, und Karin ist darauf eingegangen. Und dann haben sie sich lange darüber unterhalten, wie die Minze wächst und welche unterschiedlichen Minz-Sorten es gibt. Carola hat nämlich über zehn Quadratmeter Minze, also bei ihr im Garten muss es richtig gewuchert sein. Sie hat erzählt, letztes Jahr waren es drei bis vier Quadratmeter und jetzt zehn. Minze ist also auch eine der Pflanzen, die sich sehr stark selbst ausbreiten. Ich habe mich gleich ein bisschen an Topinambur

¹⁹ Ein Permakulturgarten ist so angelegt, dass er als intaktes Ökosystem das ganze Jahr über Nahrung bietet ohne dass der Boden ausgelaugt würde oder Pestizide oder ähnliches nötig wären. Als Garten im Gleichgewicht erfreut sich das Konzept immer größerer Beliebtheit.

²⁰ Insbesondere der Baumspinat breitet sich selbstständig aus. Er ist gut erkennbar durch den magentafarbenen Staub, der sich um seine Blattachse sammelt und die ansonsten unspektakulär aussehende Pflanze zu etwas besonderem macht. Der Staub sammelt sich beim Pflücken der Blätter für die Zubereitung auch an den Fingern, dadurch macht diese etwas mühselige Arbeit auch gleich etwas mehr Spaß (Feldnotiz Klimaküche, 3.6.2019).

erinnert gefühlt, aber auch in die Brombeeren, die ja auch immer zurückgedrängt werden müssen, damit sie sich nicht komplett irgendwo ausbreiten. Es ist offensichtlich eine Eigenschaft von mehreren Nutzpflanzen. (Feldnotiz, Klimaküche, 5.8.2019)

Carola erwähnt auch, dass sie die Minze schön im Aussehen und ansprechend im Geschmack findet, doch die Masse an Minze ist zu viel für sie und ihren Garten. Die Besonderheit bei den Mitgliedern der Essbaren Stadt, in der obigen Szene vertreten durch Karin, besteht in dem umfangreichen Wissen über Pflanzen und dem intendierten Lerneffekt und Wissenstransfer, der den Verein trägt und auch Ziel der Klimaküche ist. Das Zusammenspiel mit Pflanzen ist nämlich dadurch geprägt, dass sie – anders als in kapitalistischen Formen von Landwirtschaft – nur teilweise „domestiziert“ sind. Sie wachsen und verändern ihr Umfeld durch ihre Ausbreitung. Eine vom Menschen uneingedämmte Pflanzenwelt wird von Karin und Carola und anderen Mitgliedern des Vereins Essbare Stadt als ästhetisch schön angesehen. Zusätzlich ermöglichen Pflanzen, die sich selbst ausbreiten und nicht dem Bild einer gepflegten Natur entsprechen, die Sammelpraktiken, die für klimafreundliche Ernährungspraktiken in „essbaren Städten“ notwendig sind. In den urbanen Gefügen von essbaren Räumen erlangen sie so die Wirkmächtigkeit von vitaler Materie (vgl. Bennett 2010) und überschreiten die Grenzen, die ihnen zunächst zugewiesen werden. An sich stark ausbreitenden Pflanzen kristallisiert sich regelmäßig die Frage: Was tun mit Pflanzen? Durch die Praktik der Ausbreitung fordern Pflanzen wie Minze, Topinambur oder Brombeeren gärtnerische Praktiken heraus. Eine Notwendigkeit des Sich-In-Beziehung-Setzens entsteht, das von den Kompetenzen der *practitioners* abhängt, wie im Folgenden deutlich wird. Dafür sind gärtnerische Kompetenzen hilfreich, denn sie eröffnen Möglichkeiten wie mit den Pflanzen umgegangen werden kann.

Karin hat ein großes Wissen über Pflanzen, sie kennt Pflanzenarten, Pflanzenfamilien – auch mit den lateinischen Namen – und kennt sich auch in der Verwendung sehr gut aus. Zum Beispiel sagte Carola, dass sie sich nicht manchmal nicht sicher sei, ob sie, wenn die Pfefferminze

geblüht hat, sie noch verwenden kann oder ob sie giftig wird. Karin erklärt, das sei eigentlich nicht der Fall. Sie kenne das von keiner Heilpflanze, dass sie giftig wird nachdem sie geblüht hat. Dass in manchen Büchern stehe, man solle Pflanzen nach der Blüte nicht mehr verwenden, hänge eher damit zusammen, dass sie nach der Blüte ihr Aroma verlieren. Genauso sei es beim Trocknen, dabei würden Pflanzen auch ihr Aroma verlieren. Carola überlegt, was sie mit der ganzen Minze macht. Sie habe sehr viel, und erzählte, dass sie schon überlegt hatte, die Minze zu trocknen. Karin meinte, wenn es richtig gute Minze ist, kräftig im Geschmack, dann könne man sie trocknen. Sonst lohne sich das nicht, weil beim Trocknen eben Geschmack verloren geht und dann der Tee nach gar nichts schmeckt. Sie fügt hinzu, dass man eigentlich aus so gut wie allem einen Tee machen kann. Die Frage sei nur, ob er dann schmecke. Da haben wir alle ein bisschen gelacht. Ich denke an Kerstin, durch die ich auch viel über Heilkräuter erfahren habe und die auf dem Rundgang im Bettenhausen an der Losse entlang auch immer wieder gesagt hat, von diesem und jenem könne man Tee machen und wofür die Tees dann jeweils wirken. Tee ist auf jeden Fall eine wichtige und gängige Verwendung für Wildkräuter. (*Feldnotiz, Klimaküche, 5.8.2019*)

Wissen über Pflanzen ist, dies wird bei Anne, Karin und Andreas besonders deutlich, vor allem Erfahrungswissen. Ganz entscheidend ist ein Wissen über Aufzuchtbedingungen, Verarbeitungsweisen und mögliche Gefahrstoffe, die vielfach ausprobiert wurden. Die Zusammenkünfte in unterschiedlichen Essbare-Stadt-Konstellationen sind nicht nur eine Weitergabe von Erfahrung und Wissen, sondern auch ein Experimentierfeld, in dem sich Unwissende und Unerfahrene ausprobieren können und angeleitet und geschützt werden durch Personen mit mehr gärtnerischen Kompetenzen. Ausprobieren findet in einem sicheren Umfeld statt. Das Empfinden von Ästhetik motiviert dabei die experimentelle In-Beziehung-Setzung mit bekannten und unbekanntem (essbaren) Pflanzen.

Gemeinschaft als Wissenskontext

In der Gruppe wird einiges ausprobiert. Dabei ist die Zugehörigkeit zur Gruppe ein weiteres ein wichtiges Motivationsmerkmal, um an der Klimaküche teilzunehmen. Das zeigt sich an der Aussage in der Gruppendiskussion, die für die Projektevaluation durchgeführt wurde (siehe Kapitel 3.1). Sie förderte einen wesentlichen und zu diesem Zeitpunkt überraschenden Punkt zu Tage: Ein Teil der Teilnehmenden hatte begonnen, sich auch ohne die Projektleiter:innen selbstorganisiert an einem weiteren Termin im Monat zu treffen. Die Klimaküche fand vierzehntägig immer am 1. und am 3. Montag eines Monats statt, hin und wieder gab es Monate mit fünf Montagen, an einem 5. Montag im Monat war allerdings keine Klimaküche formell vorgesehen. Bei der Gruppendiskussion erzählte etwa die Hälfte der Anwesenden (eine Handvoll Personen), dass sie sich auch am letzten 5. Montag getroffen hätten, weil sie es schade fanden, sich nicht zu sehen. Die Projektleitung wussten bis dahin nicht davon. Sie werteten dieses eigenständige Treffen der Teilnehmenden als einen erster Erfolg des Projekts, denn die angeleiteten Aktivitäten verselbständigen und beginnen sich im Stadtteil zu verankern, so dass von einer Verstetigung von Angeboten gesprochen werden kann, wie sie vom Fördermittelgeber angestrebt wird (s. o.). Es bestand aber auch die Möglichkeit nur an den Gesprächen und der Gemeinschaftlichkeit teilzuhaben. Das führt dazu, dass das Kochen immer wieder in den Hintergrund rückte. So weit, dass ich an zwei Abenden vom Außenbereich des Sandershauses, wo ich mich mit anderen Teilnehmenden unterhalten hatte, wieder in die menschenleere Küche kam und den Herd ausstellte, um ein Anbrennen zu verhindern. Mindestens einmal machte ein anderer Teilnehmer diese Erfahrung auch. Daraus schließe ich, dass das Erleben von Gemeinschaft im Vordergrund steht und nicht das Erlernen des *Klimakochens*, sodass die Stabilisierung und Etablierung der *Praktik klimakochen* über das Format der Klimaküche hinaus fraglich

ist.²¹ Ob nach Projektende diese Verstetigung weiterhin besteht, kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden.

Über die Klimaküche entsteht zumindest für die Zeit des Projektes eine Verbindung in den Stadtraum und eine Vernetzung mit Kasseler urbanen Gärten. Personen, die im ForstFeldGarten aktiv sind, erfahren dort von der Klimaküche und nehmen an ihr teil, umgekehrt beginnen Teilnehmende der Klimaküche sich für den ForstFeldGarten zu interessieren, aus dem ein Teil der in der Küche verarbeiteten Pflanzen kommt. Wesener und Kolleg:innen (2020) identifizierten beispielsweise in einem international angelegten Vergleich von Literatur über urbane Gärten, die sie mit eigenen Fallbeispielen aus Neuseeland und Deutschland verzahnten, dass hauptsächlich soziokulturelle Faktoren eine förderliche Wirkung auf die Entstehung und den Erhalt von urbanen Gärten haben. Sie führen unter anderem „sense of community“ und „creation and dissemination of knowledge and skills“ als Faktoren an, die den Fortlauf von urbanen Gärten positiv beeinflussen. Ähnliches ist auch für die Klimaküche festzustellen. Sie ähnelt in ihrer Logik von sozial-ökologischem Zusammenleben dem *urban gardening*.

Es entstand mit der Klimaküche ein loses Netzwerk aus Personen und Räumen, die sich Infrastrukturen des Zusammenarbeitens und Zusammenessens aufgebaut haben, um Gemeinschaft zu erfahren. In der Gruppe findet dabei auch Austausch zu den Kompetenzen statt, die für eine Ernährung in einer essbaren Stadt notwendig sind. Es geht aber vorrangig um *learning by doing* (Feldnotiz Jungpflanzenverkauf 2019; vgl. auch Lüder und Schwab 2020). Die Menschen, die in der Klimaküche zusammenkommen, kennen sich zum Teil aus beruflichen Kontexten in den umliegenden Industriebetrieben oder sozialen Berufen in der Region. Andere kennen sich, weil sie seit vielen Jahren in der Kasseler Aktivismus-Szene aktiv sind. Aktivismus und insbesondere ökologischer Aktivismus in Kassel ist geübt

21 Eine weiterführende oder abschließende Einschätzung lässt sich an dieser Stelle nicht vornehmen, da die Datenerhebung für die vorliegende Arbeit pandemiebedingt endete bevor die Klimaküche abgeschlossen war.

im Zustandebringen von Gemeinschaft (siehe Kapitel 4.2). Aus dieser Gemeinschaft heraus ergibt sich nun ein lokal spezifischer Umgang mit Klimawandel, der sich daraus entwickelt, dass es ein nationales Förderprogramm gibt, die NKI, durch welche ein Stadtteil-Projekt gefördert wird, das als Projekt nicht neu ist, aber die bestehenden Aktivitäten des Vereins Essbare Stadt vertieft und erweitert. Globale Klimaziele werden so lokal interpretiert und verhandelt mit Alltags von Menschen. Dabei steht nicht immer das Ziel der CO₂-Reduktion an oberster Stelle (vgl. Olmos 2011). Der Erfolg von Projekten ist nicht direkt messbar, auch wenn dies vom Projektträger versucht wird (siehe Kapitel 4.2). Im Wesentlichen ist fraglich, ob sich eine globale Logik der CO₂-Reduktion überhaupt in alltägliche Zusammenkünfte und Gemeinschaften übersetzen lässt.

Auch wenn über die Projektleitung eine Form der Umweltbildung stattfindet, die darauf abzielt, dass die Teilnehmenden Wissen über die CO₂-Bilanz ihres Essens erhalten und darüber, warum gemeinsames Kochen als *Klimakochen* bezeichnet werden kann, steht in den konkreten Praktiken des gemeinsamen Kochens anderes im Vordergrund: das Erleben von Gemeinschaft. Die Stabilisierung der „Proto-Praktik“ *klimakochen* wird von zwei Dingen gerahmt. Einmal die Frage: Ist das essbar und wie wird es wohlschmeckend zubereitet? Und zweitens der Umstand, dass Gemeinschaftserleben eine stärkere Motivation für die Teilnehmenden der Klimaküche ist als das Erweitern ihrer Kochkompetenzen oder das Anpassen ihrer allgemeinen Koch-Praktiken zu *Klimakoch*-Praktiken. Essbarkeit liefert einen viel alltäglicheren Zugang zu Pflanzen als die Tatsache, dass sie gegessen werden sollten, um durch kurze Lieferwege und veganes Kochen CO₂ einzusparen und das Klima zu schützen. Dennoch bleibt CO₂ nicht außen vor. Mit Olmos (2011) lässt sich vielleicht davon sprechen, dass wir es hier mit einem Klima-Synkretismus zu tun haben (vgl. ebd., S. 76), also mit der Verschmelzung und (Neu-)Interpretation von globalen Klimaschutzbestrebungen in Alltagspraktiken. Noch kann nicht davon gesprochen werden, dass diese Verschmelzung sich in gesellschaftliche Gruppen so eingeschrieben hat und von einem zusammenhängenden Gesamtsystem von klimabezogenen Sinnzuschreibungen im

Alltag gesprochen werden kann. Für die Mitglieder der Essbaren Stadt und anderer Initiativen der Umweltbewegung ist möglicherweise davon zu sprechen, dies müsste aber weitergehend untersucht werden.

Kritisch anzumerken ist abschließend, dass eine Verschränkung von politischen Wirkungsabsichten zwischen nachhaltiger Entwicklung und Klimaschutz auf lokale Akteure wie Ernährungsinitiativen geladen wird. *Klimakochen* als Ausdruck des Wunsches Klimaschutz im Alltag zu verankern kann in einer Reihe gesehen werden mit Debatten um nachhaltige Ernährung, die bereits seit den 1980er Jahren geführt und seit den 1990er Jahren im politischen Diskurs angekommen sind (vgl. Rückert-John 2011, S. 349). Mit der breiten Förderung von Projekten, die zwar Alltagshandeln von Bürger:innen in den Fokus nehmen, aufgrund der kurzen Projektlaufzeiten (im Falle des Projektes KlimaKOSTmobil waren es zwei Jahre) aber nicht die zeitlichen Kapazitäten haben, um eine Verbindung ihrer Aktivitäten mit den in der sozial-ökologischen Forschung üblichen und für einen Wandel zu einer in der Bevölkerung breit verankerten nachhaltigen Ernährung angebrachten Lebensstilanalysen zu bewerkstelligen (vgl. auch ebd., S. 355ff.). In der Klimaküche kann sich niemand außer der Projektleitung mit dem Prozess des Kochens identifizieren, weil das Kochen an sich optional ist. Da dieses Teilprojekt aber davon ausgeht, dass über Kochen Wissen vermittelt wird, ist fraglich, ob ohne identitätsstiftendes Moment eine Aneignung von Kochpraktiken und Ernährungswissen tatsächlich stattfindet und eine Verstetigung nachhaltiger Ernährungspraktiken im Stadtteil gelingen kann. Dafür wäre eine direktere Verknüpfung zwischen *klimakochen* und sammeln als Praktiken-Gefüge notwendig. Am Beispiel der Klimaküche wird deutlich, dass Alltagspraktiken nur im Kontext und unter Berücksichtigung von Praktiken-Gefügen transformiert werden können.

6.4 Diskussion

Durch die Sichtbarmachung von Praktiken in und um die Klimaküche des Projektes KlimaKOSTmobil wurde deutlich, wie in gemein-

schaftlichen Zusammenkünften Wissensformen auf Praktiken wirken und umgekehrt. Wissensformen sind dabei im Sinne von Shove und Kollegen (2012) als Gefüge von explizitem Wissen und impliziten Formen von Erfahrung, körperlicher Gebundenheit und unbewussten Routinisierungen zu verstehen. Herausforderungen für die Verstetigung von Praktiken, die aufgrund von Klimaschutzbelangen angestrebt wird, bestehen in (i) der Unkenntnis über die Essbarkeit von unbekanntem Pflanzen und insbesondere deren adäquater Zubereitung, (ii) Unklarheit über die Verteilung von Expertise, (iii) deren Personengebundenheit in Kombination mit unregelmäßiger Anwesenheit bzw. Verfügbarkeit und (iv) die Unsichtbarkeit von Emissionseinsparungen, die erst kommunikativ hergestellt werden muss. Förderliche Einflüsse, wie die gelungene Herstellung einer Gemeinschaft, wenn auch in kleinem Rahmen, konnten dadurch für Klimaschutzbelange weniger zum Tragen kommen. Die Gemeinschaft wurde stärker über das gemeinsame Essen als über das Kochen erfahren, sodass Wissen über klimaschonende Zubereitung wenig thematisiert wurde, ebenso wie der Anbau und der Transport der Pflanzen. Diese Herausforderungen wurden von der Projektleitung bearbeitet, indem die Klimaküche in den Bekanntenkreis der Essbaren Stadt eingeordnet wurde. So waren bei mehreren Klimaküchentreffen erfahrene Mitglieder der Ernährungsinitiative mit anwesend und konnten mit ihren ausführlichen Kenntnissen von Zubereitungsweisen, aber auch Anekdoten über Fundstellen von Beeren oder Wildkräutern, oder Berichten über andere Zusammenkünfte beispielsweise im Forstfeldgarten oder bei den ebenfalls angebotenen Projektworkshops, den Wissenskontext der Klimaküche erweitern. Sie machten so plausibel, dass *klimakochen* keine vereinzelte Aktivität ist, sondern in mehrere Zusammenhänge eingebunden ist. So sind zwar *practitioners*, die mit unterschiedlichen Lebensweisen ausgestattet sind, anwesend, diese Lebensweisen, die in der Klimaküche expliziert wurden, sind aber unteilbar mit einer auf sozial-ökologisches Zusammenleben ausgerichtete Sicht auf die Welt verbunden, weil sie in der Kasseler ökologischen Szene zu verorten sind.

Klimakochen erscheint so mehr als eine Frage des kontinuierlichen In-Beziehung-Setzens mit der Umwelt anstatt als eine Frage gezielter Einzelaktivitäten. Es ließ sich in der Klimaküche daher sowohl ein Aneignen von neuen, auch mit Praktiken verbundenen, Kompetenzen beobachten, wie auch das Entstehen einer kleinen Gruppengemeinschaft. In einem sehr kleinen Bezugsrahmen erfüllte die Klimaküche die vom Projekt angestrebten Ziele, verfehlte aber bis zum Ende dieser Arbeit die Etablierung und Verstetigung im Stadtraum im angrenzenden Stadtteil. Für die Klimaschutzbestrebungen der Bundesregierung, die über die NKI über Förderung in konkrete, lokale Maßnahmen umgesetzt werden sollen, erfolgt in der Projektevaluations eine Bewertung der Emissionseinsparungen. Klimaschutz löst sich auch auf lokaler Ebene nicht vom CO₂, dessen Einsparung international vereinbart werden. Dieses Vorgehen folgt der Logik einer Messbarkeit von Klimaschutz. Durch die Ausführungen zur Klimaküche wurde demgegenüber sichtbar, wie Wissen nicht einfach durch Wissen um Klimabelange wie notwendige Emissionseinsparungen übertragen wird. Unter den verschiedenen Anforderungen an eine kompetente, sichere und klimaschonende Ernährungsweise sind besonders die kontextspezifischen Verschränkungen von Lebensweisen und soziomateriellen Infrastrukturen als Speicher von kulturellem Wissen von Bedeutung. In diesem Kapitel wurde erkennbar, wie diese fehlende Einbettung eben nicht zur gewünschten Dynamik führt und neue Ernährungspraktiken nicht unmittelbar entstanden sind.

In der Klimaküche ging es um ein variables *practitioners*-Bündel. Die Teilnehmenden der Aktivität bestanden aus einer kleinen Kerngruppe, die unterschiedlich durchmischt und zeitweise von weiteren Personen erweitert wurde. Zwei Elemente der zentralen Praktik können als beständig angesehen werden: (i) Die materiellen Voraussetzungen von Kochutensilien und Speisezutaten wurden durch die Projektleitung in ausreichender Anzahl und Menge bereitgestellt. (ii) Die durch das Projektthema vorgegebene Bedeutung des klimaneutralen Kochens wurde durch Aushänge und das spontane Tischgebet hin und wieder verdeutlicht. Auch wenn es nicht ständig expliziert wurde, zeigte die sporadische Bezugnahme in Gesprächen, dass Klimaneutra-

lität immer implizit mitgedacht wurde. Zusätzlich waren die Gemüsepflanzen Trägerinnen dieser Bedeutungen: regional, ökologisch angebaut, kurze Transportwege, zum Teil eher unbekannt aber in der Region gut wachsende Arten und Sorten von Gemüse, Wildkräutern und Beeren. Um aus einem gemeinschaftlichen Kochen ein *Klimakochen* zu machen, das auch weitergetragen wird und sich als Praktik im Stadtteil und möglicherweise darüber hinaus verstetigt, braucht es noch weitere Verbindungen im Bereich der Kompetenzen, also des praktischen, verkörperten Wissens. Sie sind durch die Verschiebungen bei den Elementen Bedeutung und Materialitäten herausgefordert und bedürfen einer flexiblen Anpassung, damit die Praktik des *Klimakochens* sich etablieren kann. Denn kochen und *klimakochen* unterscheiden sich in einigen Punkten (siehe Abbildung 13), die aus dem Umstand entstehen, dass die Bereitstellung jeglicher Nahrungsmittel heute für die meisten Menschen weitestgehend über Groß- und Einzelhandel stattfindet. Selbst angebautes Gemüse ist für die Mehrzahl von Städter:innen nicht zugänglich oder umsetzbar. Gemüse und Kräuter werden für das Kochen entsprechend in Einzelhandelsgeschäften eingekauft. Der Einzelhandel sichert die Nahrungsmittelbereitstellung nicht nur in der Menge, sondern auch durch Sortenwahl und Qualität. Mit der Einschränkung, dass unsichtbare Gefahren durch Insektizide und Pestizide vorhanden, aber eben unsichtbar sind (und beim Einkaufen wegen dieser Eigenschaft und ihrer Allgegenwärtigkeit im Prinzip nicht mit bedacht werden können), stellt der Einzelhandel eine Vorauswahl an unbedenklich essbaren Gemüsen bereit. Aufgrund dieser Auswahl kann bei jedem Einkauf davon ausgegangen werden, dass es sich um essbare Pflanzen handelt, an deren grundsätzlicher genießbarkeit kein Zweifel bestehen muss. Kompetenzen für die Praktik kochen umfassen daher: (i) für das Rezept Relevantes einkaufen, (ii) auf Routinen in der Zubereitung zurückgreifen. Die Bereitstellung des Gemüses für das *Klimakochen* dagegen erfordert weitere Kompetenzen. Wildkräuter und in der Stadt gesammelte Beeren sowie im Gemeinschaftsgarten angebautes Gemüse können unbekannt sein, wie der Baumspinat mit seinen pink bepuderten Blättern oder Topinambur und gelbe Bete, die sich im Einzelhandel gar nicht

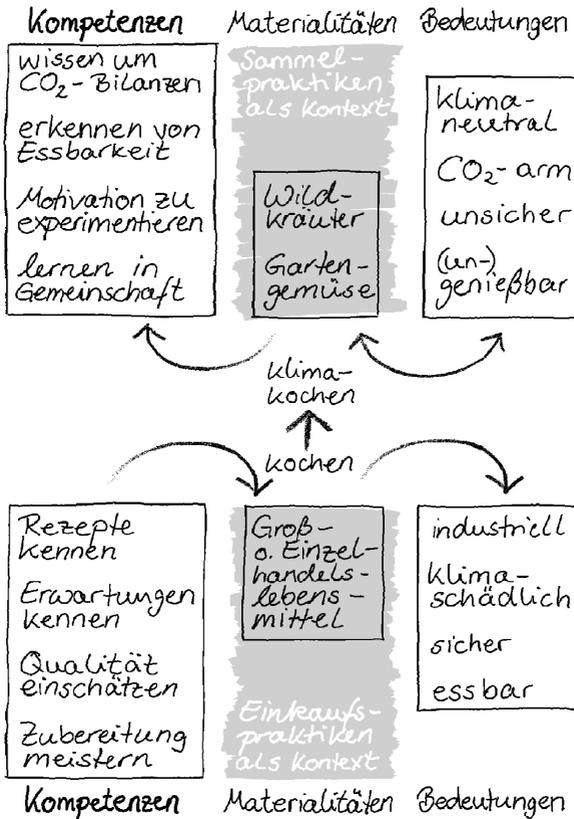


Abbildung 13: Unterschiede zwischen der etablierten Praktik „kochen“ und der „Proto-Praktik“ klimakochen (eigene Darstellung)

oder nur selten finden lassen. Ungleich des Einzelhandelsangebots ist die Verfügbarkeit von essbaren Pflanzen – ob wild gesammelt oder angebaut – stark saisonal abhängig und Größe und Form der Früchte boden- und witterungsbedingt. Für das Zusammentragen von Zutaten kann daher nur in begrenztem Rahmen ein Rezept erhalten. Gekocht werden kann in der Klimaküche, was aktuell verfügbar und reif ist und dessen Wuchsstellen bekannt und als adäquat empfunden sind (in Bezug auf Abgase und Hundeurin).

Zum *Klimakochen* braucht es Sammel-Kompetenzen, die Ortsbedingungen umfassen und natürlich die Kenntnis über essbare Pflanzen in ihrem Aussehen und Geruch, über die sie bestimmt werden können. Unter den *practitioners* in der Klimaküche sind solche Kompetenzen ungleich verteilt. Während die Projektleitung und hin und wieder mitkochende Mitglieder des Vereins Essbare Stadt über ein umfassendes Pflanzenwissen gepaart mit Anbau- und Sammelerfahrungen verfügen, kennt sich der Großteil der Teilnehmenden nicht besonders gut mit der Beschaffung von essbaren Pflanzen jenseits des Einzelhandels aus. Dies zeigt sich in der Unsicherheit über die Zubereitung der vorhandenen essbaren Pflanzen und den an die Projektleitung gerichteten Nachfragen.

In der Klimaküche lernten die Teilnehmenden (als der Baumspinat im Frühsommer in großen Mengen in der Küche lag), dass die um den Baumspinat gewickelte Windenart nicht genießbar ist und entfernt werden musste und dass die Stängel des Baumspinats essbar sind, aber nicht so geschmackvoll wie die Blätter. Topinambur ist gekocht besser verdaulich als roh, außer man ist eine Maus. Die durch fehlende Kompetenzen entstehende Unsicherheit wird durch Gemeinschaft abgefedert. In der Gruppe sind die notwendigen Kompetenzen verteilt vorhanden und können beim *Klimakochen* zirkulieren. Das bedeutet dann auch, dass *klimakochen* als Praktik sich schwerlich als Einzelaktivität einzelner *practitioners* etablieren kann. Für den Aufbau von Verbindungen zwischen den Materialitäten und den Kompetenzen braucht es mehrere *practitioners*. Alle Beteiligten müssen zusätzlich über Kompetenzen verfügen, die ihnen die Teilnahme an Gruppengeschehen ermöglicht. Und auch dann bilden sich die Verbindungen nicht automatisch. In diesem Gruppengeschehen ist darüber hinaus die Aufmerksamkeit, die dem *Klimakochen* dezidiert zukommt, ein weiterer Einflussfaktor.

Wenn wir mit Shove und Kollegen (2012) Praktiken als *practices-as-performances* ansehen, also als sich in ihrem Vollzug reproduzierend und wiedererkennbar werdend, lässt sich mittels der *taskscape*s von Ingold darüber nachdenken (siehe Kapitel 1.3.2), wie Praktiken aufeinander abgestimmt sind (innerhalb von etablierten Praktiken, etwa

des Kochen). Um die „Proto-Praktik“ *Klimakochen* als Praktik zu etablieren, muss ein Rhythmus aus der Abfolge von *tasks* entstehen (vgl. Ingold 2000, S. 197). Diese Abfolge entsteht dann, wenn die *practitioners* die Kompetenzen, die für den Vollzug der Praktik notwendig sind, verinnerlicht haben. An ihrem Rhythmus ließe sich dann erkennen, ob die Praktik des *Klimakochens* sich etablieren konnte.

In der Restaurantküche, die ich zum kontrastiven Vergleich genutzt habe, wurde deutlich, wie professionelle Köch:innen einen Rhythmus in ihrer Tätigkeit entwickeln, indem sie sich in der „Küchenlandschaft“ zwischen Bedeutungen von Qualität und eigenem Anspruch und Können navigieren (vgl. Fine 1992). Die Aushandlung zwischen Materiellem, Bedeutungen und Kompetenzen findet in dem Rhythmus der Kochpraktiken statt, der nicht als chronologische Abfolge zu verstehen ist (vgl. Ingold 2000, S. 197), sondern als Zusammenfließen mehrerer Zeitdynamiken, Ingold nennt sie „concurrent cycles“ (vgl. ebd., S. 197). „Concurrent“ ist unterschiedlich konnotiert und lässt sich mit „simultan“ oder „gleichlaufend“ ebenso übersetzen wie mit „konkurrierend“ oder „nebeneinanderstehend“. Das Wort umfasst damit die unabgeschlossene Komplexität praktischer Temporalität sehr gut. Diese Komplexität in der Zeit ist zu berücksichtigen, wenn der Frage nachgegangen wird, wie sich *klimakochen* von einer „Proto-Praktik“ zu einer etablierten Praktik entwickeln kann. Die eigentliche Frage lautet nämlich, um auch frühere Überlegungen relationaler Ansätze zu bedenken (vgl. Star und Ruhleder 1996, S. 112, „when is an infrastructure“, und Knorr-Cetina 2001, „object as process“): Wann wird eine Praktik vollzogen, das heißt, wie verstetigt sie sich bei aller Dynamik in Zeit und Raum?

Ingold sieht seine *taskscape*s als ko-konstitutiv mit Landschaft (landscape), also dem, was wir mit Setha Low als Zusammenhang von Raum (space) und Ort (place) (vgl. Low 2017, S. 32) verstehen können. Sozialkonstruktivistisch verortete Klima-Ethnographien geben diesem Zusammenhang besondere Bedeutung. Für Franziska Ochs (2017) entsteht aus der sozialen Konstruktion der Landschaft eine Verbindung zwischen lokalen Gegebenheiten und globalen Belangen, die zu einer spezifischen Lesart von Orten und Landschaften beitragen.

Gleichsam ist in der Konzeptualisierung von Praktiken bei Shove und Kollegen (2012) ebendiese Unauflösbarkeit von Materiellem und Sozialem, die relationale Theoriegebäude verbindet, unabdingbar für das Verständnis der Verbreitung von Praktiken. Zum richtigen Zeitpunkt müssen sich die notwendigen Elemente der „Proto-Praktik“ *klimakochen* am richtigen Ort versammeln („co-exist“) und sich gleichzeitig Verbindungen zwischen ihnen bilden (vgl. Shove, Pantzar und Watson 2012, S. 45). Die einzelnen Elemente können demnach an mehreren Orten gleichzeitig oder auch zu anderen Zeiten vorhanden sein, es kommt jedoch zuvorderst auf die Verbindungsherstellung an. Hier entsteht die Schwierigkeit, inwiefern die „Proto-Praktik“ *klimakochen*, so wie sie in der Klimaküche vollzogen wird, solche Elemente enthält, die auch in der Breite des Quartiers existieren und sich versammeln könnten.²² Folgende *klimakochen*-Elemente sind relevant: Erstens essbare Pflanzen, die klimaschonend gesammelt, angebaut und transportiert wurden; zweitens das Verständnis darüber, welcher Zusammenhang von Klimawandel und Ernährung besteht, sowie ein Konzept von Essbarkeit von Pflanzen; drittens Kompetenzen, die das klimaschonende Beschaffen von essbaren Pflanzen (sammeln, anbauen), und ihren CO₂-armen Transport (also radfahrend oder zu Fuß) sowie ihre sichere (in Bezug auf genießbarkeit) und energiesparende Zubereitung ermöglichen. Anhand dieser Übersicht wird schnell deutlich, was die Klimaküche für die Etablierung der Praktik *klimakochen* leisten kann. Durch die temporäre Versammlung all dieser Elemente an Ort und Stelle zu einer bestimmten Zeit, werden Verbindungen potenziell ermöglicht. Durch die Einbettung in der Gemeinschaft wird dieses Potenzial ausgeschöpft, indem Kompetenzen und Zutaten und die Bedeutung des Klimaschutzes von einigen Akteur:innen verknüpft werden und der Vollzug des *Klimakochens* mit weiteren *practitioners* geteilt wird. So können Praktiken reisen: indem sie vollzogen werden (vgl. ebd., S. 49). Mitgetragen in die Klimaküche werden implizite und

22 Die an dieser Stelle gebotene Vertiefung der Forschung konnte nicht durchgeführt werden, weil die Datenerhebung aufgrund der COVID-19-Pandemie beendet werden musste.

explizite Kompetenzen, die verbal oder beim Vollzug des *Klimakochens* in der Klimaküche unter den anwesenden *practitioners* verteilen. Diese bringen ihre eigenen Kompetenzen und ihr eigenes Vorwissen mit, sodass hier nicht von einem Wissenstransfer zu sprechen ist, sondern davon, dass mehrere *knowing how* aufeinander treffen, die sich möglicherweise verbinden, wenn sich im Vollzug der Praktik Anknüpfungspunkte zwischen diesen *knowings* finden und so Kompetenzen aktualisiert werden (vgl. Shove, Pantzar und Watson 2012, S. 49). Die *practitioners* nehmen also kein abstraktes Wissen mit aus der Klimaküche und transferieren es an andere Orte, sondern ihre Kochkompetenzen werden (bestenfalls) so aktualisiert, dass sie andernorts und zu anderer Zeit reproduziert werden können, wenn auch die anderen relevanten Elemente vorhanden sind (vgl. ebd., S. 52).

Es ließe sich die Frage stellen, ob erst die Verschiebung innerhalb von Mensch-Umwelt-Beziehungen, die der Klimawandel derzeit stärker begünstigt, letztlich dazu führen kann, dass sich Wissenszusammenhänge bilden und Kompetenzen verbreitet vorhanden sind, die als klimaschonend bezeichnet werden können. Ist Wissen also dem Klimaschutz auf Alltagsebene nicht vorgelagert, sondern vielmehr nachgelagert? Müssen wir also nicht vom Wissen zum Handeln kommen, wie weitläufig gefordert wird, sondern umgekehrt vom Handeln zum Wissen? In welcher Beziehung steht Klimaschutz also auf lokaler Ebene zu Klimaanpassung, mit der sich in Kassel nicht die Bürger:innen, sondern vor allem Planer:innen befassen?

Nachdem in diesem Kapitel der Fokus auf die Kompetenz-Dimension von Praktiken gesetzt wurde, wird es im folgenden Kapitel um das dritte der drei Elemente von Praktiken von Shove und Kollegen (2012) gehen. Um die Herausforderungen zwischen Pflanzen, Planer:innen und Klimaanpassung zu beleuchten, stelle ich nun die materielle Dimension – nach Jane Bennett (2010) verstanden als vitale Materie – in den Mittelpunkt.

7 Herausforderungen von Verwaltungspraktiken durch Materialitätswandel: Stadtgrün unter Druck im Klimawandel

In diesem letzten empirischen Teil greife ich die dritte Dimension der Praktiken-Konzeptualisierung nach Elizabeth Shove und Kollegen (2012) auf und betrachte nun, wie Stadtgrün als Materialität durch Klimawandel verändert wird und wie sich dies auf Anpassungsprozesse sowie Pflege- und Gestaltungspraktiken der Kasseler Stadtverwaltung auswirkt. In Bezug auf Grünraum werden Praktiken aktuell herausgefordert durch materielle Veränderungen aufgrund von Klimawandel. Solche Praktiken sind auch beeinflusst durch politische Reaktionen auf Umweltveränderungen. Hannah Knox beschreibt, wie Klimawandel als Regierungsproblem durch seine Komplexität und Ambiguität moderne Formen von Planung, die auf Wissen und Handeln ausgelegt sind und in denen Planung ein Versprechen auf eine bessere, vor allem aber imaginierbare Zukunft darstellt, ins Wanken bringen (vgl. Knox 2020, S. 164–170). Neue Formen von Planung müssen erst noch gefunden werden. Möglicherweise ist die Perspektive, vom Grün aus zu denken, eine lohnenswerte. Im Folgenden werde ich untersuchen, wie Stadtgrün als vitale Materie (vgl. Bennett 2010) sich lebhaft einbringt in städtische Klimaanpassung und in Gefügen von Verwaltungs- und Pflegepraktiken wirkmächtig ist. Das Ziel dieses Kapitels ist aufzuzeigen, wo Überschneidungen und Diskrepanzen zwischen bestehenden Mensch-Stadtgrün-Verflechtungen, sozial-ökologischen Praktiken des städtischen Zusammenlebens und Herausforderungen sowie Erwartungen an ein durch Klimawandel beeinträchtigtes Stadtgrün aus stadtverwalterischer Perspektive liegen.

Der kommunalen Ebene kommt in den Klimaschutzbemühungen der Bundesregierung die Aufgabe der konkreten Umsetzung vor Ort zu (BMU 2020a, S. 23). Das gilt ebenso für Klimaanpassungsmaßnahmen (BMUB 2017a, S. 58), die im Rahmen der Deutschen Anpassungsstrategie an den Klimawandel (DAS) gefördert werden. Dort heißt es,

Kommunen, speziell die Landschaftsplanung, seien zentrale Akteurrinnen für bundespolitische Anpassungsziele (vgl. Bundesregierung 2008, S. 28):

„Die Landschaftsplanung sollte zukünftig verstärkt die Dynamik und die Veränderungen in Natur und Landschaft durch den Klimawandel vorausschauend berücksichtigen. Ziel muss es sein, Anpassungsoptionen sowie flexible Entwicklungsmöglichkeiten von Natur und Landschaft zu unterstützen. Wenn in der überörtlichen Landschaftsplanung Vorgaben zur Vermeidung negativer Auswirkungen von Eingriffen in Ökosysteme gemacht werden, sollten bei der Beurteilung möglicher Eingriffsfolgen auch die – zukünftigen – ökologischen und räumlichen Folgen des Klimawandels beachtet werden. Mit Hilfe der kommunalen Landschaftsplanung und Eingriffsregelung sollten klimarelevante Funktionen von Natur und Freiräumen im Siedlungsbereich stärker berücksichtigt werden. Dies gilt auch im Zusammenhang mit der baulichen Nachverdichtung und der Innenentwicklung.“

In obigem Ausschnitt kommen mehrere Aspekte zum Tragen. Klimaanpassung durch Landschaftsplanung steht in einem komplexen Anforderungsgefüge; sie soll so flexibel und adäquat sein, dass negative Klimawandelfolgen abgemildert werden und gleichzeitig Natur und städtische Belange über die Funktionen von Grünräumen vorteilhaft verbunden werden. Dabei sehen sich Kommunen in ihrer Aufgabenvielfalt nicht nur mit Klimawandel konfrontiert. Dieser stellt sie eher vor zusätzliche Herausforderungen, wie im Rahmen einer Studie des Projektes „KLIMZUG – Klimawandel in Regionen zukunftsfähig gestalten“ der Bundesregierung für die Modellregion Nordhessen erarbeitet wurde (vgl. im Folgenden Bauriedl, Görg und Baasch 2013). Klimaanpassung ist nicht aus der lokalen Ebene heraus entstanden, sondern wurde erst durch internationale und dann nationale Richtlinien und Verträge von oben nach unten in regionale Governance eingespeist (ebd., S. 527). Für regionale Klimaanpassung ergeben sich aus der Tatsache, dass Klimawandelfolgen lokal spürbar werden, einerseits eine Notwendigkeit zum Handeln und andererseits eine politische Vorgabe zum Handeln. Dabei stehen Kommunen laut den

Ergebnissen des Projektes KLIMZUG vor vier Herausforderungen: (i) Klimaanpassung muss mit Klima- und Biodiversitätsschutz abgestimmt werden, (ii) auf lokaler Ebene ist die wissenschaftliche Unsicherheit über konkrete Auswirkungen höher als auf internationaler Ebene, (iii) es bestehen lokale Unterschiede in Betroffenheit und Anpassungskapazität und (iv) muss in der Bevölkerung eine Akzeptanz für Klimaanpassungsmaßnahmen geschaffen werden (ebd., S. 528). In den Interviews, die ich mit Verwaltungsangestellten der Stadt Kassel, Lokalpolitikern und privatwirtschaftlichen Stadtplanern durchgeführt habe, kommen insbesondere der erste und der vierte Punkt zum Tragen. Ich interpretiere das so, dass über die Faktizität des Klimawandels und die adäquaten Begegnungsmaßnahmen auf übergeordneten politischen Ebenen entschieden werden, und daher die Aufgaben der lokalen Ebene primär im Austausch mit der Bevölkerung und den räumlichen Gegebenheiten vor Ort erfüllt werden müssen. Im Mittelpunkt stehen in dieser Hinsicht Ansätze mit einer hohen alltagsweltlichen Relevanz.

Was bedeutet Grünraumverwaltung in Kassel und vor welchen Herausforderungen steht sie? Kassel präsentiert sich als eine der grünsten Städte Deutschlands. Auf ihrer Internetseite wirbt die Stadt damit, dass 23 Quadratmeter pro Einwohner:in an Grünfläche zur Verfügung stehen.¹ Die größten Grünflächen in der Stadt sind die Karlsaue mit der angrenzenden Fuldaaue (linksseitig und rechtsseitig der Fulda), der Bergpark Wilhelmshöhe, der auch UNESCO-Weltkulturerbe ist, der Park Schönfeld, die Dönche im Süden Kassels und der Eichwald im Osten. Hinzu kommen zahlreiche kleine Parks, die über die Stadt verteilt sind, Brachflächen entlang von Bahngleisen und ehemaligen Industrieanlagen sowie Stadtbäume im Straßenraum und Ruderalgrün. Für die Verwaltung der Karlsaue und des Bergparks Wilhelmshöhe ist die Museumslandschaft Hessen-Kassel zuständig; für die restlichen öffentlichen Grünflächen die Stadt Kassel oder Privat-

1 Website der Stadt Kassel: „Kassel ist die zweitgrünste Stadt Deutschlands“ <https://www.kassel.de/pressemitteilungen/2020/august/zweitgruenste-stadt-deutschlands.php> [zuletzt abgerufen am 27.10.2021].

eigentümer:innen von Hausbesitzer:innen bis zu Großinvestor:innen; für den Eichwald speziell HessenForst. Vereinfacht gesagt: Die Gestaltung von Grünraum obliegt denjenigen, denen der Boden gehört, auf dem das Grün wächst. Wird eine Grünfläche nicht brachliegen gelassen, so ist Grün verbunden mit Pflegepraktiken. Zu diesen gehören unter anderem die Mahd von Wiesen, das Beschneiden von Bäumen und Hecken und das Gießen. In den folgenden Ausführungen tritt Letzteres besonders in Erscheinung, weil durch Klimawandel induzierte Trockenheit vermehrtes Gießen erfordert, um das Überleben von Stadtgrün zu sichern.

Meine Ausführungen beruhen auf einer Reihe von qualitativen Leitfadenterviews, die ich zwischen April 2019 und Dezember 2019 in Kassel durchgeführt habe. Zu den Interviewpartner:innen zählten drei Personen aus dem Kasseler Umwelt- und Gartenamt, zwei Personen aus der Umweltplanung, eine Person aus dem Baudezernat, eine Person aus dem Stadtplanungsamt, ein Ortsvorsteher aus dem Kasseler Osten sowie zwei Personen aus unterschiedlichen privaten Stadtplanungsbüros. Es sind so Perspektiven aus mehreren Ebenen der Kasseler Verwaltung ebenso vertreten wie lokal verbundener Politiker:innen und auch privatwirtschaftliche Perspektiven. Ihnen ist gemein, dass sie eine verwalterisch-planerische Sichtweise auf Stadtraum vertreten und Einfluss unterschiedlicher Art auf Entscheidungen über Stadtraumgestaltung nehmen.

Stadtgrün wird hierbei eine zentrale Rolle einnehmen, weil ihm eine Hybridität zu eigen ist, an der sich urbane Klimawandelbelange skizzieren lassen. Hybridität meint mit Latour (2008) Natur-Kultur-Verflechtungen (siehe Kapitel 1.3). Stadtgrün ist einerseits überformte Natur (vgl. Krebs 2005), die fortlaufend gestaltet und geformt wird, andererseits widerständig gegenüber der ihr anzugedeihenden Formung und Gestaltung, kurz: „Pflege“. Unter dem Gesichtspunkt vitaler Materie, wie Bennett (2010) sie sieht, kann Stadtgrün angesehen werden als eine in Praktiken gefügte Materie, die sich im Wechselspiel mit Praktiken verändert und durch diese verändert wird, eben hybrid ist. Als städtische Infrastruktur stellt sie Affordanzen (vgl. Ingold 1992) oder multiple Funktionen (vgl. Grunewald und Bastian

2018) für ganz variable Praktiken bereit, von denen wir in den beiden vorangegangenen Kapiteln bereits einige kennengelernt haben. In Kapitel 5 und Kapitel 6 sind bereits Wald und essbare Pflanzen als Teil von Stadtgrün angesprochen worden. In diesem Kapitel geht es nun um Grün aus einer Verwaltungsperspektive. Zu verwaltetem Stadtgrün gehören verschiedene Arten von Grün, insbesondere in Parks und im Straßenraum. Immer mehr wird auch Dach- und Fassadengrün thematisiert. *Grün* in der Sprache der Verwaltung lässt sich möglicherweise mit *Flora* übersetzen – aus dem Lateinischen für Pflanzenwelt. Verwaltet wird dieses Grün nicht um seiner Selbst Willen, sondern in seiner Eigenschaft als urbane Infrastruktur. Infrastruktur ist als Verwaltungsgut nicht als rein materielle Ermöglichungsstruktur zu sehen. Vielmehr sind Infrastrukturen soziomaterielle Verflechtungen und um Stadtgrün als Infrastruktur zu verstehen, muss die fortlaufende Herstellung von Beziehungen zwischen Stadtbewohner:innen, der Verwaltung und des Raumes nachvollzogen werden (vgl. Carse 2012).

Als solche kommen ihr Funktionen im Sinne von Ökosystemdienstleistungen zu. Zu diesen zählen unter anderem die Regulierung des Stadtklimas und Beiträge zur Erholung und Bildung von Menschen (Hansen, Born, Lindschulte u. a. 2018, S. 30). Der Begriff Ökosystemdienstleistung entstammt den Umweltwissenschaften und beschreibt in seiner weitesten Bedeutung, inwiefern und unter welchen Bedingungen Natur für den Menschen positiv nutzbare Funktionen erfüllt (Grunewald und Bastian 2018). Als Ökosystem sind dabei vom einzelnen Baum bis zum Wald alle Maßstabebenen zu verstehen (Hansen, Born, Lindschulte u. a. 2018, S. 29). Trotz der in dieser Arbeit verfolgten Praktikenperspektive kann die Sichtweise der Ökosystemdienstleistung nicht gänzlich außer Acht gelassen werden, weil sie die Zusammenhänge weiterer Konzepte aufzeigt. So steht Biodiversität in engem Zusammenhang zu Ökosystemdienstleistung und ergänzt Letztere positiv (ebd., S. 30). Sie spielt in der Klimaanpassungsdebatte eine ebenso wichtige Rolle wie in der Stadtentwicklungsdebatte und übt eine Strahlkraft auf weitere Themen wie „nature based solutions“ (einen aktuellen Überblick bietet der Sammelband „Nature-Based Solutions to Climate Change Adaptation in Urban Areas“ herausgege-

ben von Kabisch, Korn, Stadler u. a. 2017) oder Veröffentlichungen um eine „Kommodifizierung von Natur“ aus (für einen Überblick und Kritik vgl. Chiapello und Engels (2021)). Ein tieferer Einstieg in diese Debatten würde an dieser Stelle allerdings zu weit führen. Ich erwähne sie hier, um darauf aufmerksam zu machen, wie Stadtgrün eben als Infrastruktur angesehen, die gewisse Funktionen wie Erholung und Abkühlung für im Klimawandel überhitzte Städte erfüllen soll – aus stadtplanerischer und stadtverwalterischer Sicht – und auch in Veröffentlichungen des Bundes so adressiert wird (vgl. BfN 2017; BMUB 2015, 2017b). Stadtgrün wird dort unter anderem mit Biologischer Vielfalt, Klimaanpassung und Risikovorsorge in Verbindung gebracht und als Grüne Infrastruktur angesehen. Stadtplanung und -verwaltung sind in globale Belange eingebunden, das zeigt sich auch in der Übersicht der klimarelevanten Funktionen von städtischem Grün im Grünbuch Stadtgrün (siehe Abbildung 14).

Klimarelevante Funktionen von städtischem Grün	
Städtisches Grün verbessert Stadtklima durch:	Städtisches Grün mindert Klimarisiken durch:
Sauerstoffproduktion und Verdunstung, Erhöhung der Luftfeuchtigkeit	temperaturausgleichendes Blattgrün, Abschattung zur Minderung von Temperaturextremen
Frisch- und Kaltluftentstehung zur Kühlung angrenzender Bebauung und Freiräume	Absorption und Filterung von Luftschadstoffen und (Fein-)Staub
Absorption langwelliger Wärmestrahlung	Abflussrückhaltung von (Spitzen-)Niederschlägen aufgrund von Flächenentsiegelung, ortsnaher Versickerung des Niederschlags und Regenrückhalt auf Blattflächen
Verringerung der Windböigkeit und erhöhten Windschutz für ein angenehmes Mikroklima	Fassaden- und Dachbegrünung, die die Abflussrückhaltung verbessert
partielle oder volle Verschattung unter Bäumen für ein besseres Lichtklima	großflächige Verdunstung, die eine verminderte Wärmebelastung städtischer Quartiere fördert
Bauwerksbegrünung für ein verbessertes Innenraum- und Wohnumfeldklima	

Abbildung 14: Funktionen von Stadtgrün mit Bezug zu Klimawandel (BMUB 2015, S. 55)

Den Begriff Grüne Infrastruktur verwende ich hier als eine wichtige urbane Infrastruktur, die sich auf jegliches Stadtgrün bezieht. So fallen

vom Löwenzahn am Straßenrand bis zum großen Stadtpark alle Vegetationsformen darunter. In sozial- und kulturwissenschaftlicher Literatur zu Infrastrukturen stehen zwar größtenteils technische oder gebaute Infrastrukturen im Mittelpunkt (vgl. Bredella und Dähne 2013; Niewöhner 2015; Shove und Trentmann 2019). Sie gelten als soziomaterielle Verflechtungen, die (modernes) urbanes Leben ermöglichen. Üblicherweise sind „Infrastrukturen [...] nicht grün, sondern grau,“ schreibt Michael Flitner (2017, S. 45). Mit „grün“ könnten laut Flitner jedoch auch grüne Technologien wie Windräder gefasst werden, der Begriff Grüne Infrastruktur sieht auch er jedoch stärker durch die Annahme geprägt, es handele sich „primär um Grünflächen und die belebte Umwelt“ (Flitner 2017, S. 46). Flitner kritisiert dabei die – auch durch die EU-Kommission und ihre Strategie zur Förderung von Investitionen in Grüne Infrastruktur geprägte – weit verbreitete Annahme, Natur erlange ihre Wertigkeit allein aus ihrer Nutzenerbringung für den Menschen (ebd., S. 60). Das Stichwort Ökosystemdienstleistung drücke ebendiese Annahme aus. So verschleiert der Begriff die Verbindungen von der vitalen Materialität des Grüns mit seiner relationalen Einbettung in Bedeutungs-, Sinn- und Wissensdimensionen, die urbane Praktiken hervorbringen und gestalten.

Ich möchte den Begriff der Grünen Infrastrukturen hier im Folgenden verstanden wissen eben als Teil von Praktiken, der in seiner Konstitution vielfältig ist. Dennoch lässt sich nicht von der Hand weisen, dass in der Logik der Planung Grün hauptsächlich als Funktionsträger gesehen wird. Die Bestrebungen, mehr Grün in die Stadt zu bringen, entstehen nicht aus der Anerkennung eines gleichwertigen Existenzrecht für nicht-menschliche Lebewesen in der Stadt. Genauer gesagt entstehen die Bestrebungen aus der Annahme einer Notwendigkeit, um das menschliche Leben in Städten qualitativ zu erhalten und den multiplen Funktionen, die Grün dafür erbringen kann.

Das Konzept der Grünen Infrastruktur ist verhältnismäßig neu in der deutschen Landschaftsplanung und wird dort als integratives, wenn auch etwas vages Konzept aufgegriffen (vgl. Pauleit, Hansen, Lierop u. a. 2019, S. 781). Das Konzept ermöglicht die Betrachtung von Überschneidungen zwischen sozialen und ökologischen Belangen

wie Naturschutz, sozialer Zusammenhalt, Klimaanpassung, Biodiversitätsschutz und weiteren Belangen auf verschiedenen Ebenen (vgl. Pauleit, Hansen, Lierop u. a. 2019, S. 782). Mit Paul N. Edwards (2019) kann hier von Infrastrukturierung (*infrastructuring*) der Stadt- und Landschaftsplanung und -verwaltung gesprochen werden. Er versteht unter Infrastrukturierung „the acquisition and inheritance of necessary habits, skills and social norms, their constant performance and rehearsal“ (vgl. Edwards 2019, S. 365) in Zusammenhang mit physischen Infrastrukturen. Edwards erneuert damit den wichtigen Hinweis, dass Infrastrukturen als kombinierte sozio-materielle Gefüge zu denken sind, die eingebettet und dynamisch (vgl. auch Star 1999) und insofern weit mehr als reine Strukturen sind (vgl. Edwards 2019, S. 360). Die Planungsperspektive der Grünen Infrastrukturen erfüllt im weitesten Sinne, was Edwards nahelegt: Sie beruht auf den Prinzipien der Vernetzung und Multifunktionalität von Grünräumen, der gemeinsamen Entwicklung von grünen und grauen Infrastrukturen und der ebenenübergreifenden sowie interdisziplinären Kooperation von Akteur:innen (vgl. Pauleit, Hansen, Lierop u. a. 2019, S. 787). Sie entfalten ihre *agency* (zu Formen von materieller *agency* vgl. u. a. Bennett 2010; Rammert 2007), indem sie Menschen dazu bringen, ihre Nutzung zu erlernen und sie mit ihren Routinen zu verbinden, bis sie in den Hintergrund treten und Alltage unsichtbar strukturieren. Zugleich werden sie durch die Routinen, Gewohnheiten und Normen, in denen sie eingebettet sind, performativ beeinflusst (vgl. Edwards 2019, S. 360). Star und Ruhleder (1996, S. 111) fragen daher auch „when is an infrastructure?“, um auf die konsequent relationale Betrachtungsnotwendigkeit von Infrastrukturen hinzuweisen. In der Sprache von Praxistheorien heißt das, in Infrastruktur-Praktiken, wie Grünpflege, entstehen im Vollzug von Praktiken Verbindungen zwischen ihren Elementen, die infolge von Transformationen auch immer wieder zerfallen oder sich verschieben (vgl. Shove, Pantzar und Watson 2012, S. 59ff. Schäfer, Hoffmann und Zindel 2017, S. 44).

Wie stark die Bedeutung einer Infrastruktur in politischen und gesellschaftlichen Debatten präsent ist, hängt auch von ihrer Eingebettetheit ab: In den Hitzesommern 2018 und 2019 erlitt Stadtgrün

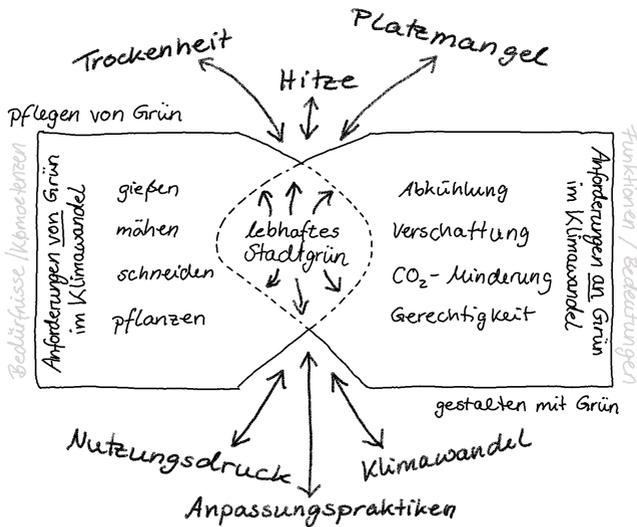


Abbildung 15: Anforderungen an und von Stadtgrün im Klimawandel und die damit verbundenen Praktiken von Gestaltung und Pflege (eigene Darstellung)

empfindliche Brüche, die ihre Funktion und Bedeutung erst sichtbar machen (vgl. Star 1999). Stadtbäume mit ihren vertrockneten Blättern und Ästen aufgrund der ausbleibenden Regenfälle, dienen als *proxys* (vgl. Dietzsch 2017) für den Leidensdruck, den der Klimawandel nicht nur auf Menschen ausübt. Über diese Materialitäten als *proxys* werden sich Menschen dem Problem Klimawandel in ihren alltäglichen Praktiken gewahr. Klimawandel wird über abgestorbene Bäume sichtbar und über Hitzeperioden spürbar. Da sie als Infrastruktur ein notwendiger, ja unerlässlicher, Teil klimaangepasster Städte ist, entpuppt sich Stadtgrün als vitale Materie, auf deren Bedürfnisse einzugehen ist, um sie am Leben zu halten.

Abbildung 15 bietet eine ausschnittsweise Darstellung der vielen Herausforderungen vor denen das Zusammenleben mit Stadtgrün steht. Umgeben von zahlreichen herausfordernden Einflüssen stützen sich gestalterische Praktiken, die zu klimaangepassten Städten führen sollen, auf Stadtgrün, das wiederum die Praktiken der Grünpflege in

zunehmendem Maße vor hohe Ansprüche stellt. Um Stadtgrün als Grüne Infrastruktur für Klimaschutz und -anpassung in den Stadt- raum einzuflechten, bedarf es der Beachtung mit Grün zusammen- hängender Praktiken-Gefüge. Die Aussagen aus den Interviews spie- geln hingegen den aktuellen Kenntnisstand über die Funktionen, die Stadtgrün als Infrastruktur auf das Leben in der klimagewandelten Stadt haben kann wider, denn eine (multi-)funktionale Sicht auf Grün ist in Planungskontexten vorherrschend. Eine Mitarbeiterin der Kas- seler Stadtverwaltung, Abteilung Umweltplanung, beschreibt mir die Zusammenhänge folgendermaßen:

Also der Überbau ist im Grunde genommen, man kann ganz oben an- fangen. Das geht von der Biodiversitätskonferenz in Rio de Janeiro los, also global. Über das europäische Umweltrecht, dann kommen wir auf die Bundesebene, da haben wir auch ganz viel Gesetzgebung im Um- weltrecht. Also es ist im BauGB [Anm.: Baugesetzbuch] verankert. Wir haben in den Wassergesetzen, in den Naturschutzgesetzen haben wir dann spezialgesetzliche Regelungen, die jetzt für den Umweltbereich immer darauf abzielen, die natürlichen Lebensgrundlagen zu erhalten, die Biodiversität zu schützen und zu stärken. Also das gibt es dann auch auf Bundesebene [und] dann auch auf Landesebene. Da haben wir dann das hessische Naturschutzgesetz. Oder wir haben Handlungs- empfehlungen, wie zum Beispiel das Weißbuch Stadtgrün, was letztes Jahr [...] auf den Markt gekommen ist. Das sind ja Handlungsempfeh- lungen auch für die Kommunen. [...] Nur jetzt so für den konkreten Einzelfall ist es nicht geregelt. Da haben wir halt eben nur diese For- mulierungen in der HBO [Anm.: Hessische Bauordnung], vorne im Absatz drei, da steht dann was von Anforderungen an gesunde Wohn- und Arbeitsbedingungen, Erhalt der Lebensgrundlagen, aber ich kann da nicht hergehen und kann sagen: „Du musst jetzt da mindestens drei Bäume pflanzen, damit unsere natürlichen Lebensgrundlagen gesichert bleiben.“ Da klafft dann die Lücke. (*Interview 16, 21.8.2019*)

Anhand dieser Aussage verdeutlicht sich die Vielschichtigkeit stadtpla- nerischer und -verwalterischer Herausforderungen: auf lokaler Ebe- ne gilt es materielle Vor-Ort-Bedingungen in Einklang zu bringen

mit ökologischen Anforderungen und gesellschaftlichen Vorstellungen und dabei die Belange internationaler, nationaler und Politiken auf Länderebene zu beachten. In der Kasseler Stadtverwaltung besteht kein Wissensdefizit bezüglich der Frage, was im Zuge des Klimawandels für die Bürger:innen vor Ort (aber auch für die Weltgesellschaft) zu tun ist. Auch besteht keine Illusion darüber, welcherlei Ausmaß an Wirksamkeit Städten in Bezug auf die Veränderung globaler Prozesse zugeschrieben werden kann. Auf lokaler Ebene wird entsprechend experimentiert mit zahlreichen Lösungsansätzen. In Kassel spielen dabei Grünräume eine wichtige Rolle. Ein Mitarbeiter des Grünflächenamtes vermerkt mir gegenüber zusätzlich, es liege nicht in der Macht der Verwaltung, das „Großklima“ zu ändern. Wohl aber könne kleinklimatisch eine Besserung erreicht werden. Das bedeutet, durch Stadtgrün den städtischen Raum so anzupassen, dass Folgen des Klimawandels auf kleinräumigen Ebene abgemildert werden. In diesem Zusammenhang bringe es mehr, in den bebauten Raum Grün einzufügen „als ein Biotop [...] in der Peripherie, wo rundherum schon das Feld [...] anschließt“ (Interview 14, 14.8.2019), also Stadt und Grün nicht zu trennen, sondern zu verflechten. Er spricht hier aus der Perspektive von Klimaanpassung.

Wenngleich innerhalb der Forschung zu Stadtplanung Klimaschutz und Klimaanpassung zu sehr großen Teilen getrennt voneinander betrachtet werden (Dhar und Khirfan 2017, S. 618), wird mit dem Blick auf Alltage und Praktiken schnell deutlich, dass beide Themen miteinander verflochten sind. Stadtnatur oder Stadtgrün ist dabei eine vielfältige Akteurin im Stadtraum und für beide Themen gleichermaßen relevant. Stadtnatur als Teil von Praktiken ist mit Bedeutungen aufgeladen, in Wissenskontexte eingebunden, und ihre Materialität übt eine gewisse Handlungsmacht oder *agency* auf die anderen Elemente von Praktiken ebenso wie auf die *practitioners* aus. Letztere treten Stadtnatur aufgrund der Bedeutungen, die sie Materialität zuschreiben, entgegen und leiten daraus Wissen von und über Stadtnatur ab (s. Kapitel 5 und Kapitel 6). Daraus ergibt sich die wandelbare Kompetenz der *practitioners*, Teil von Praktiken zu sein, die sich auf Stadtnatur beziehen.

In welcher Art solche Wandlungen von Kompetenzen im Stadtraum adressiert werden sollen, ist die große Frage im aktuellen Klimawandeldiskurs (vgl. u. a. Engels 2019; Rückert-John 2011; Voss 2010a). Praxistheorien setzen an diesem Punkt an: Durch ihre konsequentes Zusammendenken von Bedeutungen, Materialitäten und einem breiten Wissensverständnis (im Sinne von Kompetenzen) ermöglichen sie, sozial-ökologische Phänomene wie Klimawandelbelange von mehreren Perspektiven zu beleuchten. Nachdem in Kapitel 5 Bedeutungen den Ausgangspunkt von urbanen Veränderungsprozessen gebildet haben und in Kapitel 6 die Potenziale von Kompetenzen der *practitioners* im Fokus von Klimawandelbelangen standen, komme ich nun zur dritten Analyseperspektive: Materialitäten.

Stadtverwaltung und Stadtplanung erhalten ihren Zugriff auf die Welt aus ihrem Auftrag heraus, Stadtraum zu gestalten. Ich betrachte hier den Stadtraum als Teil von Praktiken, die sich über die Stadt spannen (siehe Kapitel 2). Unter Klimawandelbelangen ist für die Stadtentwicklung von erheblicher Bedeutung, erstens, den physischen Raum dementsprechend zu gestalten, dass er (i) der Klimawandelanpassung dient und sowohl Hitze durch Kühlungsflächen als auch Wassermassen durch Versickerungsflächen oder renaturierten Bachläufen etwas entgegenzusetzen hat, (ii) als adäquates Lebensumfeld für Menschen und nicht-menschliche Lebewesen dienen kann, (iii) Infrastrukturen Platz bietet, die für urbanes Leben unerlässlich sind (vgl. u. a. Kube 2011; Mathey, Rößler, Lehmann u. a. 2011; Wittig und Schuchardt 2013). Stadtverwaltung muss, zweitens, Stadt als Erzeugerin von klimaktiven Emissionen, so sie sich dem Ziel annimmt, einen Beitrag zum Klimaschutz zu leisten, entsprechend so umbauen, dass Emissionen in Infrastrukturen und Praktiken reduziert werden können.

Auch wenn diese Verantwortung in Kassel nicht grundsätzlich in Frage gestellt wird, sieht die Stadtverwaltung ihre primäre Aufgabe in der *Klimaanpassung* vor Ort. *Klimaschutz* wird gleichwohl von Teilen der Stadtgesellschaft eingefordert, die klimaschonende Praktiken in ihren Alltag integrieren möchten und dafür Unterstützung durch den Ausbau klimafreundlicher Infrastrukturen fordern. (In Kapitel 6 wurden in diesem Sinne bereits die Bestrebungen der Essbaren Stadt

und des Projektes KlimaKOSTmobil beschrieben.) Wurden die Klimaschutzambitionen der Stadt vor Beginn meiner Forschung von mehreren Personen im Feld als schleppend bezeichnet, ließ sich in den Jahren 2018 und 2019 eine Dynamik innerhalb von Stadtgesellschaft und -verwaltung in Richtung Klimaschutz wahrnehmen, deren Geschwindigkeit ich als Reaktion auf zwei aufeinanderfolgende Hitzesommer gepaart mit dem Beginn der weltweiten Fridays-for-Future-Protesten interpretiere. Bestätigt sehe ich meine Interpretation durch die Etablierung eines Klimaschutzrates in Kassel Ende 2019.²

Klimaschutz und Klimaanpassung müssen im Stadtraum Hand in Hand gehen (Hürlimann, Nielsen, Moosavi u. a. 2022). So begrenzt der Platz ist, so heterogen sind die Anforderungen an ihn. Das Ringen um Räume wird von der Stadtpolitik regiert, reglementiert, verwaltet, gestaltet und moderiert – kurzum: Governance ist ein weiterer zentraler Aspekt von urbanen Klimawandelbelangen. Stadtgrün mit seinen vielen Funktionen für sowohl Klimaschutz als auch Klimaanpassung steht neben Bauen und Verkehr im Fokus der Beschäftigung mit urbanen Klimabelangen (vgl. BMUB 2015, 2017b; Bundesregierung 2008). Darin drückt sich aus, wie inzwischen auch auf eine verwobene Existenz von Mensch und Natur in politischen und verwalterischen Kontexten eingegangen wird. Anders als im Naturschutz, wo trotz einer Nachhaltigkeitsperspektive diese Verbindung noch nicht gut gelingt (siehe Kapitel 5), steht in der aktuellen Stadtplanung das Zusammenleben von Menschen und Nicht-Menschen im Vordergrund und Klimawandelanpassung, Klimaschutz und Biodiversitätserhalt beginnen sich zu verbinden. In der Beschäftigung mit Stadtgrün ist eine Trennung dieser Belange auch schwer aufrecht zu erhalten. Wird eine Fläche genutzt, um emissionsarme Verkehrswege zu schaffen (Klimaschutz), um Schutzbauten vor Starkregen und Hochwasser zu in-

2 Im Klimaschutzrat kommen regelmäßig Bürger:innen, Stadtpolitiker:innen, Vertreter:innen von mehreren Umwelt- und Mobilitätsverbänden, Wissenschaftler:innen und Vertreter:innen relevanter Verwaltungsinstitutionen zusammen. Zu diesem Zeitpunkt war ich allerdings nicht mehr vor Ort. Für Näheres siehe: https://www.kassel.de/buerger/umwelt_und_klima/umwelt_und_klimaschutz/klimaschutz/klimaschutzrat.php [zuletzt abgerufen am 30.9.2021].

stallieren (Klimaanpassung) oder um eine wilde Wiese (Biodiversität) zu schaffen? Oder lässt sich all dies auch zusammen denken, indem ein Rad- und Fußweg entlang eines renaturierten Bachlaufes allen drei Belangen zuträglich ist? Wie sieht es in sehr dicht bebauten Innenstadtbereichen aus, wo jeder Zentimeter Fläche bereits verbraucht und genutzt zu sein scheint? Stadtplanung ist dabei, diese Fragen auszuloten und bewegt sich damit gleichzeitig in komplexen politischen, verwalterischen und alltagsweltlichen Verflechtungen.

Sind Klimaschutz und -anpassung in der Stadtentwicklung und auf bundespolitischer Ebene bereits seit längerem thematisiert, so wurde am Rande von Interviews sowie bei zahlreichen Szenen während meiner Forschung deutlich, dass die Diskursverschiebung, die die Fridays-for-Futures-Bewegung erreichen konnte, nicht nur politisch Druck entfaltet, sondern auch denjenigen in der Verwaltung Rückenwind gibt, die sich von jeher für Umwelt- und auch Klimawandelbelange versuchen vor Ort einzusetzen. Gepaart mit den spürbaren Auswirkungen des Klimawandels durch die Hitzewellen entsteht so eine Atmosphäre in der Stadt, in der Veränderungen möglich erscheinen – sei es die Umsetzung einer Grünsatzung oder eine weniger auf akkurat geschnittene städtische Wiesen ausgerichtete Pflege öffentlicher Grünflächen. Ein leitender Mitarbeiter des Baudezernats drückt diese Verschiebung folgendermaßen aus:

Also was deutlich ist, das ist ja ganz sonderbar, dass wir eine veränderte Diskussion haben. [...] [Das] Wort „Klima“, also ohne Unterscheidung der eigentlich total unterschiedlichen Thematiken, nämlich Klimaschutz und Klimaanpassung, ist das Thema Klima quasi zum festen Bestandteil der Diskussion geworden. [...] [D]ie Argumentationskette ist inzwischen so geläufig, dass sie in allen Zusammenhängen eine Rolle spielt. (*Interview 25, 15.11.2019*)

Aus sozial- und kulturwissenschaftlicher Sicht ist interessant, welche Praktiken und ihre zugrundeliegenden Logiken es den mit der Gestaltung von Städten Betrauten ermöglichen, sich durch die zahlreichen Verflechtungen von Stadt, Alltag und Klimawandel zu navigieren. In diesem Kapitel möchte ich anhand einer konkreten Materialität, dem

Kasseler Stadtgrün, versuchen, einige Hinweise auf den stadtverwalterischen Umgang mit Klimawandelbelangen zu geben.

Im Folgenden möchte ich die Perspektive auf die Änderungen der Materialität von Grün hervorbringen und zeigen, wie verwalterischer Umgang damit aussehen kann. Dazu gehe ich, erstens, auf Funktionen von Stadtgrün ein (siehe Kapitel 7.1). Dann diskutiere ich, zweitens, Grün als Infrastruktur, dessen Verwaltung zunehmend an ihre Grenzen stößt (siehe Kapitel 7.2) und gebe, drittens, Einblicke in eine Governance-Form, die Grünsatzung, die ich vor dem Hintergrund der Vermittlungsrolle von Stadtverwaltung diskutiere (siehe Kapitel 7.3).

7.1 Funktionen von Stadtgrün als Stimmungsmesser für Mensch-Umwelt-Beziehungen

Wie bereits erwähnt, erfüllt Stadtgrün mehrere Funktionen. Dazwischen muss ein Gleichgewicht zwischen ökologischen und sozialen Funktionen gefunden werden, deren Bedarfe sich häufig auch decken. Daraus ergibt sich die Frage worüber Entscheidungen getroffen werden und wer an den jeweiligen Entscheidungsprozessen beteiligt ist. Da ich mich innerhalb des Forschungsthemas „Klimaschutz und -anpassung“ in der Hauptsache für Mensch-Umwelt-Beziehungen interessiere, stelle ich im Bereich Stadtplanung und Raumgestaltung den Grünraum bzw. die Stadtnatur in den Mittelpunkt. Es geht folglich um Entscheidungen über grüne, das bedeutet mit Pflanzen jeglicher Art ausgestattete Räume, über deren Nutzung und Pflege verwalterische und planerische Entscheidungen getroffen werden müssen.

Åsa Boholm, Annette Henning und Amanda Krzyworzeka (2013, S. 103ff.) fassen Entscheidungen („choices“) als qualitative *horizons of choice* zusammen. In diesen *horizons of choice* wird deutlich, was Entscheidungen ausmacht und wie Entscheidungen von Menschen getroffen werden („decision-making“). Die Autorinnen bilden Entscheidungsfindung als kontingenten Prozess ab, der seine Rationalität nicht aus der Logik der Nutzenmaximierung des inzwischen überholten Modells eines *homo oeconomicus* zieht, sondern kulturell einge-

bettet ist und „as enabling sense making or ‚rationality‘ if you like“ fungiert (Boholm, Henning und Krzyworzeka 2013, S. 107). Was bedeutet das? Zunächst wird so der Blick geöffnet für relationale Verbindungen. Es ermöglicht das Einbeziehen zahlreicher Dimensionen in ein Beziehungsgeflecht aus sozio-kulturellen Faktoren von Entscheidungsfindungen. Denn Menschen treffen Entscheidungen basierend auf kulturellen Deutungen (vgl. ebd., S. 103), die auch, aber nicht nur, moralische Werte und soziale Normen umfassen. Diese sind in den Jahren 2018 und 2019 im Wandel begriffen und öffnen sich gesamtgesellschaftlich für breitere Belange des Klimawandels. Insbesondere findet bei Entscheidungen eine Relationierung zu Sinnwelten anderer statt. Auswirkungen auf Andere werden abgewogen und in den Prozess miteinbezogen (vgl. ebd., S. 104). Auch beobachten Menschen die Entscheidungen anderer und ahmen deren Handlungen nach oder beziehen sich in abgewandelter Form auf das Beobachtete (vgl. ebd., S. 104f.). Die Entscheidung für oder gegen eine Option entgegen anderer Optionen wird also nicht in sich abgeschlossen getroffen, sondern in Beziehung zu soziokulturellen Sinn- und Praxiswelten. Es ist möglich Entscheidungen zu überdenken und zu revidieren und damit flexibel zu halten (Boholm 2005, 2010, 2013). Diese Kontingenz von Entscheidungsprozessen drücken sich in den *horizons of choice* aus. Boholm und Kolleginnen sprechen dazu auch von *horizons of perceptions* (Wahrnehmungshorizonte) und *horizons of expectations* (Erwartungshorizonte) mit denen auch deutlich wird, dass Entscheidungen in Zeithorizonte einzuordnen sind (vgl. Boholm, Henning und Krzyworzeka 2013, S. 108). Eben diese sind in aktuellen Klimaschutz- und -anpassungsprozessen herausgefordert, wenn nationale und kommunale Schutzinteressen nicht deckungsgleich sind (vgl. Engels, Wickel, Knieling u. a. 2018, S. 268).

Stadtgrün, welches hier als soziomaterielle Infrastruktur gesehen wird, die zahlreiche Affordanzen (s. o.; vgl. Ingold 1992, 2018) für (nicht-) menschliche Praktiken bereithält, bietet die Möglichkeit, ausschnittsweise darzustellen, wie Räume und Praktiken mit verwalterischen und alltäglichen Sinnwelten verknüpft sind und wie Klimawandel Materialitäten ändert, z. B. Bäume vertrocknen lässt, was wiederum Verände-

rungen in Bedeutungen und Wissen von Praktiken führt. Wenn wir die beschriebenen Vorstellungen von Natur und Stadt als Teil dieser *horizons of expectations* und die körperlichen Empfindungen von Hitze als *horizons of perceptions* verstehen, dann wird klar, dass sich Stadtverwaltung und -planung in einem Veränderungsprozess ihrer *horizons of choice* befinden (vgl. Boholm, Henning und Krzyworzecka 2013). Mit der sichtbaren Herausforderung durch Trockenheit, mit der Stadtgrün umzugehen hat, entstehen visuelle *proxys* in Form von sterbenden Bäume, die auf zwingende Neuaushandlungen von Raumgestaltungen hinweisen. Diese Notwendigkeit wird von Bürger:innen und Stadtplaner:innen wahrgenommen und ändert die Erwartungen an den Stadtraum, so dass für Verwaltung und Planung andere Entscheidungshorizonte und damit die im Klimawandel nun gewünschten stärkeren Verflechtungen von Mensch und Natur in Städten immer besser zur Verfügung stehen (vgl. auch Kapitel 1.3).

Zusammenhänge von Materialität und Bedeutungen

Welche Bedeutungen werden Stadtnatur für urbane Praktiken im Klimawandel zugeschrieben? Die ausführlichsten Ausführungen zur Frage alltäglicher Bedeutungen von Stadtgrün erarbeitete die Geographin Jana Kühl anhand von alltäglichen Raumproduktionen. Sie untersuchte, wie Stadtgrün als Raum durch Praktiken produziert wird (Kühl 2016a, 2019). Unter Rückgriff auf Henri Lefebvres dreigliedrige Raumtheorie (vgl. Lefebvre 1991) bietet sie eine Analyse von Stadtgrün aus praxistheoretischer Perspektive an. Für sie sind Praktiken Manifestationen von überindividuellen Mustern und sozialen Sinnwelten, die sich in den Raum einschreiben und ihn formen. Die Gestalt des konzipierten Raumes weist demnach sozial geteilte Konzepte auf, zu denen Menschen nicht nur praktische, sondern ebenso emotionale und

affektive Verbindungen aufbauen (Kühl 2019, S. 134ff.).³ Diese Verbindungen, auch als *horizons of expectations* (s. o.) zu verstehen, verändern sich aktuell, das zeigt sich an der Frage des Grades an Ordentlichkeit von Stadtgrün, wie eine Mitarbeiterin des UGA im Interview bemerkt:

[ich: Wird das dann von den Bürgern auch eingefordert, die Pflege?]
 [Mitarbeiterin:] Sehr intensiv, ja. Also [...] im Moment ist ein bisschen ein Umdenken da, durch den Klimawandel und die ganze Bewegung, die die kleine Schwedin da ins Rollen gebracht hat. [...] Da gibt es jetzt schon auch Bürger, die sagen: „Es ist schon in Ordnung, wenn ihr da das Gras mal wachsen lasst, und wenn mal da die Distel oder die Brennnessel wachsen kann.“ Aber im Großen und Ganzen, muss man sagen, haben die Bürger schon noch so ein Ordnungs- und Sauberkeitsbewusstsein, wo sie sagen: „Dort muss aber alles piekfein gemäht sein, am besten mit der Nagelschere nachgeschnitten werden.“ Der typisch deutsche Vorgarten, den will der Bürger eigentlich gerne in der Stadt auch haben. (*Interview 14, 14.8.2019*)

Der deutsche Vorgarten steht symbolisch für eine piekfein von Menschenhand (und ggf. Maschinen) arrangierte Natur (vgl. Schriewer 2015; Stahl 2019). Eine piekfeine Natur kann als entfremdet angesehen werden. Mit einer piekfeinen Natur leben Menschen nicht zusammen, sie haben sie als ihr wildes Gegenüber gezähmt, damit sie in der Umwelt, die für Städte erdacht ist (gebaut, technisiert, effizient) nicht stört (vgl. Jenal 2019; Kühne 2018). Diese Sichtweise scheint zunehmend in den Hintergrund zu rücken. Inzwischen werden vielmehr die gegenseitigen Bedürfnisse von Mensch und Natur thematisiert. Daraus ergeben sich diverse Funktionen, die Stadtnatur für Stadtbewohner:innen erfüllen kann. Welche Funktionen Stadtnatur

3 Hier verweist Kühl u. a. auf Konzepte von „sense of place“ nach Kovács und Musterd (2013, S. 98ff.), die mit diesem Begriff betonen, wie emotionale und affektive Verbindungen von Menschen mit Orten zwar durchaus diffus sein können, dennoch aber Raumaneignungen und -gestaltungen beeinflussen und dabei zu einer Individualität von Orten beitragen können, die entgegen standardisiert gestalteten Orten einen Wiedererkennungswert aufweisen.

erfüllen kann und soll ist immer wieder Inhalt von Konflikten zwischen Stadtbevölkerung und Stadtpolitik und Stadtverwaltung. Ein Interviewpartner aus einem privaten Planungsbüro beschreibt die Erwartungen, die an Stadtnatur herangetragen werden, als Resultat von historisch gewachsenen Vorstellungen von und Ansprüchen an den Stadtraum. Der Landschaftsplaner setzt mit den ästhetischen Erwartungen auch gesellschaftliche Anforderungen an Naturbilder in Kontext.

[Man weiß] aus der Forschung, die sich damit auseinandersetzt, dass wir eigentlich Landschaft oder Freiraum nur so lesen und entschlüsseln können, wie wir es gelernt haben. Und das ist historisch so, dass meine Eltern das anders getan haben als ich es tue, meine Kinder wieder anders tun werden. Das ist mir vollkommen klar als Fachmann, sag ich jetzt mal. Ich muss es immer historisch einordnen. [...] Und das heißt eigentlich für meinen Berufsstand, dass wir, wenn wir Räumen gestalten, uns darüber Gedanken machen müssen, wie denn eigentlich die Landschaft der Zukunft aussieht. Also die wird sich eigentlich auch permanent verändern, und zwar nicht, weil wir eine ästhetische Vorstellungen haben, sondern weil es ökonomische, technische, gesellschaftliche Veränderungen gibt, die dazu führen, dass es aber andere Ansprüche an den Raum gibt. Und wir uns jetzt anders fortbewegen zum Beispiel oder Logistik anders funktioniert oder einkaufen oder was auch immer. Und das wird dazu führen, dass sich Städte verändern oder dass sich Landschaften verändern. (*Interview 26, 10.12.2019*)

Olaf Kühne untersucht diese alterskohorten-spezifische Wahrnehmung von Landschaft, die der Interviewpartner oben beschreibt. Seine Forschungen bekräftigen die Annahme, ordentlich-gezähmte Naturräume (in der Sprache von Grünraumverwaltung ist das etwa „Pflegestufe 1“; siehe Kapitel 4.2) seien eher von älteren Bürger:innen bevorzugt, wohingegen Jüngere auch die naturnah gestalteten Grünflächen (die dann eher in Richtung „Pflegestufe 3“ oder „Pflegestufe 4“ eingeordnet werden können) als schön empfinden (vgl. Kühne 2018, S. 18). Auch dieser Umstand trägt zu der veränderten Atmosphäre bei, die die Themen Klimawandel und sozial-ökologisches Zusammenleben

nun auf eine neue Aushandlungsbasis zwischen Stadtverwaltung und Bürger:innen verschieben (s. o).

Grün zwischen Lebensstilen und Umweltbewusstsein

Grün in der Stadt hat auch stark soziale Funktionen, wie bereits durch das Konzept der Grünen Infrastrukturen deutlich wurde. Blühwiesen sollen nicht nur Bienen und weniger bekannten Insekten Futter bieten, sie sollen gleichsam der Umweltbildung und Sensibilisierung der Bevölkerung für Umweltfragen dienen. Während innerhalb der Zivilgesellschaft Fragen von Klimawandel verstärkt über Alltagspraktiken wie Ernährung, Konsum und Mobilität verhandelt werden (siehe Kapitel 6), wird die Relevanz von Stadtgrün mehrheitlich von Stadtplanung und -verwaltung in die Öffentlichkeit getragen. Obwohl sich das Bewusstsein und die Bereitschaft zur Klimawandelanpassung unter der Bevölkerung Nordhessens erhöht haben (Ernst, Krebs, Panza u. a. 2013, S. 588f.), werden Bürger:innen in diesem Bereich mir gegenüber mehrmals als empört über neue Ästhetiken von ungemähten, unordentlichen aber möglicherweise biodiversen Wiesen erwähnt. Dennoch lässt sich ein Wandel des Umweltbewusstseins erkennen, den ich oben bereits auf die materielle Sichtbarkeit von Klimawandelfolgen zurückgeführt habe. Hier spielt in gleichem Maße das Thema Biodiversität hinein. Eine Mitarbeiterin des UGA erläutert, wie durch die Änderung der Grünflächengestaltung, also ein Materialitätswandel, einen Bedeutungswandel in Bezug auf den ästhetischen Anspruch, den Bürger:innen an das Aussehen von Stadtgrün stellen, angestoßen werden konnte.

Also wir bemerken das ja auch an anderer Stelle, dass die Sensibilität der Öffentlichkeit für Grün, für die Ökologie von Stadtgrün deutlich gewachsen ist. Das gar nicht so sehr im Zusammenhang mit Klimawandel, sondern mit dem Thema Biodiversität. Das ist ja diese andere große gesellschaftliche, sozioökologische Fragestellung. Wir haben da ja dieses Blühflächenprojekt, während wir anfangs doch noch deutlich dafür werben mussten, erklären mussten, warum diese Form von Blühfläche, die ja etwas wilder ist als die Klassische, schön ist und gut ist, ist das mittlerweile verstanden. Und es tritt sogar der Effekt auf, dass

wir anders gelagerte Bürgeranfragen kriegen als in der Vergangenheit. In der Vergangenheit [war] hier in der Grünflächenunterhaltung, die klassische Bürgeranfrage, gerade im Frühjahr: „Wann wird endlich gemäht.“ Das ist auch nach wie vor die häufigere Bürgeranfrage. Aber es gibt auffällig, also zunehmend viele Bürgeranfragen, [...] die dann auch mal fragen: „Bei mir ist die Situation so und so, kann man da das Gras nicht ein bisschen länger stehen lassen. Das muss doch nicht so oft gemäht werden.“ Also diese Form von Bürgeranfrage nimmt wirklich zu. Das zeigt, dass sozusagen ein gewisses Grundverständnis für Stadtökologie in der Breite der Bevölkerung nunmehr doch ganz gut angekommen ist. Und damit auch sozusagen die Erwartungshaltung an das Bild der Anlagen. (*Interview 10, 11.7.2019*)

Vordergründig erscheint Umweltbewusstsein und damit verbundene ästhetische Vorstellungen als eine von Lebensstil und Altersgruppen abhängige Variable zu sein. Die zweijährig vom BMUV durchgeführte Studie „Naturbewusstsein“ (für aktuellste Version von 2019 vgl. BMU 2020b) schreibt der Gruppe der „Angehörige[n] der gehobenen Milieus“ das höchste kommunikative Naturbewusstsein zu, während diejenigen der Einteilung „Angehörige der gesellschaftlichen Mitte oder sozial schwächer gestellter Milieus“ als eher gering naturbewusst eingeschätzt werden, wobei allerdings die Ökobilanz der „gehobenen Milieus“ deutlich schlechter ist (ebd., S. 9). Für die Planer:innen in Kassel ergibt sich daraus eine Abstufung in der kommunikativen Erreichbarkeit, wie eine Mitarbeiterin der Umweltplanung mir gegenüber zu bedenken gibt und auch altersspezifische Lebenswelten damit verbindet.

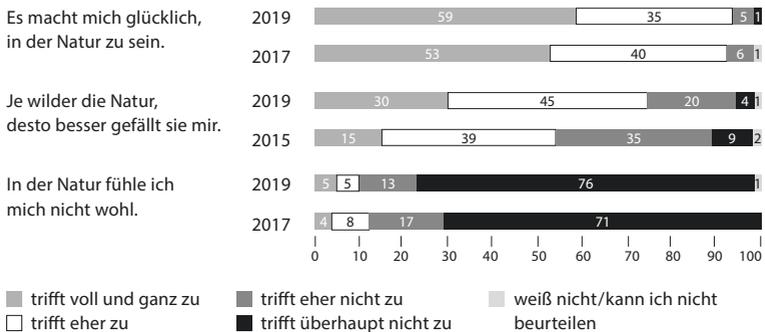
Sie haben natürlich auch Nutzung und Ansprüche an Grünflächen in den unterschiedlichen Alterskategorien. Also kleine Kinder, da ist der Radius so groß, dann wird es bei größeren Kindern etwas größer und dann haben Sie die Jugendlichen, und dann haben Sie die Mittdreißiger. Also im Moment ist am schwersten zu erreichen so diese Klientel zwischen 35 und 55. [ich: Aha, warum?] Weil ich glaube, die sind so in ihrer Arbeit verhaftet, die sind gesellschaftlich so belastet, ich glaube die haben überhaupt keinen Sinn mehr dafür, gerade wenn man sich

als urbane Person sieht. Urban, hypermobil, müssen sie von ihrer Arbeitswelt her angepasst sein, ich glaube, wenn sie dann in die Familienphase gehen, werden sie mit ihren Kindern wieder konfrontiert und deren Ansprüchen an Grünflächen und ich glaube ab da wird es wieder erreichbarer. Aber wenn Sie diesen, double income, no Kids, urban, irgendwas, ich glaube, wenn der nicht irgendeine andere Beziehung zur Natur hat, ist er da glaube ich weit weg. (Interview 4, 14.6.2019)

Im Interview hebt die Umweltplanerin die Relevanz von direktem Kontakt mit Grünraum, der bei stark durch ihre Arbeit belasteten Personen seltener stattfindet, hervor. Dennoch ist die von ihr angeführte gesellschaftliche Gruppe mit einem hohen Naturbewusstsein ausgestattet. Das liest sich aus der Studie Naturbewusstsein 2019 heraus (BMU 2020a, S. 8f.). Dort wird von einem paradoxen Verhältnis der deutschen Bevölkerung zur Natur gesprochen und an der weiterhin klaffenden Lücke zwischen positiven Naturschutz- und Umwelteinstellungen sowie mangelnder individueller Handlungsbereitschaft festgemacht. Weiterhin ist das Naturbewusstsein und die prinzipielle Handlungsintention in den Milieus der deutschen Gesellschaft größer, in denen die Ökobilanz schlechter ist (ebd., S. 8f.). In Zusammenspiel mit den Ausführungen der Umweltplanerin drängt sich die Annahme auf, dass die In-Beziehung-Setzung von menschlichen Körpern mit der materiellen Dimension des Stadtgrüns von Belang ist für die klimabezogene Transformation des grünen Stadtraumes, denn Naturbewusstsein und die darin ausgedrückten Bedeutungszuschreibungen von Natur können offensichtlich nicht allein als Treiber für die Veränderung von Alltagspraktiken dienen. Für die kommunikative Einbindung über gesellschaftliche Milieus hinweg wird der Rückgriff auf „Bedarfe nach Naturerfahrung“ (ebd., S. 9) hingewiesen. „Naturerfahrung“ verstehe ich hier als die oben angesprochene körperlich-materielle Relationierung von *practitioners* in städtischen Alltagspraktiken, die Wahrnehmungen und Bedeutungszuschreibungen zu verändern vermögen. Die Wahrnehmung von Natur und was als ästhetisch schön angesehen wird, hat sich bereits – nicht nur in Kassel sondern deutschlandweit – deutlich gewandelt: Der Anteil der Befragten, die auf der Aussage „Je wilder die Natur, desto besser gefällt sie mir“ mit „trifft voll und ganz zu“ oder mit „trifft eher zu“ geantwor-

Persönliche Bedeutung von Natur im Zeitvergleich

Bitte sagen Sie mir für jede der folgenden Aussagen, ob sie Ihrer Meinung nach voll und ganz, eher, eher nicht oder überhaupt nicht zutrifft.



Angaben in Prozent

Anmerkung: Bei dem Item „Je wilder die Natur“ wurde der Balken für 2015 ergänzt (keine Erhebung 2017).

Abbildung 16: Überblick über einige Faktoren von Mensch-Natur-Beziehungen und deren Entwicklung zwischen 2017 und 2019 aus der Studie Naturbewusstsein 2019 (BMU 2020b, S. 46)

tet haben, ist von 54 Prozent im Jahr 2015 auf 75 Prozent im Jahr 2019 gestiegen (siehe Abbildung 16). Diesen Wandel von favorisierten Naturansichten konnte auch Olaf Kühne in Bezug auf Gärten entdecken (vgl. Kühne 2018). Es hat sich also gewandelt, was als schöne Natur angesehen wird und wie diese zu schützen ist. Das Bedürfnis sich in der Natur aufzuhalten ist dadurch ebenfalls beeinflusst und spiegelt die Verflechtungen der Dimensionen von Praktiken-Gefügen wider.

Sich in der Natur beziehungsweise in Grünräumen aufzuhalten kann neben einer persönlichen Freizeitgestaltung mit Blick auf Klimawandelbelange auch als Klimaanpassungspraktik angesehen werden, denn begrünte Räume sind deutlich besser vor Überhitzung geschützt als bebaute Räume. Unter diesem Gesichtspunkt erhalten menschliche Körper eine Rolle, die erst allmählich mehr Aufmerksamkeit in Klimaanpassungsbestrebungen erhalten. In der Planung steht bisher der Raum und seine Materialitäten im Vordergrund, weil die Gestaltung sich eben auf physische Materialitäten bezieht. Körperliches

Befinden als Belang sozial-ökologischer Veränderungsprozesse findet dennoch bereits Eingang in Stadtgestaltung, nämlich über die Empfindung der Planenden.

Abkühlung am eigenen Leib erfahren

Ich sitze im Büro meines Interviewpartners in einer Kasseler Stadtplanungsagentur, in dem es jetzt am Vormittag noch erträglich ist. Von sich aus bringt er das Thema vor Beginn unseres Interviews auf die diesjährige Hitze und berichtet mir über seine Strategien. Als Stadtplaner fährt er für Beteiligungsprozesse an immer andere Orte und hat ein Gespür dafür entwickelt, wo es jeweils angenehm oder unerträglich ist. Heute muss er noch in einen sehr bebauten Stadtteil mit wenig Grün und hat ein Wechselhemd dabei. Obwohl keine Frage in meinem Leitfaden direkt auf Hitze abzielt, kommt das Thema immer wieder auf. Wir sprechen auch darüber, dass die Hitze vor allem ein Gesundheitsthema ist und dass man es diese und letztes Jahr ja ganz besonders selbst auch spüren kann am eigenen Körper. (*Feldnotiz, zu Interview 17, 26.8.2019*)

Die Einwirkung von Hitze auf Körper und die Wahrnehmung, dass bebaute Umgebungen wärmer sind als begrünte, verstehe ich als alltäglichen Ausdruck der *agency* vitaler Materie des Stadtraumes. Grün schützt besser vor Überhitzung als Beton. Zu alltagsrelevanten Anpassungsmaßnahmen zählt unter anderem der Zugang zu nicht überhitzten Räumen. In den Interviews, die ich 2019, im zweiten aufeinanderfolgenden Hitzesommer in Kassel geführt habe, wird die Kühlungsfunktion von Grün immer wieder angesprochen. Hitze fand über körperliche Empfindungen mehrmals explizit Eingang in meine Forschung. Nicht nur ich spürte die Erschwernis des Alltags, wenn der Körper über Wochen mit Hitze umgehen muss, auch am Rande der Interviews wurde mehrmals von der gesundheitlichen Dimension von Hitze und Klimawandel mit Rückbezug auf den eigenen Körper gesprochen. Zudem wurde durch den persönlichen Bezug in einem Interview mit einem Stadtplaner, der häufig Beteiligungsprozesse durch-

führt, auch die Dimension Privilegiertheit angesprochen, die im Interview selbst sonst wenig explizit blieb.

Ich überlege gerade, was das selbst mit mir macht. Wir haben ja heute gerade so einen Tag, wo man eigentlich den Klimawandel ja auch wirklich spürt. Also ich finde es heute total anstrengend so von der Witterung her. Und er [Anm. CL: der Klimawandel] ist ja nun mal da, von daher ist sicherlich eine Möglichkeit zu schützen, indem man entsprechend Verschattungen, sowohl in Gebäuden als auch in öffentlich nutzbaren Räumen, anbietet. Also in öffentlichen Räumen durch Bäume zum Beispiel, dass man da entsprechend viel mehr pflanzt, um Verschattungsangebote zu geben. (*Interview 17, 26.8.2019*)

Mit dem Einbringen des eigenen Körpers wird auch die Frage nach gesunden Lebensverhältnissen innerhalb der Stadt angesprochen. Der Stadtplaner spürt die biophysikalisch-materiellen Zusammenhänge zwischen seinem eigenen Körper und den unterschiedlichen Temperaturen im Stadtraum, wenn er sich zwischen den Orten, die er als Planer betreut, bewegt. Sein eigenes Arbeitsumfeld weist ihn ebenso auf die Schwierigkeiten, die Hitze zu meistern, hin. Mittels seiner Kenntnis über und seines Gespür für die Diversität des Stadtraums erkennt er außerdem die variierende Intensität, mit der Stadträume vor Hitze-Herausforderungen stehen, und verknüpft sie mit seiner vermittelnden Rolle als Stadtplaner, in der auch Gerechtigkeit und soziales Zusammenleben zu seinen Themengebieten gehören.

Es macht ja auch gesundheitlich was mit uns, wenn es diese Erwärmung in Städten gibt, wie können wir überhaupt den Alltag meistern, wenn es immer wärmer wird. Also hat es zum Beispiel Auswirkungen auf Arbeitszeitverschiebungen oder Arbeitszeitverkürzungen, oder was müssen Arbeitgeber leisten, damit Wirtschaft überhaupt funktionieren kann. Das heißt Schaffung von gesunden Wohn- und Arbeitsverhältnissen ist ein wichtiges Thema, weil wir den Klimawandel nicht aufhalten können. Wir müssen nur versuchen mit ihm umzugehen. [...] Man merkt es auch, wenn man aus der Innenstadt, sage ich mal, in die Stadtteile fährt – in die westlichen Stadtteile – dass eben dann dort diese Kaltluftschneisen vom Habichtswald runterkommen und es auf einen

Schlag deutlich kühler wird. Das ist auch eine spannende Frage übrigens des sozialen Ausgleiches, dass eigentlich diejenigen, die dort im Westen wohnen – ich gehöre da jetzt auch dazu – dass denen eigentlich das Thema Klimawandel, dass die damit besser zurecht kommen, weil sie in 2, 3 Grad kühleren Stadtteilen wohnen als in der Innenstadt. Wo zum Beispiel viel sozialer Wohnungsbau ist. Also Klimagerechtigkeit fängt auch da im Grunde genommen an, dass wohl situierte Stadtteile eben davon weniger betroffen sind, als sozial schwache Stadtteile, die sich meistens in Innenlagen oder in Ostlagen befinden, wo dann früher die Industrie war und dementsprechend auch viel Versiegelung da ist. (*Interview 17, 26.8.2019*)

Mit dieser Kühlungsfunktion, die der Stadtplaner auch als Frage der Klimagerechtigkeit anspricht, kann Stadtgrün als urbane Infrastruktur angesprochen werden, die im Sinne der öffentlichen Daseinsvorsorge dem Allgemeinwohl dienen soll. Dies ermöglicht, wissenschafts-gestützt eine Unterversorgung bestimmter Gebiete in der Stadt auszu-machen, wie es im Projekt „Integrierte Strategie für mehr Umweltge-rechtigkeit“⁴, in dem Kassel als ein Fallbeispiel analysiert wurde, ge-schah (Stadt Kassel 2018, zit.n. Böhme, Franke und Preuß 2019, S. 43). So wird die Reichweite von Stadtgrün als Anpassungsmaßnahme ope-rationalisiert, messbar gemacht und für Politik und Verwaltung als Infrastruktur übersetzt. Diese Infrastruktur Grünraum kann so als Indikator für erfolgreiche oder misständige Klimaanpassung dienen. Als Maßnahme der Klimaanpassung können der Infrastruktur Stadt-grün Haushaltsmittel zugeordnet werden. Grün ist als Infrastruktur der Klimaanpassung nicht mehr nur eine Art der urbanen Flächege-staltung, sondern erhält daraus die Bedeutung einer *materialisierten Querschnittsaufgabe*, so möchte ich es hier nennen.

Verflechtungen von Mensch und Grün

Unter dem Blick der Klimawandelanpassung rücken materielle Qua-litäten von Grün ins Licht, die hineinwirken in den Vollzug sozialer

4 Weiteres auf der Website des Difu – Deutsches Institut für Urbanistik: difu.de/10312 [zuletzt abgerufen am 9.1.2022].

Praktiken: Kühlung (vorwiegend nachts) von gebautem Raum durch Verschattung und Verdunstung von Bäume, Hecken, Rasenflächen schafft Orte des Wohlbefindens in der vom Klima erwärmten Stadt. Im Zuge mehrerer aktueller Herausforderungen, vor denen Städte stehen, bietet Grün als Infrastruktur multiple Lösungsmöglichkeiten, weil sie bestehende Infrastrukturen ergänzt und eine Änderung von Mobilitäts-, Berufs- und Freizeitpraktiken auf Alltagsebene ermöglicht. Mit dieser Perspektive wird die Verflechtung von Mensch und Grün besonders deutlich: Grün erfüllt mehrere Funktionen für die menschliche Gesundheit und ist daher auch im Sinne der Daseinsvorsorge für alle Stadtbewohner:innen bereitzuhalten (vgl. Claßen 2018). Dies reicht vom Erholungswert von Grünflächen für überhitzte Großstädter:innen, über Fragen öffentlicher Gesundheit, hin zu Plätzen, an denen globale Verwicklungen wie Biodiversitätsverlust und Klimawandel relokalisiert werden. Dabei hat auch kleinräumiges Grün innerhalb der Stadt eine Wertigkeit für Bürger:innen, wenn große Parks und Wälder sich nicht in der Nähe befinden.

Weiterhin wird angenommen, eine kontinuierliche Begegnung mit Natur würde ein Kohärenzgefühl erzeugen, welches dazu geeignet sei, Mensch-Umwelt-Beziehungen zu festigen (vgl. Gebhard 2010). Die Annahme, allein die Etablierung von Grün würde bereits zu einer bewussteren und damit vermeintlich besseren Beziehung zwischen Menschen und ihrer Umwelt führen, ist zwar als zu simplistisch zu kritisieren (vgl. Church 2015), wird aber insgesamt als ein wichtiger Schritt in Richtung der gesundheitlichen und klimaangepassten, resilienten Stadt gesehen (vgl. Claßen 2018). So sieht es auch eine Mitarbeiterin der Umweltplanung, die unter anderem mit städtischen Fragen der Klimaanpassung betraut ist:

Also das ist sehr wichtig, dass Menschen direkt im Wohnumfeld Naturraum haben, den sie nutzen können. [...] Wir haben zum Beispiel, wenn man die [Hofbleiche] nimmt, die ist ein kleines Kleingartengebiet mit circa 40 Parzellen, die sind besonders wichtig, weil daneben steht Geschosswohnungsbau, und über 90 Prozent der Gärten sind an DIE Menschen [...] verpachtet [...], die in den Geschosswohnungsbauten leben. Und das ist ein Schätzchen in der direkten Nachbarschaft mit

Naturraum und Erholung, Abkühlung, das ist auf jeden Fall erhaltenswert. (*Interview 4, 14.6.2019*)

Verflechtung von Menschen und Grünräumen zu etablieren, so klingt es in obiger Aussage an, heißt auch auf eine gerechte, kleinräumige Verteilung von Grün zu achten. Dort wo es angenehm ist, dort ist der öffentliche Raum nicht immer für alle da gewesen. Die schönsten Flächen sind oft aus ehemaligem Besitz von Königen und Kurfürsten, in Kassel zum Beispiel die Karlsaue und der Bergpark Wilhelmshöhe, die sich beide westlich der Fulda befinden. Auch der Eichwald im Kasseler Osten war einst kurfürstliches Gebiet (siehe Kapitel 5). Eine weitere große Grünfläche ist die Fuldaaue, eine Freizeitanlage mit großem Badesee, die im Rahmen der Bundesgartenschau 1981 angelegt wurde und auch ein Naturschutzgebiet umfasst. Heute sind diese Grünräume prinzipiell für alle zugänglich. Allein Entfernung, Zeit und persönliche Mobilität sowie möglicher Weise individuelle Umwelteinstellungen schränken den Aufenthalt ein.

Ein Interviewpartner aus einem Planungsbüro spricht diesbezüglich zweierlei an (*Interview 26, 10.12.2019*): Die Verteilung von Grün als Freiraumsystem greift auf den Infrastrukturgedanken zurück und die Ökosystemdienstleistung. Gleichsam deutet die Aussage, es sei an heißen Tagen überhaupt nur in Grünräumen aushaltbar, auf die lebensnotwendige Verflochtenheit von Mensch und Natur hin. Wichtig ist dabei, dass die Aufwertung von Grünraum nicht zu einer „grünen Gentrifizierung“ gereicht und soziale Unterschiede verstärkt (vgl. Haase, Kabisch, Haase u. a. 2017; Wolch, Byrne und Newell 2014). Die Kasseler Stadtverwalter:innen und -planer:innen haben daher die Verteilung von Grün als Zugang für alle, auch im Sinne der Abkühlungsfunktion in überhitzten Stadtbereichen, im Blick. Der interviewte Landschaftsplaner sieht ein großes Potenzial darin, nachhaltige Mobilitätspraktiken (meist verstehen die Interviewten darunter Rad- und Fußverkehr) durch Ausweitung von Grünraumvernetzung zu unterstützen. Dabei seien die zahlreichen Lebensweisen (auch in Abhängigkeit vom Alter) zu beachten. Wünschenswert im Sinne der Klimaanpassung wäre seiner Meinung nach, wenn dem Großteil der Stadtbe-

wohner:innen ermöglicht würde, in einer Entfernung von 500 Metern von ihrem Wohnsitz aus eine Grünfläche zu erreichen (Interview 26, 10.12.2019).

Verflechtung durch Verteilung und Erreichbarkeit von Grün

Innerhalb von Städten ist durch die gebaute Wohn- und Mobilitätsinfrastruktur die Möglichkeit Natur bzw. Grün zu erreichen ungleich verteilt. Grünraum bietet für alle eine Möglichkeit der Abkühlung, besonders für diejenigen, die in dicht besiedelten Gebieten leben. Die Bebauungsstruktur dicht besiedelter Gebiete zeichnet sich dadurch aus, dass Raum für allerlei Bedarfe mit Stein und Beton versiegelt wurde. Grünraum erlangt dort nun unter Klimaanpassungsaspekten eine Wertigkeit, die eine weitere Versiegelung in Frage stellt, weil das Thema Abkühlung an Bedeutung gewinnt. Als untere Ebene in Regierungskonstellationen sind Kommunen und ihre Verwaltungen konfrontiert mit diversen Alltagsbedürfnissen. Sie denken darüber nach, wie sich Materialitäten verbinden lassen, um lebenswerte Räume zu gestalten.

Wohnen und Grün sind zwei wichtige, sich ergänzende Punkte. In Kassel sieht die Stadtverwaltung aufgrund des dicht bebauten Innenstadtraums Dach- und Fassadenbegrünung als wichtigen Teil von Klimaanpassung an (Interview 14, 14.8.2019). Unter Rücksichtnahme auf die Ansprüche und Belastbarkeiten menschlicher Körper gilt es, sie so zusammenzubringen, dass eine gesunde Stadt entsteht. Die gesunde Stadt hält mittels Stadtgrün Erholungsräume für die breite Bevölkerung bereit, im Bereich Abkühlung und gleichermaßen im Bereich Emissionsminderung (Lärm und Schadstoffe). Sie ist also gleichzeitig eine umweltgerechte Stadt (vgl. Böhme, Franke und Preuß 2019; Claßen 2018). Ein Ortsbeiratsmitglied aus dem Stadtteil Bettenhausen bietet eine verdichtete Ansicht der Gemengelage von Klimawandelbelangen im Kasseler Osten, der durch seine industrielle Historie stark bebaut ist, an. Seine Perspektive verdeutlicht, wie durch die Verlagerung der Verantwortung für Klimawandelbelange diese einerseits mit weiteren Belangen von Stadträumen verflochten werden müssen und wie sie andererseits mit materiellen Gegebenheiten konfrontiert werden:

Na ja, also vielleicht mal grundsätzlich, die, die – ich sage mal nicht einkommensstark – sind, die werden den Klimawandel sehr stark erleben. Deshalb halte ich wenig davon, wenn man beides ausspielt, also Klimapolitik und soziale Frage. Ich glaube beides gehört zusammen. Nämlich die, die wenig Einkommen haben, können halt nicht, wenn es heiß wird, in ihren Garten flüchten, oder haben eine Klimaanlage und so weiter. Deshalb trifft es die, die in Wohnungen wohnen, die [...] sich aufheizen, besonders. [Man] muss [...] die, die finanziell nicht so gut gestellt sind, mit[nehmen], und besser mitbeteilig[en] an dieser Frage: Wie [geht] man gegen den Klimawandel vor? Und das, weil man sagt, man will nichts gegen den Klimawandel machen. Im Gegenteil: Man muss da sehr massiv etwas machen! Aber dann muss man gleichzeitig [...] sich Gedanken machen, was passiert mit den Menschen, die davon betroffen sind [...] Also ich habe ja schon gesagt, dass das für Bettenhausen ein großes Problem ist, weil wir hier eine sehr hohe Versiegelung haben und auch die Klimakarte zeigt, dass hier eine starke Erwärmung ist. Kurzfristig ist es wahrscheinlich schwierig etwas zu machen. Man muss jetzt gucken wie kriegt man da irgendwelche Inseln hin, wo man auch eine Begrünung macht. Grundsätzlich ist das einfach ein großes Problem, weil wir hier Industrie und Wohnen gemeinsam haben, das ist das Problem. Und ich habe da jetzt auch nicht unbedingt eine spontane Lösung. Man kann ja nicht jetzt die Betriebe da einfach abreißen. [...] Wir müssen gucken, dass die Flächen, die wir jetzt haben und die auch noch grün sind, dass wir die bewahren und, dass man die nicht zubaut. (Interview 6, 28.6.2019)

Da Versiegelung zu Hitzestau auf kleinklimatischer Ebene führt, ist die Häufigkeit von Grünflächen innerhalb der Stadt so wichtig. Denn Häufigkeit bedeutet auch Zugangsmöglichkeit. In sogenannten „Wesentaschenparks“ (Interview 3, 12.6.2019) entfaltet kleinräumiges Grün seine Wirkung, dient der Biotopvernetzung für einige Tierarten und bietet einen Ort des kurzfristigen Rückzugs aus überwärmten Stadtgebieten. Für die Abkühlung von Stadtraum am Tag oder in der Nacht kommt es nicht nur auf die Größe, sondern auch auf die Ausgestaltung der Vegetation an (Mathey, Rößler, Lehmann u. a. 2011, S. 84). Je größer die Fläche, desto größer die Abkühlung, vornehmlich in der

Flächenmitte. Je größer das „Grünvolumen“, also Grün in dreidimensionaler Ausdehnung (hoch, tief, breit), desto größer die Abkühlung, auch tagsüber (ebd., S. 84).⁵

Urbaner Raum ist bereits verdichtet und versiegelt, so dass für Grüne Infrastrukturen Mittel und Wege zu finden sind, um bestehende Infrastrukturen zu ergänzen und zu erweitern. Zu Dimensionen und Zusammenspiel von Infrastrukturen weisen Star (1999) und Star und Ruhleder (1996) darauf hin, dass insbesondere die Einbettung von Infrastrukturen als soziomaterielle Zusammenhänge wichtig sind, um zu verstehen, wie sie Praktiken strukturieren. Nicht selten sind sie unsichtbar und werden als selbstverständlich hingenommen. Sie treten deshalb häufig erst dann in Erscheinung, wenn sie ihre Funktionsfähigkeit einbüßen. Grüne Infrastrukturen in der Stadt sind dabei umfassender zu denken als im Konzept der *nature based solutions* (s. o.), nämlich als soziomaterielle Verflechtungen, die mehrere globale Belange auf lokaler Ebene lösen: mehr Grün in der Stadt führt zu einem angenehmeren und gesünderen Umfeld für die Menschen vor Ort steigert die Biodiversität von Flora und Fauna. Ungleich anderer urbaner Infrastrukturen, ist Stadtgrün aber ein Gefüge aus Lebewesen und stellt so selbst Anforderungen an sein Umfeld.

***multispecies*-Ansätze als weitere Verflechtungsmöglichkeit**

Ich möchte an dieser Stelle kurz auf einen weiteren Aspekt hinweisen, der in Zusammenhang mit der Verteilung von Grünflächen steht: Als *multispecies*-Lebensräume sind Städte wichtige Orte der Biodiversität. Erreichbarkeit von Grün ist daher gleichermaßen auch als Zugang für verschiedene Tier- aber auch Pflanzenarten zu sehen. Dieser Umstand wird von den Gesprächspartner:innen nur am Rande erwähnt. In der Stadtgestaltung werden tierische Belange bisher kaum berücksichtigt. Sie fallen lediglich unter das Oberthema Biodiversität, welches über (inter-)nationale Richtlinien Eingang in die Stadtverwaltung findet. Dabei stehen Städte in Bezug auf Biodiversität in einem

⁵ Mathey und Kolleginnen stellen weitere Faktoren und deren Kombinationen vor, die hier zu weit führen würden.

paradoxen Zusammenhang. Einerseits zerstören ihre gebauten Siedlungen biodiverse Räume, andererseits, „weisen Städte und Gemeinden durch [ihr] kleinteilige[s] Habitatmosaik eine unerwartet hohe Vielfalt an Arten und Lebensräumen auf“ (Kube 2011, S. 91). Der Erhalt und Ausbau, auch kleiner Grünräume, ist relevant für dreierlei globale Belange: Biodiversitätsschutz (u. a. Bereitstellung von Habitaten), Klimaschutz (u. a. kleinräumige Bindung von CO₂) und Klimaanpassung (u. a. Kühlung von Körpern und Gebäuden) (ebd., S. 96f. Mathey, Rößler, Lehmann u. a. 2011, S. 80). Eine Stadtplanerin sieht für diese Belange eine Vernetzung von Grünräumen als wichtig an, damit sie als Grüne Infrastrukturen dienen können:

Wir streben auch an, dass wir an bestimmten Straßenzügen eine durchgängige alleeartige Begrünung bekommen und nicht nur immer mal vereinzelt hier und dort ein Bäumchen. [...] Also Trittsteine in Form von Parkanlagen. [...] Und wenn man jetzt mal richtig große Schritte machen würde, dann würde man sozusagen von einem Trittstein zum nächsten kommen können. (*Interview 3, 12.6.2019*)

Diese Trittsteine können von Mensch und Tier gleichermaßen genutzt werden. In den Planungsgedanken der Kasseler Verwaltung stehen menschliche Praktiken dennoch im Mittelpunkt. Während Mensch und Grün nun immer häufiger wieder zusammengedacht werden, müssen tierische Akteure erst noch ihren Platz in der Stadtplanung erlangen.⁶ Ziel ist, so die Bestrebungen der Grünraumverwaltung in

6 An anderer Stelle wird bereits stärker auch über *multispecies urban habitats* nachgedacht. So wird laut Marie Carmen Shingne, die z. B. U-Bahn fahrende Hunde in Moskau beforcht hat, bewusst, dass „when we redefine our understandings of space, social relationships, and access, and extend our considerations across species lines, we can approximate a more equitable, accessible urban space.“ (Shingne 2020, S. 16). Der Sammelband „Urbane Tier-Räume“, erarbeitet von den Fachgebieten Freiraumplanung und Sozial- und Kulturgeschichte (Human-Animal Studies) der Universität Kassel, bietet dafür einige Anknüpfungspunkte (vgl. Becker, Roscher, Weisser u. a. 2017) und auch im weiteren Feld der *multispecies studies* lassen sich erste Ansätze für ein Zusammendenken von Mensch und Tier in Städten finden (vgl. z. B. Fenske 2016 für einen allgemeinen Überblick in Perspektiveröffnungen von *multispecies*-Ansätzen; Filipović 2019 für *multispecies*-Management in postsozialistischem Kontext oder Sørensen 2020 für gebaute *multispecies*-Nachbarschaften).

Kassel, Grün als Infrastruktur zu etablieren. Stadtgrün, auch in kleinem Rahmen, soll, um eine Klimaanpassungswirkung zu entfalten, eine stärkere Berücksichtigung im städtischen Raum erhalten. Grün als Infrastruktur zu etablieren bedeutet im Grunde aber, die Stadt als *multispecies*-Lebens- und Seinszusammenhang zu denken. Das erscheint auch deshalb sinnvoll, weil laut der aktuellsten Studie Naturbewusstsein mehr Menschen Tiere mit Natur assoziieren als Pflanzen (vgl. BMU 2020b, S. 44).

7.2 Anspruch und Wirklichkeit von Grünpflege zwischen Muss, Soll und Ist

Für die Anpassung des Kasseler Stadtgrüns auf Klimaveränderungen spielen Pflanzen jeglicher Art (insbesondere jedoch Bäume) eine hervorgehobene Rolle. Bäume sind dabei auch Indikatoren für Klimawandelauswirkungen. Sie dienen als *proxys* für Klimawandel in der Stadt. Wie in Kapitel 5 bereits dargestellt, sterben diejenigen Baumarten, welche weniger resistent gegenüber Trockenheit sind, eher ab oder erkranken und sind anfälliger, beispielsweise für Sturmschäden oder Schädlingsbefall. In Wäldern verschiebt sich so die Sukzessionsdynamik. Im Stadtraum, wo die meisten Bäume von Hand an bestimmten Stellen gepflanzt werden, werden für Neupflanzungen gezielt Baumarten ausgewählt, die den vielfältig schwierigen Bedingungen, denen sie im gebauten Raum ausgesetzt sind, gegenüber widerstandsfähig sind. Trockenheit und Hitze sind nur zwei Bedingungen, die Bäume stressen. „Having the right neighbors“ sei wichtig, um Trockenheit standzuhalten, leitet die Biologin Charlotte Grossiord (2019, S. 42) ihren Artikel zu artenreichen Pflanzengesellschaften in Wäldern ein. Dass Biodiversität hilft, Klimawandelfolgen auf lokaler Ebene abzumildern, darauf gibt es aus ökologischer Sicht zahlreiche Hinweise (vgl. auch Fichtner, Schnabel, Bruelheide u. a. 2020). Die Wahl der richtigen Nachbar:innen stellt sich in ähnlicher Weise für städtisches Grün auch anders herum: menschliche Nachbar:innen, die trotz der Nutzung der Natur diese auch rücksichtsvoll behandeln und sie gut

pflegen. Ein Mitarbeiter des Grünflächenamtes des UGA verdeutlicht dies im Interview:

Also die Bäume müssen irgendwann auch lebensfähig sein. Und was wir machen, ist, was andere Städte aber auch machen, dass wir eben versuchen, klimaresistente Baumarten zu pflanzen und zu hoffen, dass die dann diesen zukünftigen klimatischen Herausforderungen standhalten. Da gibt es ja seit vielen Jahren Forschungen, da gibt es die Gartenamtsleiterkonferenz, die einen Arbeitskreis Stadtbäume hat, die seit, glaube ich, zehn, fünfzehn Jahren verschiedene, ja, südeuropäische aber auch asiatische Baumarten testen, die eben trockenheitsresistent sind, aber gleichermaßen auch eine gewisse Salzresistenz haben, und eben auch eine gewisse Frostresistenz, weil Bäume aus dem Süden, die sind oftmals nicht frostresistent, und, weil das brauchen wir, wir haben hier schon auch manchmal Fröste. Und da gibt es Versuche, da gibt es auch erste Signale, was geeignete Baumarten sein könnten. Aber solche Versuche, um da eine wissenschaftlich fundierte Aussage zu machen, die müssen über mehr als ein Jahrzehnt laufen. Von daher steckt das alles noch irgendwie in der Erprobungsphase, und es gibt jetzt noch nicht so diesen Königsweg, wo man sagen kann, ja, ihr müsst jetzt Palmen pflanzen, oder ihr müsst irgendwas anderes pflanzen, dann wird es funktionieren. (*Interview 14, 14.8.2019*)

Bäume sind deshalb so relevante Akteure, weil ihre *agency* sowohl in globale Klimaschutzbelange als auch in lokale, alltagsweltliche Klimaanpassung hineinspielt. Zwei Eigenschaften sind für ihre verbindende Stellung verantwortlich: Erstens binden Bäume CO₂, und zweitens verschatten ihre Kronen die sie umgebenden Flächen. Bäume säubern und kühlen, für letztere Eigenschaft spielt auch die (nächtliche) Verdunstung eine Rolle, die allen Pflanzen zueigen ist. In der Verwaltung des Kasseler Stadtgrüns spielt Klimaschutz eine untergeordnete Rolle. Die Priorität liegt auf Klimaanpassung und diese gilt nicht nur für Menschen, sondern auch für Bäume.

So sehr Stadtgrün urbane Praktiken der Erholung, Ernährung, Mobilität, des Konsums und anderes ermöglicht oder unterstützt, so sehr wird es durch diese Praktiken auch herausgefordert. Als materielle Ba-

sis solcher Praktiken ist Stadtgrün Teil von Mensch-Umwelt-Gefügen und kann gelesen werden als das, was Bruun Jensen und Morita (2016, S. 617) als „open-ended experimental systems“ bezeichnen. Als Grüne Infrastruktur ist es Teil soziomaterieller Konfigurationen (Jensen und Morita 2016, S. 618), deren Besonderheit besteht darin, dass sie Beziehungen zwischen Menschen, Naturen, Wissensformen und Verwaltungen herstellen und dabei zwischen räumlich und zeitlich verteilten Praktiken vermitteln (ebd., S. 618). Mit Blick auf Praktiken wird deutlicher, dass mit *open-ended* und *experimental* genau auf diese Dynamik zwischen Bedeutungen, Kompetenzen und Materialitäten abgezielt werden kann. Keines der drei Elemente von Praktiken kann auf Dauer allein stabil innerhalb der jeweiligen Praktikenkonfiguration bleiben, denn im Vollzug von Praktiken werden sie auch immer wieder aktualisiert. Was die materielle Dimension von Praktiken immer wieder herausfordert wird in der Sprache von Planer:innen Nutzungsdruck genannt.

Nutzungsdruck

Nutzungsdruck schafft materielle Herausforderungen für Stadtgrün, gepaart mit Klimawandel induzierten Hitze- und Trockenheitsperioden. Seit Längerem ist bekannt, dass Stadtgrün nicht nur Klimaschutz und -anpassung ermöglicht, sondern selbst durch diesen betroffen ist (vgl. Mathey, Rößler, Lehmann u. a. 2011), doch rückt die Herausforderung des Nutzungsdrucks nun auch zusammen mit Klimawandel in den Blick, wie der Mitarbeiter des Grünflächenamtes schildert:

[ich: Und dieser Nutzungsdruck, ist der ein Problem für das Grün?]
Ja, auf alle Fälle. Also das merkt man deutlich, dass das Grün mehr Pflege bedarf, dass die Anlagen extrem vermüllt sind, dass die Rasenflächen, sage ich mal, abgenutzt sind, dass wir Fehlstellen haben. Ja, das merkt man schon. Also die Städte werden zukünftig mehr in die Unterhaltung der Grünanlagen investieren müssen, um sie auch weiterhin attraktiv zu halten. Und natürlich wäre es schön, wir hätten noch mehr, dann würde sich dieser Druck wieder so ein bisschen verteilen auf weitere Grünanlagen, klar. [...] Trockenheit und Hitze und

Bodenverdichtung, das sind alles Faktoren, die der Vegetation zu schaffen machen. Und wenn wir jetzt Grünanlagen haben, wo viel Events drauf stattfinden, dann ist einmal der Boden verdichtet, der Wurzelraum der Bäume ist verdichtet, aber es ist eben auch schon, dass die Rasenflächen nicht mehr so gedeihen, wenn eine hohe Verdichtung da ist, es kann nicht genug Wasser aufgenommen werden, das Wasser fließt oberflächlich ab, hat wieder was mit dem Grundwassereintrag zu tun, ne, das geht dann eher so in den Kanal, und nicht da, wo wir es eigentlich haben wollen, in den Boden. [Es] steht den Pflanzen nicht zur Verfügung. Und ja, das spielt schon auch alles eine Rolle. (*Interview 14, 14.8.2019*)

Selbstverständlich ist Nutzungsdruck ein verbreitetes Thema in der Grünraumverwaltung, ich möchte hier aber dezidiert darauf hinweisen, dass dem Nutzungsdruck im Sinne einer sozial-ökologischen Sicht auf Stadträume eine wachsende Relevanz zukommt, die über den Erhalt „der Erfüllung der von ihnen erwarteten ökosystemaren Dienstleistungen“ (Mathey, Rößler, Lehmann u. a. 2011, S. 80) hinausgeht. Es ist daher zielführender Stadtgrün als Akteur mit *agency*, als vitale Materie, wahrzunehmen. Der folgende Interviewausschnitt mit einer Mitarbeiterin des UGA verdeutlicht, wie die Belange der vitalen Materialität Stadtgrün – hier Stadtbäume – sich auf Möglichkeiten und Grenzen der Stadtraumgestaltung auswirken: innerstädtischem Nutzungsdruck setzen die Stadtbäume auf dem Kasseler Friedrichsplatz ihre Bedürfnisse an Platz und Bewässerung entgegen, die bei der Planung und Neugestaltung des Areals mitberücksichtigt werden müssen.

Wir haben Kacheln aufgesetzt, wo wir sagen können, wo ist es wassersensibel, wo müssen wir auf Überhitzung reagieren, weil schon so viel versiegelt ist, da ist Verschattung und Bäume das Gebot der Stunde. Also möglichst viele Bäume. Das heißt aber auch wieder, wir brauchen entsprechend große Pflanzgruben, damit die eine Überlebenschance haben. [...] Jetzt werden die Pflanzgruben vergrößert und es werden neue Bäume gepflanzt auch im Zuge des Klimawandels immer mit dem

Blick, welcher Baum ist resistent gegenüber Hitze und – also großer Hitze – und Trockenheit. (*Interview 4, 14.6.2019*)

Die Stadtbäume bringen sozusagen ein starkes Argument in stadtgestalterische Prozesse ein: ihr Überleben. Die Vitalität ihrer Materialität fordert für Baumstandorte gewisse Bedingungen ein, die für das Leben von Bäumen unerlässlich sind. Das sind unter anderem Platz für Wurzelgebilde und ausreichende Wasserversorgung. Als materiell-vitale Akteure versammeln Stadtbäume neben den oben dargestellten Praktiken weitere um sich: Unter den Bedingungen des Klimawandels fordern sie Pflegepraktiken ein und heraus und agieren so als Treiber von Wandel in der Grünraumverwaltung.

Steigende Ansprüche an die Grünpflege

Seit mehreren Jahrzehnten ist bekannt, dass steigende Temperaturen durch Klimawandel Vegetationsperioden sich verändern und so Lebensmöglichkeiten auch für nicht-heimische Arten bieten (vgl. Sukopp und Wurzel 2003). Die urbane Flora verändert sich kontinuierlich. Solche Änderungen führen gleichzeitig dazu, dass einige der vorhandenen Vegetation zukünftig mit dieser Verschiebung nicht mehr überleben können werden. In den beiden Hitzesommern 2018 und 2019 können im Stadtraum immer wieder vertrocknete, abgestorbene Stadtbäume gesichtet werden und manche Rasenflächen sind zu Staubflächen geworden.

Das Problem von Trockenheit sei allerdings kaum allein durch Bewässerung zu lösen. Die Menge an (durch Regen gespeistem) Grundwasser, die die Kasseler Stadtbäume benötigen, ließe sich durch händische Pflegearbeiten schwerlich ausbringen. Die folgende Schilderung eines Mitarbeiters, der bei der Stadt Kassel für Grünpflege zuständig ist, verdeutlicht, wie das physische Leiden von Stadtgrün eine Realität erreicht, für deren Behandlung die Verwaltung nicht aufgestellt ist. Der Schaden, den die Bäume in den Jahren 2018 und 2019 genommen haben, stellt die Annahme, mit mehr Bäumen in Städten wäre den Herausforderungen des Klimawandels beizukommen, infrage. Hier wird deutlich, wie sich eine Handlungsmacht der vita-

len Materialität Stadtgrün (vgl. Bennett 2010, S. 35ff.) im Gefüge von Stadtgestaltungs- und Grünpflegepraktiken entfaltet. Die weit verbreitete Strategie, mit Baumpflanzungen mehreren Klimawandelbelangen zu begegnen, wird erschwert oder bricht möglicherweise sogar an den Bedürfnissen von Bäumen, denen zu genügen für einen verantwortlichen Mitarbeiter im UGA kaum möglich erscheint.

Also wir merken im Gärtnerbereich, dass wir viel mehr wässern müssen. Also die Pflanzen brauchen mehr Wasser. Die Trockenheit ist das größte Problem was wir haben. Und das merkt man ganz konkret. Also wir wissen kaum noch, wie wir das Wasser zu den Bäumen bringen sollen, uns vertrocknen die Bäume, also auch die Altbäume, die schon über 30, 40, 50 Jahre hier in der Stadt stehen, die ein ausgeprägtes Wurzelsystem haben, selbst die haben Trocknungserscheinungen, also selbst die Wurzeln können nicht mehr genug für Nachschub sorgen. Und das ist schon, ja, beängstigend. [ich: Ja. Und was brauchen Sie, um die adäquat dann zu pflegen?] Ich glaube, wir brauchen mehr Regen. Wir brauchen tatsächlich mehr Regen. Das ist einfach nicht zu schaffen. Also da kann tatsächlich eine richtige Katastrophe auf die Städte zukommen, wenn sich das so fortsetzt, wenn wir diesen Altbaumbestand, den wir haben, verlieren, der ist durch nichts zu ersetzen. Also eine Buche, die 80 Jahre alt ist, da kann ich hundert kleine Bäume nachpflanzen, die haben nicht diese Wirkung wie diese 80 Jahre alte Buche. Und wenn die nicht mehr genug Wasser hat, weil sich der Grundwasserspiegel abgesenkt hat, und weil es nicht mehr genug regnet, ja, dann kann ich diese 80 Jahre alte Buche auch nicht gießen, bei über 80.000 Bäumen in der Stadt geht das nicht. (*Interview 14, 14.8.2019*)

Die hier formulierte Sorge drückt aus, vor welches „wicked problem“ (vgl. Süßbauer 2016, S. 59–64, siehe auch Kapitel 1.3) der Klimawandel die lokale Ebene stellt: Die Zeitskalen von Klimawandelauswirkungen und -anpassungsmaßnahmen laufen zwangsläufig nicht synchronisiert. In solch hyperkomplexen Zusammenhängen wie Klimawandelbelangen ist es schwer zu sehen, wie kleinräumige Maßnahmen ihre Wirkung entfalten könnten, gerade wenn sich die Wirkung erst

in fernerer Zukunft entfalten wird (vgl. Böcher und Nordbeck 2014, S. 255f.).

Um mit Klimawandel induzierter Hitze und Trockenheit umzugehen, benötigt Grün bestimmte Bedingungen. Anpassung an den Klimawandel bedeutet, Standorte für Bäume so „qualifizieren“ zu können, dass sie den Herausforderungen Hitze und Starkregen gut standhalten können. Vieles davon ist unter den gestiegenen Herausforderungen von den mit Grünpflege Betrauten nicht umzusetzen. Wenn es mehr Ressourcen für die Grünpflege gäbe, so wäre besonders die Bewässerung ein Bereich, der im Zuge vermehrter Trockenheit stärker ausgebaut werden müsste. So haben zwei Bereiche der Kasseler Innenstadt, die in den vergangenen Jahren erneuert wurden, automatisierte Bewässerungssysteme erhalten. Solche technologischen Versuche stehen allerdings noch in der Erprobung und sind kostenintensiv. Eine Mitarbeiterin des UGA spitzt die Gemengelage folgendermaßen zu:

Die andere Frage ist tatsächlich die Frage Baumartenauswahl, Baumbe-wässerung, nimmt einen immer größeren Bestandteil unserer Arbeiten ein. Wir müssen, gerade Jungbäume, immer länger wässern, und stellen fest, dass wir mit den Kapazitäten nicht mehr hinterherkommen. Wir beobachten, und da war der letzte Sommer durchaus sehr hart, aber zunehmend dramatische Trocknungserscheinungen auch bei alten Bäumen. [...]

Also das ist etwas, das uns große Sorge macht. Daraus resultierend viele Baumpflegeaufträge, wir haben einen enormen Zuwachs bei Baumpflegeaufträgen, können da aber ansonsten auch wenig machen, außer zu hoffen, dass sie so lange wie möglich durchhalten. Das Einzige, was wir machen können, ist eben bei Neupflanzung zu versuchen, darauf zu reagieren, Baumarten zu pflanzen, die möglichst alt werden können. Und das ist eine Frage der Baumartenauswahl, das ist strenggenommen auch eine Frage der Herstellung eines guten Standortes für die Bäume, mit ausreichend Wurzelraum. Auch das ist aber eine Frage, wie viele Ressourcen haben wir, um sozusagen im Bestand neue Baumscheiben herzustellen. Und wir befassen uns zunehmend auch mit der Frage, an welchen Stellen in der Stadt es sich lohnt, auch mit technischen Systemen reinzugehen. Da sind wir in Erprobung, und da

wird man sicherlich früher oder später auch die Abwägungsentscheidung treffen müssen, als Stadt, wo ist es uns das wert und wo nicht? Also wir haben ja bei der Wilhelmshöher Allee erstmalig ein bewässertes Rasengleis probiert. Und wir haben in der Königsstraße jetzt, und am Friedrichsplatz erstmalig Systeme probiert, wo auch Bäume mit automatischer Bewässerung gepflanzt werden. [...] Das sind dann hochtechnische, computergesteuerte Systeme, die natürlich auch Geld kosten in der Herstellung und in der Unterhaltung. Da fließt halt Wasser durch. Aber sicherlich im innerstädtischen Bereich, wo ja auch die klimatische Belastung am höchsten ist, wird man sich öfter für solche Lösungen entscheiden müssen. (*Interview 10, 11.7.2019*)

Unterfinanzierung und Verteilung von verwalterischen und grünflegerischen Aufgaben

Dem steigenden Aufwand für Pflegearbeiten durch Trockenheit steht dabei eine schrumpfende Personaldecke gegenüber. Krankheitsfälle durch Überlastung und immer neue Anforderungen lassen eine Mangel-Spirale entstehen, die der Mitarbeiter des Umwelt- und Gartenamtes folgendermaßen beschreibt:

Das Personal ist auch weniger geworden. Also vor 20 Jahren gab es im Arbeiterbereich noch 150 Mitarbeiter, jetzt haben wir noch 90. Und manches hat man durch Maschinen wettgemacht und durch Modernisierung oder durch Effektivierung. Aber wir sind an einem Punkt angekommen, wo man sagen kann, man kann es nicht mehr schaffen. Und sowohl im operativen als auch hier im Verwaltungsbereich, es ist eine irre Flut an Aufgaben, die man so vor 20 Jahren noch nicht hatte. [...] Und das Personal wird krank, weil sie ihre Arbeit nicht mehr schaffen, zu viel Stress, ne? Und dann hat man Kranke, die aber eigentlich als Vollzeitbeschäftigte eingeplant sind, das heißt, die Gesunden müssen mehr arbeiten, das heißt wiederum, die sind mehr belastet, werden wieder früher krank. Und wir haben viele Leistungsbezieher die also schon 50 Prozent schwerbehindert sind, haben einen etwas überalterten Mitarbeiterstamm, und all das merkt man. Das macht es dann nicht leicht, alles irgendwie stemmen zu können. (*Interview 14, 14.8.2019*)

In dieser Art schlecht ausgestattet sieht sich das UGA also den gestiegenen Ansprüchen an Stadtgrün und dessen Pflege konfrontiert. Dabei beäugt eine Person aus der Abteilung Umweltplanung des UGA die bisherige Entwicklung von Pflegepraktiken aus einer Klimaschutzperspektive kritisch. Sie ordnet die Arbeit der Grünpfleger:innen in den Kontext von einer zunehmenden Maschinisierung und Digitalisierung der Arbeitswelt ein und meint, mit mehr Personal würden auch Emissionen eingespart werden, wenn etwa geharkt würde anstatt Laubgebläse zu verwenden. Außerdem brauche es auch Arbeitsstellen für Menschen, die keinen hohen Bildungsstand erreichen, aber ein Herz für Grün haben, wie viele im UGA (Interview 4, 14.6.2019). Grünpflege mit mehr Personal auszustatten würde unter diesem Gesichtspunkt auch der Bearbeitung sozialer Belange, wie sie das Ortsbeiratsmitglied aus Bettenhausen im Interview (Interview 6, 28.6.2019; siehe Kapitel 7.1) zu bedenken gibt, zuträglich sein.

Herz für Grün hin oder her, am Ende ist die Überlastung der Grünpfleger:innen ein Problem, das bei allen Bemühungen um Klimaschutz und -anpassung in Kassel im Jahre 2019 noch nicht effektiv angegangen wurde. Dabei hängt die Überlastung von Grün und Grünpfleger:innen durch die klimatischen Veränderungen unmittelbar zusammen. Personalmangel und weiterer Personalabbau im Bereich der Grünpflege sind zusammenfassend aus mehreren Gründen ein Problem. Erstens ist die Grünpflege der Bereich, der essenziell ist für den Erhalt und die Gesundheitshaltung von Stadtgrün. Zweitens ist die Arbeit der Grünpfleger:innen aufgrund der großen Trockenheit der letzten Jahre und den beiden Hitzesommern 2018 und 2019 aufwendiger geworden; denn einerseits erhöht die Trockenheit den Gießaufwand und andererseits wird die Anzahl an Bäumen sukzessive erhöht. Diese müssen besonders in den ersten Jahren nach ihrer Pflanzung gegossen und gepflegt werden, um langfristig gut zu wachsen und widerstandsfähig zu sein. Zukunftsweisende Gestaltungsmöglichkeiten für klimaresiliente Städte sind aus Sicht der Grünpflege wenig orientiert am lokalen Problem der Überlastung, wie mir ein Mitarbeiter des Grünflächenamtes des UGA zu verstehen gibt:

Ja, also, da sind wir Realisten. Also egal was wir machen, ob wir jetzt Fassadenbegrünung machen und, und, und, für uns verschlechtert sich die Situation in unserer Arbeit. Man muss was machen, [...] das wissen alle. Aber für uns wird das immer mehr Arbeit, und wir werden die Ressourcen nicht kriegen dafür. Das ist eben bitter. Wenn man das mal erkennt, dass die [Anm.: Grünpfleger:innen] zum Teil viele Jahre, Jahrzehnte im öffentlichen Dienst arbeiten. (*Interview 14, 14.8.2019*)

Nicht nur Grün ist aus Sicht der Grünraumverwaltung nicht ausreichend wertgeschätzt; auch die Menschen, die das Grün pflegen, erhalten nicht die berufliche Unterstützung und Anerkennung, die für ihre Arbeit als angemessen angesehen wird. Dabei wird auch das Potenzial der Grünpflegefachkräfte unterschätzt, in ihrem Arbeitsalltag sehr kleinskalige Probleme des Grüns, die zum Beispiel durch Nutzungsdruck entstehen, zu lösen. Die stärkere Verflechtung von Mensch und Umwelt, die auf (inter-)nationaler Ebene in Leitfäden und Handreichungen propagiert wird (siehe Kapitel 4), ist auf Alltagsebene für die Kasseler Grünraumverwaltung so nicht umsetzbar. Es fehlt auf übergeordneten Ebenen der dezidierte Blick auf lokale Belange. Diese werden in politischen Entscheidungen ungenügend berücksichtigt. Aus Sicht einer Umweltplanerin würde mehr Personal in der Grünpflege zu einer besseren Vermittlung zwischen den oben angeführten Ansprüchen des Grüns und den Nutzungsbedarfen führen:

Aber ich glaube Geld haben wir genug. Also WIR NICHT als Haushalt. Grünpflege ist gerade in Kassel nicht prominent mit Haushaltsgeldern gefüttert. [...] [ich: Das ist etwas, das sich ändern sollte?] Ja, und vielleicht auch mal ein bisschen mehr, besser bezahlt würden. [...] Also das sind die Menschen, die in den Grünanlagen vor Ort sind. Das sind die Menschen, die angesprochen werden von den Bürgerinnen und Bürgern. Das sind die Menschen, die, wenn sie die Zeitkapazitäten und Gelegenheit hätten, mit den Menschen mal sprechen könnten vor Ort und sagen: Schmeißen sie doch nicht ihren Müll hin. Oder: Nehmen sie doch mal was mit nach Hause. Oder: Braucht ihr noch einen Mülleimer? Und dann auch die Kapazitäten zu haben, [...]. Das sind so ganz kleine einfache Sachen, wo man die Menschen stärken

kann, und wo ich glaube, dann werden die auch glücklicher in ihrer Arbeit, weil sie einen Handlungsspielraum bekommen. (*Interview 4, 14.6.2019*)

Auch wenn an einigen Stellen mit automatischen Bewässerungssystemen für Stadtrassen und Stadtbäume experimentiert wird, bleiben die Kompetenzen von Grünpflegekräften ein elementarer Faktor des Umgangs mit Klimawandel auf lokaler Ebene. Ihre Kompetenzen vermitteln zwischen der materiellen Veränderung von Stadtgrün durch Klimawandel und den in Veränderung befindlichen Bedeutungszuschreibungen und gesellschaftlichen Anforderungen an Grün. Nicht nur die im UGA angestellte Umweltplanerin beurteilt aus der Innensicht die Einschränkungen, die finanzielle Engpässe in der alltäglichen Grünpflege mit sich bringen, kritisch. Auch in der Außenperspektive beurteilt ein Landschaftsplaner, der mit seiner Agentur an mehreren Orten im Kasseler Stadtgebiet Grünräume plant und gestaltet, die finanzielle Ausstattung des UGA mit Blick auf die Herausforderungen des Klimawandels als wenig zukunftsträchtig. In der Priorisierung kommunaler Aufgaben, die sich ernsthaft eigentlich nur in der Haushaltsplanung der Kasseler Stadtverordnetenversammlung (Kasseler Stadtparlament) ausdrücken, steht die finanzielle Ausstattung des Kasseler Stadtgrüns noch weit unten. Dort wird das UGA zum Zeitpunkt der Interviews mit dem Geschäftsführer einer privaten Landschaftsplanungsagentur im Jahr 2019 nicht ausreichend mit finanziellen Ressourcen für die Grünpflege bedacht, wie der Interviewpartner zu bedenken gibt:

Gleichzeitig ist es natürlich so, dass so ein schwaches Amt wie das Umwelt- und Gartenamt jeden Verbündeten brauchen kann. [ich: Ein „schwaches Amt“ nennen Sie es? [...] Einfach weil Grünraum nicht so priorisiert wird?] Genau. Man braucht ja nur mal die Menge Geld zu sehen, die das eine Amt bewegt und die das andere Amt bewegt. Das sagt eigentlich schon alles, da muss man sich auch nichts vormachen. Das ist so. [ich: Dabei ja, [...] wenn es um Klimawandelanpassung geht, ein sehr wichtiges Amt.] Ich glaube, das einzige [Amt], was der Stadt vernünftig helfen kann. Also eine technische Lösung für die Pro-

bleme gibt es nicht. Also im Sinne von „Wir bauen die Kanäle jetzt so groß, dass die Starkregenereignisse da reinpassen.“ Das kann man einfach schlichtweg und ergreifend vergessen. Das wird nicht möglich sein. Gut, bei diesen Starkregenereignissen ist auch sicherlich die Stadtplanung noch mal gefragt, und dann kann man das zusammen bewältigen, aber darüber hinaus sind die die Leute, die wissen, wie man einen Baum in die Erde kriegt. Und das wissen Architekten oder Stadtplaner nicht, behaupte ich jetzt mal. (*Interview 26, 10.12.2019*)

Beide Perspektiven zusammengenommen zeigen Zusammenhänge auf, mit denen Klimawandel auf städtische Alltage der Verwaltung wirkt: Als Fachamt für Umweltfragen ist das UGA für die konkrete, lokale Gestaltung und Pflege von Grünraum, also von zahlreichen Pflanzen jeglicher Art und Größe, zuständig. Durch spürbare und wahrnehmbare Folgen des Klimawandels, in den Jahren 2018 und 2019 insbesondere Hitzewellen und Starkregen, steigen durch die Herausforderungen, vor die Stadtgrün als vitale Materie die Grünpflege stellt, die Aufgaben und Ansprüche an die alltäglichen Arbeitsprozesse des Amtes. Um diesen Anstieg zu bewältigen, benötigt das UGA mehr Ressourcen, die in Form höherer Finanzmittel von der Stadtpolitik zugewiesen werden müssten. Sobald die Stadtpolitik dies als notwendig ansieht und umsetzt, kann von einem „Bumerangeffekt“ (vgl. Ochs 2017) gesprochen werden, in dem das Lokale zurückwirkt auf höhere Ebenen und die vitale Materialität politisch wirksam geworden ist. Der Effekt ist demnach nicht ein Beiprodukt von Klimafolgen. Vielmehr erscheint ein „Bumerangeffekt“ hier als notwendig für den Umgang mit Klimawandel in ebenenübergreifenden politischen Prozessen.

Mehr Geld für Grünpflege und Grünpflegere:innen ist allerdings nur ein Aspekt in der Finanzierung von Grün. In Kassel werden auch technische Lösungen ausgetestet. Mit automatisierter Wasserversorgung werden Stadtbäume neu „infrastrukturiert“ (vgl. Edwards 2019). Sie werden aus dem Praktiken-Gefüge der manuellen Grünpflege herausgenommen. So ändert diese neu eingebundene Materialisierung die Pflegepraktiken, die für den Erhalt und das Überleben der Bäume an diesem Standort notwendig sind. Hybride Mensch-Umwelt-Praktiken, in denen Grünpflegere:innen die *practitioners* sind, wechseln zu Natur-

Technik-Verflechtungen und ordnen Stadtbäume in stärker technikgebundene Pflegepraktiken ein. Welche Auswirkungen das auf die Beziehungen der Stadt zu ihrem Grün haben wird, ist in diesem *open-ended experimental system* (vgl. Jensen und Morita 2016) erst noch abzuwarten. Mehr Bäume bedeutet mehr Aufwand, für den mehr Ressourcen zur Verfügung gestellt werden müssen. In der Zukunft wird es davon abhängen, ob der Druck, der durch die sichtbaren Probleme des Stadtgrüns und dessen materiellen Anforderungen an Pflege entsteht, zu einem Bedeutungswandel von Stadtgrün führen wird, der sich in einer höheren Priorisierung im Haushalt der Stadt niederschlägt. Anders gesagt wird die vitale Materialität des Stadtgrüns ihre Wirkmächtigkeit noch beweisen müssen.

7.3 Stadtgrün vital halten: Grünpflege-Governance zwischen Gestaltung, Anreiz und Begrenzung

Zwischen Myriaden von Anforderungen planen und verwalten Verwaltungsangestellte der Stadt Kassel die physisch-räumlichen Gegebenheiten des Stadtraums. Die planerische Perspektive ist in der Gestaltung von Städten diejenige, die einen wesentlichen Anteil an der Bereitstellung von Infrastrukturen hat, die für die Existenz von Alltagspraktiken relevant sind. Sie vermittelt außerdem zwischen Belangen verschiedener Ebenen. Klimawandelbelange stellen dabei eine besondere Herausforderung dar, weil sie einerseits größtenteils eine freiwillige Aufgabe von Kommunen sind (vgl. Engels, Wickel, Knieling u. a. 2018) und andererseits quer zu bisher vorherrschenden Aufgabefeldern liegen (vgl. Böcher und Nordbeck 2014, S. 257). Klimawandel setzt Städte insofern unter Druck, als dass die kollektive Fähigkeit mit der Umwelt und ihren Veränderungen (dazu gehören auch schadenbringende Naturereignisse wie Hitzewellen und Starkregen) umzugehen und Entscheidungen zu treffen, die zukünftige Praktiken strukturieren (vgl. Baldwin und King 2017; Boholm, Henning und Krzyworzeka 2013, S. 2). Gleichsam identifizieren Klima-Sozialforscher:innen auf lokaler Ebene einen Mangel an Kompetenzen für die Umsetzung

dessen, was auf internationaler und nationaler Ebene an Rahmensetzung gegeben wird (vgl. Engels, Wickel, Knieling u. a. 2018), die ich in Anbetracht obiger Ausführungen eher als Ressourcenmangel einordnen würde, zumindest in Bezug auf Kassel.

Bis hierhin wurden insbesondere Pflegepraktiken der Kasseler Grünraumverwaltung thematisiert. Wie sehen nun Gestaltungsprozesse im Bereich der Grünraumverwaltung in Kassel aus? Klimawandelbelange überschneiden sich mit zahlreichen anderen Aufgaben, denen Städte und Kommunen nachkommen müssen. Klimaschutz und -anpassung sind zum Zeitpunkt meiner Datenerhebung eine freiwillige Aufgabe von Städten (vgl. ebd.), deren Annahme auch Verschiebungen im Machtgefüge von Stadtraumverwaltung nach sich zieht.

Gestaltung von Bestand, Nutzer:innenbedarfe und Doppelte Innenentwicklung

Der Umgang mit Bestand, mit dem, was bereits in einer Stadt vorhanden ist, drückt besonders aus, wie schwierig oder auch wie einfach eine Vermittlung von Übergängen zwischen alt und neu zu gestalten sein kann. In der Art, wie eine Stadt gebaut ist, drückt sich das Konglomerat aus ehemals getroffenen Kompromissen ebenso aus wie gesellschaftliche Machtstrukturen. Macht hat in der Stadtentwicklung, wer über Eigentum in der Breite und in der Höhe, also an Flächen und Gebäuden verfügt. Die Gestaltungsspielräume der Stadtverwaltung sind beschränkt, schätzt eine Umweltplanerin mir gegenüber ein:

Und die Bestandsbewertung ist halt in einigen Bereichen, ja, so defizitär, [...] mit einer sehr hohen Versiegelung. An die kommen wir aber im Grunde genommen gar nicht dran. Weil, das ist Bestand, das hat Bestandsschutz, und da können wir kaum Einfluss nehmen. Vielleicht, wenn es irgendwelche Ersatzbauten gibt, dass man dann sagt: ‚Na ja, hör mal, aber jetzt könntest du doch mal‘, oder bei Nutzungsänderungen. (*Interview 16, 21.8.2019*)

Das bedeutet nicht, dass die Stadt gar keinen Einfluss auf Bebauungen von Privatgrundstücken hat. Über das Baurecht sind einige Rechte des Eingriffs eingeräumt (z. B. über Bebauungspläne). Auch wenn es

aus einer Klimaanpassungssicht wichtig wäre, in bestehende Gebäude mehr Grün einzuflechten, sind Eingriffe im Bestand schwierig, gibt auch eine Stadtteilplanerin des Kasseler Bauamtes zu bedenken (*Interview 3, 12.6.2019*).

Im Zuge von Klimawandel ist deshalb der Begriff „Doppelte Innenentwicklung“ ein aktuelles Thema. Doppelte Innenentwicklung besagt, dass in Stadtentwicklung sowohl bauliche als auch grünräumliche Bedarfe berücksichtigt werden (*Interview 26, 10.12.2019*). Auch in diesem Zusammenhang wird Grün als infrastrukturelle Materialität deutlich. Aus Sicht des Konzepts der Grünen Infrastruktur, erfordert die Doppelte Innenentwicklung eine multifunktionelle, effektive und optimierte Flächennutzung (vgl. Hansen, Born, Lindschulte u. a. 2018, S. 33). Dass das Konzept integrativ und flexibel gedacht ist, unterstützt zudem die Möglichkeiten der lokalen Anpassungsnotwendigkeiten (vgl. Voghera und Giudice 2019). Klimawandelanpassung wird zu einem erheblichen Teil lokal gedacht und ausgerichtet, weil sie auf historisch gewachsene Bestände trifft. Auch im Zuge des Klimawandels dürften aus diesen Gebäudebeständen die Bedarfe der verschiedenen Nutzungsgruppen nicht außer Acht gelassen werden (*Interview 3, 12.6.2019*).

Aus den mannigfachen Bedarfen und Anforderungen an klimangepassten Stadtraum erwächst für Stadtplaner:innen die Konsequenz, dass jeglicher Raum in der Stadt gestaltet werden sollte. Eine Stadtplanerin vertritt die Ansicht, dass „undefinierte“ Räume wie Brachflächen nicht unbedingt die gewünschten oder notwendigen Funktionen von Stadtgrün erfüllen (*Interview 3, 12.6.2019*). Mehr Grünraum in die Stadt zu bringen bedeutet für die Stadtplanerin nicht unbedingt, Flächen sich selbst zu überlassen und explizit nicht zu gestalten. Im Gegenteil ist ihr wichtig, dass der Stadtraum durch gezielte Planung so gestaltet wird, dass er multifunktional nutzbar ist. Platz zu schaffen für all das, was in der Stadt vorhanden ist und zukünftig vorhanden sein soll, ist ein Ausräumungsprozess, in dem die Bedürfnisse von Grün aktuell noch hinter denen von Menschen stehen. Über Visualisierungen von mikroklimatischen Verhältnissen wird dann allerdings sehr deutlich, dass Problembereiche der Stadt in Bezug auf

Klimawandel dort liegen, wo Mensch und Grün getrennt wurden, so dass eine gleichwertige Betrachtung von Mensch und Grün naheliegt (siehe auch Kapitel 7.1 im Abschnitt „*multispecies*-Ansätze als weitere Verflechtungsmöglichkeiten“). Die Klimafunktionskarte (siehe Abbildung 4) zeigt in rot an, wo überwärmte Bereiche liegen. Sie sind überwärmt, weil der gebaute Raum zu wenig von Grün durchzogen ist. Sie sind Problembereiche, weil in diesen Bereichen das Wohnen und Leben belasteter ist. Solche roten Problembereiche gilt es in Zeiten des Klimawandels zu vermeiden.

Es gibt in Kassel auf jeden Fall die Klimafunktionskarte. Die ist auch schon, sozusagen in der zweiten Überarbeitung. Und das ist auch wirklich, glaub ich, planerisch schon ein ganz gutes Instrument, mit dem man agieren kann. Aber [...] es immer eine Frage des Handlungsdrucks, der da ist. Kassel wächst gerade. Die haben irgendwie bis 2030 einen fünfstelligen Wohnungsbedarf ausgemacht an Wohneinheiten. Die müssen irgendwo hinbaut werden. Kassel hat keine Flächen im Außenbereichen. Man möchte Innenentwicklung machen. Es gibt dieses Schlagwort der Doppelten Innenentwicklung. [...] Also wenn wir jetzt im Innenbereich nachverdichten, dann kann das nicht nur bedeuten wir versiegeln alles, bauen ein Haus nach dem anderen, sondern es geht auch darum, die Freiräume, die entstehen, zu qualifizieren und vielleicht auch diese Investitionen dazu zu nutzen, Freiräume zu qualifizieren. Also eigentlich ist es in der Freiraumplanung ja ganz oft so: es ist eine freiwillige Aufgabe der Daseinsvorsorge, auch bei den Kommunen. Und wenn der Kämmerer Geld sparen muss, dann ist das eine der ersten Stellen wo er gerne Geld spart. Bei sozialen Leistungen kann er nicht einfach sagen, nö ich zahle euch das nicht, sondern das muss er machen, da ist er gesetzlich zu verpflichtet. Aber eine Grünfläche, eine öffentliche, bereitzustellen, dazu ist er eben nicht verpflichtet. (*Interview 26, 10.12.2019*)

Wenn es um Stadtgrün geht, so spielen Flächen, also das Land, auf dem sich die Stadt angesiedelt hat, und deren Gestaltung eine zentrale Rolle. Landnutzungskonflikte in Städten entstehen durch die hohe Dichte an Praktiken, die sich alltäglich in der Stadt manifes-

tieren und sie unterstützende Infrastrukturen einfordern. Für Stadtpolitik und -verwaltung ergeben sich daraus konkrete Handlungsoptionen ebenso wie Entscheidungsherausforderungen (vgl. Engels, Wickel, Knieling u. a. 2018, S. 266ff.). Handlungsoptionen können sich aus horizontalen Kooperationen mit zivilgesellschaftlichen und privatwirtschaftlichen Akteuren ergeben (vgl. ebd., S. 268). Städtische Akteure können beispielsweise als Mittler:innen zwischen Flächeneigentümer:innen und Flächennutzer:innen auftreten, wie wir am Beispiel des Eichwaldes gesehen haben (siehe Kapitel 5). Dabei stellt sich immer die Frage, wie stark von oben mittels rechtlichen Vorgaben gearbeitet wird. Erscheint es vielleicht zielführender und umsetzbarer, mit Bürger:innen und Grundstückseigentümer:innen sowie lokalen Firmen in einen Dialog zu treten? Am Beispiel einer Grünsatzung, die in Kassel ausgearbeitet wurde, lassen sich einige Abwägungsprozesse nachvollziehen.

Regieren mit einer Grünsatzung – überzeugen oder durchsetzen?

In Kassel wurde daher im Jahr 2019 über die Verabschiedung einer Grünsatzung diskutiert. Im Rahmen der Grünsatzung diskutierten Stadtverwaltung und -politik am Beispiel von Dach- und Fassadenbegrünung darüber, wie und ob klimawandelbedingt notwendige Veränderungen des Stadtraums, die von Einzelnen vorgenommenen Maßnahmen, dem Gemeinwohl der Stadt zugute kommen. Dies ließe sich entweder durch Dialog oder durch grünordnerische Festsetzungen erreichen. Ein bestehendes Instrument, welches die Festschreibung von Vorgaben für die bauliche Gestaltung von Flächen ermöglicht, ist der Bebauungsplan.⁷ In Bebauungsplänen können zum Beispiel naturnah gestaltete Grünflächen oder Dach- oder Fassadenbegrünung festgesetzt werden und müssen von den Bauherr:innen umgesetzt werden (Interview 4, 14.6.2019). So können Belange des Klimaschutzes und der Klimaanpassung lokal durchgesetzt werden (ebd., S. 269). Die Er-

⁷ Bebauungspläne enthalten auf Beschluss einer Gemeinde rechtsverbindliche Festsetzungen für die städtische Ordnung und bilden die Grundlage für weitere städtebauliche Maßnahmen (§ 8 Abs. 1 BauGB). Sie legen so die zugelassene Nutzung auf einem Grundstück fest.

stellung eines Bebauungsplans ist allerdings ein langwieriger Prozess und kann zudem nicht auf allen Flächen angewandt werden, insbesondere „im Bestand“ (Interview 3, 12.6.2019). Hier soll die Grünsatzung die Verwaltungsmöglichkeiten erweitern. An welchen Bereichen genau setzt die Grünsatzung an? Eine Umweltpflegerin zeigt mir eine von ihr ausgearbeitete Karte von Kassel, auf der in grün, gelb, orange und rot die Bereiche markiert sind, wo die Stadt mehr (=grün) oder weniger (=rot) Zugriff und somit Gestaltungsmöglichkeiten auf Flächen innerhalb der Stadt hat. Die Karte erinnert in ihrem Aussehen an die Klimafunktionskarte, bildet aber den rechtlichen Zugriff der Stadtverwaltung auf Flächen innerhalb der Stadt ab. Die roten Bereiche befinden sich in Privatbesitz und in Bereichen ohne Bebauungsplan.

Ja. Das ist der sogenannte ungeplante Innenbereich, also da, wo es überhaupt keine Regelungen gibt, ne. Dann bekommt man jetzt so von der Optik der Karte her schon mal einen ganz guten Eindruck, wie gering eigentlich unser Einflussbereich ist, nämlich praktisch eigentlich nur in diesen Bereichen mit den grünen Bebauungsplänen, und das sind halt eben ungefähr 22 Prozent. Und das seit 1990, also das sind jetzt fast 30 Jahre, also man könnte sich vorstellen, wie lange es dann dauern würde, wenn man jetzt für jedes Gebiet Bebauungspläne machen wollte, das ist ganz einfach mit Bebauungsplänen immer nur Flickwerk. Und deswegen hatte ich dann die Idee, eine Grünsatzung für Kassel zu entwickeln, die also sozusagen jetzt nicht unbedingt eines Bebauungsplanes bedarf, aber ein Bebauungsplan ist ja auch eine Satzung und die Grünsatzung würde dann sozusagen jetzt die bestehenden Satzungen ergänzen, und würde für den baurechtlichen Innenbereich Regelungen treffen, wie Grundstücke gestaltet werden müssen. (Interview 16, 21.8.2019)

Mit der Grünsatzung soll eine Verflechtung von Infrastrukturen erreicht werden (vgl. Cass, Schwanen und Shove 2018): Auf derselben Fläche (bezogen auf den Boden, der zur Verfügung steht) soll eine Grüne Infrastruktur von Dach- und Fassadenbegrünungen in die Gebäudeinfrastruktur eingeflochten werden. So könnten multifunktio-

nale Flächen entstehen, die verschiedensten Interessen dienen, denjenigen der Für- und Daseinsvorsorge der Stadtverwaltung und diejenigen der Eigentümer:innen. Selbstverständlich ist das nicht so einfach. Es ist fraglich, ob es für Städte zielführend ist, auf solch formelle Instrumente im Umgang mit dem Klimawandel zu setzen. Insbesondere vor dem Hintergrund gewachsener Unzufriedenheit der Bürger:innen mit planerischen Vorhaben (vgl. Kühl 2019, S. 132) sind Stadtplaner:innen sowohl in Stadtplanungsämtern als auch in privaten Stadtplanungsgagenturen gewillt und angehalten zu Beteiligungsvorgaben stärker auf kollaborative oder partizipativen Teilnehmungsformate zurückzugreifen (vgl. ebd., S. 133f.), um die Bedarfe von Bürger:innen in Planungsverfahren genauso zu berücksichtigen wie sozio-materielle Interaktionen innerhalb von Städten, die sich sichtbar und unsichtbar miteinander verflechten (vgl. Bürgin 2019, S. 43, 47). Die Grünsatzung wäre allerdings genau ein solches Governance-Instrument „von oben“, von dem aus planungswissenschaftlicher Sicht für die zukünftige Gestaltung von Stadträumen eher Abstand genommen wird. Lokalpolitisch ist solch ein Instrument dennoch interessant, weil es in Zusammenspiel mit weiteren Instrumenten (etwa Förderanreizen) den Einflussrahmen der Stadtpolitik und -verwaltung auf die Gestaltung des Raumes erhöhen kann.

Wir sind gerade dabei, das ist ein Beschluss, den wir in der Stadtverordnetenversammlung in der Koalition gefasst haben, eine Grünsatzung zu erstellen und da wird sicherlich, beispielsweise drinstehen, hoffe ich wenigstens, also jedenfalls würde ich mich dafür einsetzen, dass wenn man neue Gärten anlegt, jemand ein Haus baut, dass man nicht solche Gärten in Steinwüsten anlegt, also diese sogenannten Gärten des Grauens, dass die hier auch in Kassel nicht angelegt werden, weil das führt einfach dazu, zu einer Überhitzung und Versiegelung der Flächen. Das ist das eine, also gehe ich davon aus das in der Grünsatzung sowas steht. Da gehört zum Beispiel auch dazu, dass man verstärkt auch Dachbegrünung macht, da gehört dazu, dass man verstärkt Fassadenbegrünung macht. Darüber muss man auch darüber nachdenken, ob man nicht ein Förderprogramm, das schon mal aufgelegt war, ob man das nicht wieder erneuert, dass man sagt, wenn jemand ei-

ne Dach- oder eine Fassadenbegrünung macht, dann gibt es von der Stadt beispielsweise einen Zuschuss. Also das ist schon möglich. [...] Und ich denke, dass man dieses über eine Satzung oder auch über städtebauliche Verträge ohne weiteres machen kann. Das findet schon statt und das Baurecht gibt auch hier Möglichkeiten, man muss sie nur anwenden. (*Interview 6, 28.6.2019*)

Infrastrukturen und deren Einbindung in neue Gewohnheiten, Routinen und Institutionen zu etablieren ist schwierig (vgl. Edwards 2019, S. 365). Mit der Grünsatzung soll versucht werden dies über eine rechtliche Verpflichtung zu bewerkstelligen. Die Grünsatzung würde – in Abhängigkeit von ihrer genauen Ausformulierung – das bestehende Baurecht mit einer lokalen Richtlinie ergänzen und konkretisieren. Sie setzt auf Änderung von materieller Gestaltung auch von in Privatbesitz befindlichen Flächen. Durch diese materielle Veränderung sollen auch Routinen und Praktiken geändert werden, denn die Pflege von Grün obliegt denjenigen, auf deren Fläche das Grün wächst (s. o.). Zum Ende meiner Datenerhebung war der Prozess um die Grünsatzung noch nicht abgeschlossen, sodass abzuwarten bleibt, wie dieses Instrument sich einbringen wird in die Gestaltung der Stadt.

Ganz gleich wo Grün vorhanden ist, innerhalb von Städten erhält es sich nicht selbst. Stadtgrün ist keine vom Menschen abgetrennte, vermeintlich wilde Natur. Stadtgrün ist ebenso keine tote Materie, sondern vielmehr eine vitale Materialität (vgl. Bennett 2010), die sich in Mensch-Umwelt-Gefügen mit ihren Pflegebedürfnissen einbringt. Seine Materialität fordert bestimmte Dynamiken von Praktiken ein, nämlich die Herstellung von Verbindungen zwischen Praktiken der Grünpflege wie Gießen, Schneiden, Bodenlockerung, Düngen, und Praktiken der Freizeitgestaltung im Falle von privaten Haushalten oder Praktiken der Produktion im Falle von Industrie oder der Dienstleistungserbringung.

Anna-Lisa Müller (2017, S. 130) stellt Infrastrukturen der Stadt als funktional und räumlich differenzierte, physische Strukturen vor. Darüber hinaus geht aus meinem empirischen Material eine holistisch angestrebte Verteilung von Grünen Infrastrukturen hervor. Erst mit einer breit verteilten, engmaschigen Einflechtung in das städtische

Gefüge können Grüne Infrastrukturen die ihnen zugeschriebenen positiven Funktionen entfalten. Ich folge Müller (2017, S. 132ff.) in der Annahme, dass Materialitäten in ihrem Wechselspiel mit dem Sozialen auf Praktiken wirken (vgl. auch Shove, Pantzar und Watson 2012). Im Falle von Grünen Infrastrukturen werden Praktiken durch die Etablierung neuer physischer Infrastrukturen allerdings nicht zur Veränderung gebracht, in dem durch eine negative Irritation bestehende Praktiken verunmöglicht werden (vgl. Müller 2017, S. 139). Die Bestrebungen mehr Grün in die Stadt zu bringen zielen darauf ab, bestehende Praktiken mit Bezug zu Wohnen, Mobilität, Freizeit, Beruf u. A. zu unterstützen und auszubauen oder überhaupt zu ermöglichen.

Hier wird ganz deutlich, inwiefern die Interessenlage bezüglich Grünraumentwicklung in Wechselbeziehung mit Umwelteinstellungen und Partikularinteressen steht, die in Kapitel 7.1 dargestellt wurden. Eine veränderte Sichtweise auf Mensch-Umwelt-Beziehungen ist allerdings nicht von oben durchzusetzen, vielmehr erfordert es gesellschaftliches Gespür für das Einbringen von Veränderungen zu Gunsten von Grün. In einem ähnlichen Licht sehe ich auch die Ansicht einer Interviewpartnerin aus dem UGA, aus deren Sicht ein Durchregieren von oben über Gesetze und Vorschriften aus verwalterischer Sicht nicht zwingend zielführend ist.

Wenn Sie ein Mehr an Gesetzen haben, müssen die umgesetzt werden. Wir sind jetzt NICHT gesegnet mit Personal im Sinne von wir könnten uns jetzt noch ganz vieler Dinge annehmen und wenn man gesetzlich etwas regelt, muss man es kontrollieren. Das ist natürlich für, ich sage mal, Kommunalpolitiker auch nicht schön, wenn er etwas über Kontrollen umsetzen muss. [...] Wir sind immer froh, wenn wir keine gesetzlichen Dinge durchsetzen müssen, weil das ist ein Verwaltungsakt. Das BINDET Kapazitäten und es macht nur Ärger, allen Beteiligten. Das ist natürlich ein Mittel der Wahl, wo man sagt: Ja, wir wollen ordnungspolitisch auf jeden Fall das umsetzen. Das ist wirklich ein Hammer Umsetzungsding. Mir wäre es natürlich lieber man kann überzeugen und kann Menschen ins Boot holen, das braucht aber

viel Zeit, das braucht viel Überzeugungskraft, das braucht politischen Willen. Also da bin ich noch nicht so sicher wie das gehen kann. (*Interview 4, 14.6.2019*)

Governance braucht trotz der im Interview beschriebenen Fallstricke der Umsetzung auch Festsetzungen, weil über diese die Handlungsspielräume und *horizons of expectations* unterschiedlicher Akteur:innen definiert werden. Obgleich im Baugesetzbuch bereits Grünflächen, Umwelt- und Naturschutzvorgaben festgeschrieben sind (§ 44 BauGB), entscheidet sich lokal, was „politisch gewollt“ ist (Interview 16, 21.8.2019).

Stadtplanung in der Vermittlungsrolle

Diejenigen aus der Stadtverwaltung und privaten Büros, mit denen ich Interviews zur Situation des Stadtgrüns in Kassel führte, sahen die Rolle von Planer:innen insbesondere darin, unterschiedliche Themen innerhalb der Stadt zu verbinden und zusammenzuführen. Das macht sie im Bereich der Klima-Governance zu unerlässlichen Akteur:innen. Ihre häufig langjährige Arbeit vor Ort gibt ihnen einen kontinuierlichen Einblick in lokale Belange. Ihre regelmäßigen Aufenthalte in den Stadtteilen – zu Beteiligungsformaten, Informationsveranstaltungen, Begehungen oder Diskussionsrunden sowie Ortsbeiratssitzungen – machen sie bekannt in der Bevölkerung und machen ihnen viele Bürger:innen bekannt. Durch diese Kenntnis von und Eingebundenheit in lokale Kontexte wird Planer:innen ihre vermittelnde Rolle erst ermöglicht. Sie vermitteln sowohl von oberen Ebenen wie Stadtregierung oder (inter)nationalen Fördermittelgeber:innen nach unten als auch aus lokalen Kontexten nach oben, indem sie von Veranstaltungen in den Stadtteilen Eindrücke, Bedürfnismitteilungen und Anregungen für Veränderungen in ihre jeweiligen Ämter tragen. So werden sie den spezifischen Themen, die in verschiedenen Stadtteilen relevant sind, gewahr (Interview 3, 12.6.2019). Dabei interpretieren sie die Verteilung der Themen zwischen Stadtteilen auch in Zusammenhang mit der angenommenen Verteilung von Lebensstilen. Einkommen ist dabei eine häufig angenommene Determinante für Umweltbewusstsein, wie eine UmweltpLANERIN beispielhaft anführt:

Ich habe jetzt nicht für alle den Überblick, ich müsste jetzt beim Ortsbeirat im Kasseler Osten mal gucken, wie oft das da Thema ist. Die haben natürlich viel mehr Verkehrsthemen. Weil da fährt viel durch. Die haben Wohnthemen, die haben ganz andere Belange im Moment als sich vielleicht um Grün zu kümmern. Das ist dann schon eher in anderen Stadtteilen wie Wilhelmshöhe, oder so mal ein Thema, warum ist der Bebauungsplan jetzt so und so, warum stehen jetzt hier diese und jene Bäume und warum ist das und das Grün. Also das sind Menschen, die sich vielleicht damit beschäftigen können. Also, wenn sie um das Überleben kämpfen, ist ihnen, glaube ich, ein Grün vor dem Haus oder hinterm Haus, nicht so nah. Weil sie einfach sozial einen anderen Überlebenskampf führen müssen, tagtäglich. (*Interview 4, 14.6.2019*)

In dieser Aussage der Planerin lässt sich ablesen, wie Vorannahmen, die sich aus einer breiten Kenntnis der Stadt im allgemeinen ergeben, dazu führen, dass die Diversität innerhalb von Stadtteilen weniger berücksichtigt wird. Mitnichten sind im Kasseler Osten Umweltthemen weniger virulent, wie zum Beispiel das Bürger:innenengagement im Eichwald zeigt (siehe Kapitel 5). Sie werden aber anders angegangen, die Bezüge sind unter Umständen stärker lokal ausgerichtet und das Naturverständnis unterscheidet sich innerhalb den vielen Praktiken, aus denen die Stadt sich zusammenfügt. Es ist dennoch typisch für Städte, ihren Stadtteilen Charakterisierungen zuzuordnen, die historisch gewachsen sind. Analog zu den „Besonderheiten“ mit denen sich ganze Städte als kulturräumliche Gebilde betrachten lassen (vgl. Schwab 2015, S. 170), stellen Stadtteile sich als sozio-materielle Gefüge dar, deren Eigenlogik (vgl. Löw 2008) nach innen und nach außen (also im Aufeinandertreffen mit anderen Stadtteilen) eine Erzählfähigkeit entwickelt, mit deren Hilfe, Stadtplaner:innen sich durch die Vermittlung zwischen mehreren Stadt relevanten Themen *navigieren* (vgl. Müller 2019, S. 80; Abram 2011, S. 124).

Die Stadtverwaltung sieht sich diesbezüglich in einer Vorbild- und Vermittlerinnenrolle. Mithilfe von Blühwiesen, Baumscheibenpatenschaften und Informationstafeln soll irritierten Bürger:innen die Möglichkeit geboten werden, ihre Sehgewohnheiten und ästhetischen Er-

wartungen an Grünraumgestaltung zu reflektieren und mit neuem Sinn zu verknüpfen. Grünrauminfrastrukturen, die über ihre Kühlungsfunktion der Klimaanpassung dienen, werden so verknüpft und erweitert mit anderen Belangen von globaler Bedeutung, die lokal sinnhaft vermittelt werden. So hilft die Argumentation des Entgegenwirkens des Biodiversitätsverlustes dabei, Aushandlungsprozesse zu Gunsten der ökologischen Seite von Stadtgrün zu verschieben (Interview 4, 14.6.2019).

Auch für die historische Gewachsenheit von Konflikten besteht Sensibilität. Divergierende Zeithorizonte zwischen Planungen und ihrer (sichtbaren) Umsetzung führen dazu, dass Veränderungen im Stadtraum von Bürger:innen immer wieder als zu langsam empfunden werden. Erzählungen wie „Die Stadt tut nichts“, eine Aussage, die mir in informellen Gesprächen während meiner Zeit in Kassel immer wieder begegnet ist, können so entstehen. Wie und wo zum Beispiel auch Fördermittel für die Belange der Bürger:innen eingesetzt werden, setzt sich nicht im kollektiven Gedächtnis von Nachbarschaften fest. Eine Stadtplanerin mit langjähriger Berufserfahrung in Kassel berichtet mir von ihrem Umgang mit Vorurteilen.

Das ist ja etwas, was auch aus der Wettersituation heraus entsteht. Wir haben in der Regel Westwind. Deswegen liegen in vielen Städten auch aus der historischen Gegebenheit heraus die besser situierten Stadtteile im Westen und die weniger gut situierten Stadtteile im Osten. Und in Kassel ist das ähnlich, der vordere Westen, das war ja sozusagen der Bereich, wo man dann gewohnt hat, auch früher. Und der Kasseler Osten das war immer das, wo die großen Industrieareale waren und auch die großen Industriebereiche und neben Rothenditmold und Nordholland. Ich würde es nicht als Konflikt bezeichnen, aber es ist so, dass die Bewohner der östlicheren Stadtteile sich traditionell etwas benachteiligt fühlen. Und ich kämpfe da unheimlich gegen an. Es ist nicht so, dass sie wirklich benachteiligt sind. Es sind andere Strukturen. Es sind einfach andere Strukturen. Aber wir tun ja ganz viel dafür, dass sich diese Strukturen trotzdem in ein lebenswertes Umfeld einfügen. Also von daher, ich finde das oft überzogen, ich wehre mich da auch

gegen. Ich finde auch diese Sprüche von wegen alles westlich der Fulda ist irgendwie besser, alles östlich der Fulda ist nicht so gut, finde ich Quatsch. (*Interview 3, 12.6.2019*)

Für die Entstehung solcher Konflikte gibt es in der Literatur zahlreiche Erklärungsansätze. Kühl zählt in der Hauptsache Unverständnis von und Unzufriedenheit mit planerischen Prozessen, die auf eine vermeintliche Entfremdung der Bürger:innen von ihrem Lebensumfeld zurückzuführen seien (vgl. Kühl 2019, S. 132). Vertreter:innen der Stadtplanung stehen unter Rechtfertigungsdruck und Beteiligungsformate eignen sich unter Umständen nicht gänzlich dazu, die Bedarfe der Bürger:innen in Stadtgestaltung einzubeziehen. Um dem Dilemma der Stadtplanung beizukommen schlägt Kühl vor, stärker auf Praktiken der Raumproduktion von Bürger:innen in Zusammenhang mit Stadtnatur einzugehen. Sie hat dazu auf Grundlage von bewegten Interviews mehrere Modi von Raumproduktionen erarbeitet (vgl. Kühl 2016a, S. 170f.). Diese Modi von Raumproduktionen stellen *horizons of perceptions* und *horizons of expectations* dar (vgl. Boholm, Henning und Krzyworzeka 2013). Innerhalb einer Stadt ist es jedoch nicht so, dass diese Wahrnehmungs- und Erwartungshorizonte der Bürger:innen denjenigen von Planer:innen oder Klimabelangen im Allgemeinen zwangsläufig entgegenstehen würden. Aktuelle Literatur zu Planungskulturen deuten eher darauf hin, wie im Bereich der Stadtgrüngestaltung durch andauernde Kooperationen zwischen Stadtgesellschaft und Stadtverwaltung lokal geprägte Sinnsysteme entstehen (vgl. Sondermann 2017), die jeweils spezifische Planungspraktiken vor Ort unterstützen oder erschweren. Denn jenseits von institutionellen Vorgaben, wie zum Beispiel Klimaschutzkonzepten, findet Planung in der Verwaltung zu nicht unerheblichen Teilen in einem informellen Dazwischen statt. Genauer gesagt findet Stadtplanung zwischen formellen und informellen Anforderungen statt und zwischen dieser (Un-)Ordnung müssen die Planer:innen navigieren (vgl. Müller 2019). Gegenstand der planerischen Verwaltungstätigkeit sind etwa gleichermaßen Räume und Alltage. Räume sind aus Planungssicht einer Stadt zu großem Teil Flächen, die mehr oder weniger bestimmte Funktio-

nen für verschiedene Nutzungen erfüllen sollen. Diese werden in unterschiedlichen, standortabhängigen Formaten verhandelt.

[ich: Kommt das aus der Stadtbevölkerung selber oder ist das eher ein Thema, was dann angesprochen wird, weil es in Förderrichtlinien steht?]

Also es gibt mittlerweile eine sehr, sehr große Sensibilität für diese Themen. Das ist natürlich von Standort zu Standort unterschiedlich. Also wir haben ganz unterschiedliche Quartiere, wo die Bürgerinnen und Bürger auch ganz unterschiedlich aktiv sind. [...] Sehr speziell ist es in Witzenhausen, als Unistandort für ökologische Landwirtschaft, dort haben wir eine sehr sensibilisierte und engagierte Bürgerschaft, natürlich vor allen Dingen durch die Studenten, aber auch bei den Bürgern selbst gibt es da eine Aufmerksamkeit für genau diese Themen. [...] Dann gibt es aber wiederum Standorte, wie Bad Hersfeld, dort ist alles sehr verwaltungsbezogen. Da gibt es eigentlich so gut wie keine Bürgerbeteiligung. Das heißt Bürgerbeteiligung läuft eigentlich nur, wenn es die Kommunen auch selbst zulassen und initiieren. Manche Kommunen arbeiten halt noch sehr – jetzt fällt mir das richtige Wort nicht ein – also Top Down würde man vielleicht sagen. Und, wenn das nicht eingeübt ist in so einer Kommune, dann akzeptieren das die Bürger auch irgendwie. Also, wenn sie es gar nicht gewohnt sind an Planungsprozessen beteiligt zu werden, dann schläft so was irgendwie auch ein. Also so eine Kultur muss erst mal aus der Verwaltungsebene oder aus der politischen Ebene entwickelt werden, um zu wachsen, um sich dann zu verstetigen. Ist meine Erfahrung. (*Interview 17, 26.8.2019*)

Die Raumbezogenheit von Alltagspraktiken oder die Alltäglichkeit von Räumen eröffnen eine Mehrdimensionalität, unter der sich auch Klimawandelbelange betrachten lassen. Mithilfe praxistheoretischer Ansätze wird es möglich, nicht nur auf die Grünraumbedarfe von Bürgerinnen einzugehen (vgl. Kühl 2019), sondern gleichermaßen auf die Belange der Stadtnatur in Alltagspraktiken, wie sie bereits angesprochen wurden.

Die in der Stadtplanung vorgesehene Bürger:innenbeteiligung (§ 4a BauGB) ist für den vorgesehenen Interessenausgleich nicht vollum-

fänglich geeignet. Um Kompromisse zu finden, in denen auf der einen Seite Planungsbedarfe, die „Bedarfe“ und „Potenziale“ von Quartieren zusammenbringen wollen, und auf der anderen Seite die alltäglichen Bedürfnisse der in den Stadtteilen Lebenden, die mal weiter mal weniger weit auseinander liegen können, Berücksichtigung finden, spielen Zeithorizonte hinein. Im Interview mit dem Landschaftsplaner zeigt sich die Notwendigkeit der Vermittlung zwischen Mensch und Grün, um zeitgemäße Mensch-Umwelt-Verflechtungen anzuregen:

Wir [haben] als Landschaftsarchitekten den Auftrag, [...] irgendwie die Leute auch mitzunehmen bei dem, was sie so an ästhetischen Bildern schon mitbringen. Das ist ein bisschen der Spagat, den man gehen muss, weil wenn man völlig frei etwas Neues erfindet, dann kann das einerseits sein, dass man sich zu wichtig nimmt und da so eine Kakophonie entsteht von irgendwas, aber das nicht anschlussfähig ist an die Leute. Diese Anschlussfähigkeit braucht es einfach in irgendeiner Art und Weise, deswegen glaube ich, wird man immer wieder auch an so Bilder anknüpfen müssen, die einerseits klassisch sind, wie die Wildblumenwiese, die haben wir irgendwie alle als ein ästhetisch schönes Element vielleicht im Kopf. Das passt auch gut in so eine ökologische Argumentation rein, alles wunderbar. Andererseits müssen wir aber auch was Modernes oder in dem Sinne auf die Fragen der Zeit Antwortendes machen. Das ist eigentlich unsere Aufgabe, dass wir das gestalten. Das führt natürlich nicht immer eine auf eine Gegenliebe, weil viele hängen erstmal an dem, was sie [...] an der Sprache die sie gelernt haben. (*Interview 26, 10.12.2019*)

Von Planer:innen muss daher immer wieder Überzeugungsarbeit geleistet werden. Sie kennen die Instrumente, die ihnen zur Verfügung stehen, um aktuelle Belange in Stadträume hinein zu tragen. Ebenso kennen sie die lokal vorherrschenden Themen, die Bürger:innen bewegen. Das versetzt sie in die Lage, gesellschaftliche Veränderungen zu spüren und selbst in den Stadtraum einzubringen.

Stadtgrün steht innerhalb dieses Konglomerats im Zugzwang heterogene lokale und globale Belange zu befriedigen. Wie kaum eine andere Materialität steht Stadtgrün repräsentativ für sozial-ökologische

Fragen zahlreicher Dekaden (für einen Überblick vgl. Engels, Janich, Monstadt u. a. 2017). Allen voran die Gruppen der Umweltbewegung ab den 1970er Jahren haben durch ihre transnationale Vernetzung die europäische Landschaft des Umweltschutzes maßgeblich mitgeprägt (vgl. Meyer 2017, siehe auch Kapitel 6). Wie bereits angeklungen ist, muss Stadtplanung heterogene Akteur:innen in der Stadt berücksichtigen und bewegt sich zwischen vielen Milieus und Vorstellungen von Lebensstilen. Fragen zur Bedeutung von Lebensstilen für die Vermittlung von Umwelt- und Klimazielen der Stadt (s. o.) können von der Verwaltung nur schwer bearbeitet werden, weil das Umwelt- und Gartenamt nicht dasjenige Amt ist, welches über Personal mit einer entsprechenden Ausbildung im sozialen Bereich breit ausgestattet ist. Soziale Fragen stehen dennoch nicht unbedingt im Hintergrund, werden aber über die eher breit gedachte Integrationsfunktion von Grünraum bearbeitet.

Weiterhin achten die Planer:innen auf allgemeinere Fragen des Verhältnisses zwischen Bürger:innen und Stadtgrün. Sie antizipieren Bedarfe an Praktiken, vermittelt durch die Verbindung ihres lokalen Erfahrungswissens mit verwalterischem und planerischen Fachwissen. Beispielsweise wird unter dem übergreifenden Thema Umweltgerechtigkeit die räumliche Verteilung von Grünflächen diskutiert. Darin drückt sich zweierlei aus: Einerseits wie Verwaltungs- und Planungskompetenzen soziale Belange wie Gerechtigkeitsfragen innerhalb von Städten mit Zugang zu Grün, also zu Räumen, in denen Flora und Fauna verdichtet vorkommt und in dieser Verdichtung als „Natur“ wahrgenommen werden kann, verbindet. Grünraum bedeutet als einzelne Fläche, einen deutlich abgegrenzten, dezidiert nicht-betonierten Ort, an dem Bürger:innen und Pflanzen Gemeinschaft untereinander und miteinander erfahren können. Unter Klimawandelgesichtspunkten wird diese Erfahrung in mehrfacher Hinsicht verstärkt beachtet. Erkenntnisse zur Gesundheit durch den Aufenthalt in grünen Räumen sind hinreichend belegt, genauso wie die gesundheitliche Bedeutung von Stadtgrün für Klimawandelanpassung (vgl. Claßen und Bunz 2018). In den beiden Hitzesommern 2018 und 2019 wird auch die Dauer und Intensität des Aufenthalts von Städter innen in Grünräu-

men mehr, sodass Freizeitpraktiken das entfalten, was Planer:innen „Nutzungsdruck“ nennen.

Abwägungen und Entscheidungen zwischen Grün und Sozialem

Für die unterschiedlichen Anforderungen an Stadtgrün braucht es diverse Wissensbestände, die über die Fachämter verteilt sind. Diversität in den Wissensbeständen führt gleichzeitig zu heterogenen Ansichten der Fachämter in Bezug auf Stadtnatur. Grünraum wird in Kassel zunehmend als wichtig wahrgenommen. Aus meinen Daten lässt sich dabei nicht schlussfolgern, ob dieser Wandel von der Stadt vorgegeben wird, wie in den Interviews durchklingt, oder ob die Stadtgesellschaft mit ihren Bürger:innen und Initiativen über Aktionen und Interventionen im Stadtraum, über den Radentscheid und Demonstrationen für mehr Klimaschutz und Umweltgerechtigkeit diesen Wandel einfordert. Aus der Literatur lässt sich annehmen, dass es sich auch hier um eine Wechselbeziehung handelt. Es ist bekannt, dass in deutschen Verwaltungen der öffentliche Druck einen Einfluss auf Verwaltungshandeln hat (vgl. Strelau und Köckler 2015, S. 14). Entsprechend nutzen Verwaltungsangestellte, zu denen Stadt- und Umweltpaner:innen zählen, Konzepte wie Umweltgerechtigkeit nicht, um die Ausführungsweisen ihrer Arbeit zu legitimieren, wenn dies nicht von der Öffentlichkeit eingefordert wird (vgl. ebd., S. 15). Beide „Seiten“, das zeigt, denke ich, meine Arbeit, sind in jeweils sehr diverse, heterogene Praktiken-Gefüge eingebunden, die sich gegenseitig dynamisch beeinflussen. So lässt sich eher die Aussage treffen, dass sich Veränderungen in einer Stadt aus vielen kleinen Verschiebungen innerhalb urbaner Praktiken zusammenfügen.

Das Verhältnis von Stadt und Natur war lange geprägt durch Gegensätze. „Cities have long been viewed as places where nature ends and urbanism begins [...]“ schreiben Ian Cook und Erik Swynghedouw in einer Kritik am Begriff der *urban sustainability* (Cook und Swynghedouw 2014, S. 168). Als Orte der Industrialisierung, in denen nicht-nachhaltige Praktiken entstehen und sich verbreiten, gelten Städte als Hauptantrieb der Globalen Erderwärmung (vgl. ebd., S. 169). In dieser Sichtweise muss die Natur vor den Einflüssen schädlicher mensch-

licher Praktiken geschützt werden (vgl. Cook und Swyngedouw 2014, S. 170). *Urban Sustainability* sowohl als Wissenschaftsfeld als auch politischer Diskurs fordert Veränderungen im Verhältnis zwischen Mensch und Natur (ebd., S. 168). Ihr geht es dabei aber um Erhalt, nicht um Wandel im engeren Sinne. Es ist aus Nachhaltigkeitsbestrebungen wichtig, Mensch-Umwelt-Beziehungen bzw. den Umgang mit der Natur zu verändern „to make sure nothing changes“ (ebd., S. 168). Den Begriff *urban sustainability* kritisieren Cook und Swyngedouw als „unable to fully grasp the social aspects of city-nature relations“ (ebd., S. 183), weil sie unter einer neoliberalen Brille verkürzt abziele auf die Minderung von CO₂-Ausstoß mittels technologischen und organisationellen Lösungen, die unter der Prämisse der dringenden Umsetzung hervorgehoben werden (vgl. ebd., S. 173). So würde die ungleiche Verteilung von Umweltvorteilen und -nachteilen außen vor bleiben. Um diese wichtigen sozialen Faktoren Ungleichheit und Gerechtigkeit in der Umweltforschung zu stärken schlagen die Autoren daher vor, Ansätze aus den Strömungen Umweltgerechtigkeit (environmental justice) und stadtbezogener Politischer Ökologie (urban political ecology) zu verbinden. Letztere biete mit der Konzeptualisierung von Städten als Assemblagen (Gefügen) eine tiefere Betrachtungsmöglichkeit, die mit der Kategorienbreite von Umweltgerechtigkeitsforschung ergänzt werden kann (vgl. ebd., S. 183). In dieser Arbeit verwende ich aus einem ähnlichen Grund eine praxistheoretische Perspektive. Mit ihrer Hilfe ist es mir möglich, eine Verkürzung entweder auf Natur oder Mensch in urbanen Mensch-Umwelt-Verflechtungen zu vermeiden.

Der Abwägungsprozess zwischen Ökologie und Sozialem in urbanen Räumen ist so gesehen ein Zusammenspiel von Dynamiken sozialer Praktiken, in denen Alltage, Stadtnatur und Klimawandel-Governance ineinanderfließen. Governance bedeutet, nicht nur in der Stadtplanung, aber dort ganz besonders, Abwägungen zu navigieren und sie zu Entscheidungen zu bringen. Integration wird von den Interviewpartner:innen als Gerechtigkeitsfrage thematisiert. In Zeiten des Klimawandels besteht Umweltgerechtigkeit in Deutschland zu einem Teil aus der Bereitstellung von Zugang zu Grünflächen. Hier

wird der räumliche Zusammenhang von Klimawandel und Alltagspraktiken besonders deutlich und ebenso, weshalb auch auf lokaler Ebene die ökologische Frage gleichzeitig eine soziale Frage ist. Die fußläufige Erreichbarkeit von qualifiziertem Grünraum ist ein Gradmesser dafür, inwiefern eine Stadt Grünraum als öffentlichen Raum für alle bereitstellt und damit Klimaanpassungspraktiken im urbanen Raum auf Alltagsebene ermöglicht. Grüne Infrastrukturen unterstützen, wenn sie über diverse Nachbarschaften in der Stadt verteilt sind, Städte dabei sauberer, gesünder und damit auch attraktiver zu werden (vgl. Sousa Silva, Viegas, Panagopoulos u. a. 2018).

Wenn Sie zum Beispiel so einen richtig heißen Sommertag hatten, gehen an die Fulda, dann kann man drin baden. Also es ist ein öffentliches Gewässer, es ist für jeden zugänglich, JEDER DARF darin baden, Punkt. Es sei denn es sind gefährliche Stellen, wo es ausgeschlossen ist, aber das Wassergesetz gibt uns als städtische Bewohnerinnen und Bewohner die Möglichkeit in der Fulda zu baden. [ich: Ja.] Und das ist eine wunderbare Abkühlung, wird gespeist aus dem Edersee, weil es die Weser schiffbar macht, hat immer kühles Wasser. Also überwärmt nie. Und die Frischluft, die dazu kommt, da unten können Sie, wenn Sie abends nach der Arbeit da noch mal eine Stunde oder zwei hingehen, sich wirklich abkühlen bevor Sie vielleicht in Ihre Wohnung zurück müssen, wo Sie schlafen wollen, die natürlich, wenn Sie eine Südausrichtung hat, keinerlei Grün irgendwo, sich ganz schwer abkühlt im innerstädtischen Bereich. Und das ist ja für Menschen das Wichtige – einen erholsamen Schlaf zu haben in der Stadt. Und wir haben Menschen, die in der Stadt in Überwärmungsbereichen wohnen, und für die ist die Natur in der Stadt besonders wichtig. (*Interview 4, 14.6.2019*)

Öffentliche Grünräume sollen ebenso - im Sinne der Klimaanpassung und der Umweltgerechtigkeit – als Ort der Integration dienen. Eine über die Stadt verteilte, ausgeprägte und qualifizierte Grüne Infrastruktur soll sozialen Zusammenhalt auf lokaler Ebene stärken (ebd.). Die Relevanz, über Grüne Infrastrukturen eine Erleichterung zu schaffen innerhalb überwärmter Stadtteile, lässt sich auch aus Überlegungen ableiten, die Bernd Sommer und Miriam Schad (2015) in Bezug

auf gesellschaftliche Dimensionen von möglicher Klimaanpassung anstellen. Parallel zum Klimawandel findet aus ihrer Sicht gesellschaftlicher Wandel hin zu mehr Stadtbewohner:innen, mehr Einzelpersonenhaushalten und größerer sozialer Ungleichheit statt, sodass die notwendigen Resilienz- und Anpassungskapazitäten weniger vorhanden sind (vgl. Sommer und Schad 2015, S. 143f.).

Und da haben wir wirklich diese großen Anlagen, die wir haben, die sind übervölkert von Menschen an Wochenenden. Sie haben da eine sehr große Funktion. Und da treffen sich eben auch die Kulturen. Ja, all die, die in der Stadt eben so auch zugegen sind. Von daher, da trifft sich Alt, da trifft sich Jung, da treffen sich Menschen verschiedener Nationen, und von daher sind das natürlich ganz wichtige und bedeutsame Anlagen in so einer Stadt. (*Interview 14, 14.8.2019*)

Wenn es darum geht, Stadtnatur mit Klimawandel zu verknüpfen, wird zunächst deutlich, dass eine Trennung von Klimawandelanpassung und Klimaschutz wenig zielführend ist. Das liegt an der Multifunktionalität von Grüner Infrastruktur einerseits und andererseits an ihrer Hybridität, also ihrer Zwiegestalt als gleichzeitig eigenständiges wie kulturell produziertes Phänomen. Stadtnatur verfügt über die Fähigkeit, den Stadtraum an klimatische Veränderungen anzupassen. Gewässer und größere Grünflächen bringen als sogenannte Frischluftschneisen kühlende Luft aus dem Umland ins Stadttinnere (im Fall Kassels aus den umliegenden Wäldern). Diese Frischluftschneisen zeichnen sich durch unbebaute und weitestgehend unversiegelte Flächen aus, die auf der Klimafunktionskarte gut erkennbar sind (siehe Abbildung 4). Sie zeigt deutlich, welchen Einfluss dichte, grünraumarme Bebauung im Vergleich zu vegetationsreichen Freiräumen auf Temperaturunterschiede in der Stadt hat. Planer:innen und Bürger:innen stehen damit vor unterschiedlichen Herausforderungen. In den letzten Jahren steht das Thema Klimawandel prominent, früher war es eher der Städtebau, unter dessen Ägide Veränderungen stattfanden (*Interview 3, 12.6.2019*). Die Grünsatzung wird als Instrument gewünscht, weil angenommen wird, dass sie Entscheidungen über Grün in der Stadt von der Stadt umsetzbar macht. Die Frage aber,

wo und von wem diese Entscheidungen getroffen werden, lässt sich mit Boholm und Kolleginnen (vgl. Boholm, Henning und Krzyworzeka 2013) näher betrachten: Es handelt sich nicht unbedingt um eine Top-Down-Entscheidung, sondern um eine verteilte Entscheidungsfindung über längere Zeit, gerahmt von sich ändernden *horizons of choice*.

Vom Grün aus denken

Die obigen Ausführungen kommen zu dem Schluss, dass in der multifunktionalen, klimawandelbedrohten Stadt, in der ökologische und soziale Fragen weiterhin beide bestehen und sich mehr und mehr verflechten, es sinnvoll erscheint, diese multiplen Herausforderungen vom Grün aus zu denken. Die Materialität in den Mittelpunkt zu stellen und von dort aus zu überlegen, welche Entscheidungen und Maßnahmen für ein sozial-ökologisch gerechtes, gutes und in Zukunft sogar noch besseres Leben in der Stadt notwendig sind, fördert einen integrativen Blick. Das bedeutet, dass nicht Konzepte wie Klimaanpassung und Umweltgerechtigkeit gegeneinander abgewogen werden müssen, sondern dass mehrere Konzepte verschmolzen werden können zu einer ämterübergreifenden Vision und Strategie in Bezug auf die Frage, wie die Stadt sich weiterentwickeln soll, um den Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft zu begegnen. Dabei fordert Stadtgrün die Berücksichtigung seiner Belange und Lebensbedingungen vehement ein, weil es nur dann mit uns in der Stadt existieren kann, wenn die Stadt sorgsam mit ihm umgeht und seine Bedürfnisse erfüllt.

Anhand der Darstellung planerischer Diskussionen um Stadtgrün verdeutlicht sich, wie eine infrastrukturelle, auf Nutzen von Natur abzielende Sicht auf Natur in der Stadt durch die Materialität insbesondere von Stadtbäumen herausgefordert wird. Im Stadtgrün manifestieren sich globale und lokale Ziele der Klimawandelanpassung, in dem sie als Grüne Infrastruktur mehrere Nutzenfaktoren befriedigt, nämlich Abkühlung von Räumen und ein zugängliches Netz von Grünflächen zur Erholung und Umwelterfahrung. Auch auf lokaler Ebene trägt sie zudem zu CO₂-Bindung bei und unterstützt damit

das globale Ziel der CO₂-Minderung in der Atmosphäre und damit des Klimaschutzes. Am Beispiel des Stadtgrün wird ganz besonders plausibel, wie Menschen, Artefakte und Natur in ihren Materialitäten verbunden sind. Anders als im Fall der Bedeutungs- und der Wissensdimensionen (siehe Kapitel 5 und 6) erscheint bei der Betrachtung der Materialitätsdimension ein offensichtlicher, wenn auch in seiner Komplexität nicht zu unterschätzender, Zusammenhang. Stadtgrün erfüllt mehrere Funktionen der Klimawandelanpassung, indem es verschattet und kühlt. Diese Eigenschaften ermöglichen menschlichen Körpern, sich trotz durch den Klimawandel extremer werdenden Temperaturen, vor allem im Sommer, und durch historisch gewachsene, dicht bebaute und daher überwärmte Stadtbereiche zu bewegen und dort gesund zu leben.

7.4 Diskussion

Das dritte Empiriebeispiel stellte Stadtgrün als vitale Materialität in den Mittelpunkt der Betrachtung von Verwaltungspraktiken. Aus deren Analyse wird deutlich, wie über das Stadtgrün Verbindungen zwischen zwei *practitioners*-Bündeln entstehen. Planer:innen richten ihre Praktiken an zahlreichen Einflüssen auf lokal-örtlicher Ebene aus, zielen aber ihre Anstrengungen vor allem darauf ab, Stadtgrün und Bürger:innen zueinander in Bezug zu setzen. So werden in Praktiken der Grünraumverwaltung zahlreiche Bedeutungen auf Grün projiziert. Sie entstehen aufgrund der Affordanzen, die Parks, Stadtbäume und Fassadengrün in der konkreten Zusammenkunft mit *practitioners* in Praktiken entwickeln und werden in der Verwaltung abstrahiert zu „Funktionen“. Aus Stadtnatur wird Stadtgrün, dem als Infrastruktur multiple Funktionen zugeschrieben werden können, die die Zuweisung von Ressourcen aus dem Stadthaushalt rechtfertigen sollen.

Grünen Infrastrukturen wird in sich klimawandelnden Städten geradezu die Bedeutung von multifunktionalen Retter:innen zugesprochen. Als lokal verbundene Materialitäten, deren Lebensweisen genauso global-lokal eingebunden sind, wie menschliche Lebensweisen, verfügen sie über die Wirkmächtigkeit, durch Bindung von CO₂ und

der Abgabe von Sauerstoff, ihre Umwelt für alle Lebewesen in unmittelbarer Nähe ebenso wie in weiterer Ferne angenehmer, gesünder, bewohnbarer zu machen. Für Städte sind sie wichtiger werdende Akteure, weil mehr und mehr deutlich wird, dass ohne ihre Schatten spendende, abkühlende Anwesenheit der urbane Raum bereits heute unangenehm, teilweise sogar gesundheitsbeeinträchtigend heiß und trocken wäre.

An diesem Punkt entfaltet sich die Wirkmächtigkeit von Stadtgrün: Anders als zum Beispiel Grün in einigen Wäldern lebt Stadtgrün nicht in einem Ökosystem, sondern in einem sozial-ökologischen Zusammenhang, in dem es die Praktiken der involvierten *practitioners* stützt, wenn es intakt ist, und herausfordert, wenn es leidet. Alle in diesem Kapitel beschriebenen Funktionen kann es nur entfalten, wenn es selbst in gutem Zustand ist oder – anders formuliert – gut lebt.

Stadtgrün soll, wie andere Stadtbewohner:innen, gut leben in der Stadt. Dafür ist es abhängig von Pflegepraktiken, die sowohl von Stadtverwaltung und ihren Mitarbeitenden als auch von Privatpersonen sowie Unternehmen und Gewerbetreibenden vollzogen werden müssen. Die langfristige Einbettung von Grünen Infrastrukturen in städtische Alltage, um zu lokaler Klimaanpassung und globalem Klimaschutz beizutragen, ist eine Aufgabe, deren Bearbeitung Anstrengungen von vielzähligen Seiten erfordert. Kann die Stadtverwaltung im Kasseler Umwelt- und Gartenamt als klimabewusst bezeichnet werden, so sieht sie in den Bereichen, auf die sie keinen „Zugriff“ hat, die Notwendigkeit die anderen genannten Akteure zur Grünpflanzung und -pflege mittels einer Grünsatzung zu verpflichten. Wenngleich im Trend liegende „Schottergärten“ symbolhaft für das Ärgernis über diejenigen ohne gärtnerisches Interesse in ihren Privatgärten steht, zeigt sich in der Dimension von verbauten Flächen, die die Innenstadt zu einer Hitzeinsel machen, dass das Problem der überhitzten Bereiche nicht allein durch „naturnah“ gestaltete Vorgärten lösbar ist.

Da materielle Anforderungen an Städte gleichfalls die Befriedigung wachsenden Wohnraumbedarfs umfassen, setzen Planer:innen neben vielen kleinen, fußläufig erreichbaren Grünflächen parallel auf die Hybridisierung von Gebäuden. Mit Dach- und Fassadenbegrünung

werden Betonblöcke mit Fenstern hybridisiert: Sie sind nicht mehr nur die notwendigen aber klimaschädlichen Versiegelungstreiber zur Wohnraumbeschaffung; sie fügen sich als potenzielle Träger von Grünflächen, in der Horizontalen wie in der Vertikalen, in das angestrebte Netz Grüner Infrastrukturen ein. Ungeachtet ihres Flächenpotenzials, wird das Überleben von Stadtgrün auch an Fassaden und auf Dächern von Pflegepraktiken abhängen. Im verwalterischen Bereich lassen sich bereits die konkreten Herausforderungen an der Arbeit der Grünpfleger:innen ablesen. Ihr Gieß- und Pflegeaufwand steigt, weil Stadtgrün in Kassel noch nicht gut lebt. Es verlangt nach mehr Ressourcen und wird so auch lokalpolitisch wirkmächtig. Im Zuge der erwarteten Klimaänderungen erscheint seine Fähigkeit Umwelt positiv zu beeinflussen und so zu Klimaschutz und -anpassung einen entscheidenden Beitrag zu leisten unabkömmlich für eine lokal angepasste Klima-Governance.

Klimawandel verändert Stadtgrün in derlei Ausmaß, dass die Praktiken der Grünraumverwaltung und -governance erheblich herausgefordert werden. Kranke und sterbende Stadtbäume setzen als materielles Element innerhalb solcher Praktiken die anderen Elemente unter Zugzwang. Wenn Stadtgrün als Grüne Infrastruktur etabliert und erweitert werden soll, um Städte zu einem sozial-ökologisch gerechten Gefüge zu machen, dann braucht es verbesserte Lebensbedingungen für Grün. Andere Baumarten, die Hitze- und Trockenheitsresistenz aufweisen, zu pflanzen wird derzeit erprobt, die weitläufige Umsetzbarkeit bleibt noch abzuwarten (siehe Kapitel 7.1). So oder so, die Lebensbedingungen von Stadtgrün und damit gleichwohl das Lebensumfeld und die Gesundheit von Städter:innen zu verbessern ist ein aktuelles und auch in Kassel diskutiertes Anliegen der Stadtverwaltung und -planung. Denn die Klimawandelauswirkungen werden im Stadtraum und auch in der Verwaltung zunehmend spürbar.

Um Grüne Infrastrukturen zu erweitern und mit ihnen dem Klimawandel durch Anpassung zu begegnen, bedarf es mehr Grün. Der Stadtverwaltung ist daran gelegen, auf ihren eigenen Flächen und darüber hinaus Grün in seiner Masse und Ausdehnung stärker zu verbreiten. Mit der Grünsatzung sollen weitere *practitioners* für Grün-

pflegepraktiken rekrutiert werden. So sollen mittels eines rechtlichen Steuerungsinstruments gewünschte Praktiken auch auf Flächen, die nicht der Stadt gehören, etabliert werden. Ob dies aus rechtlicher Sicht gelingt, kann hier nicht beurteilt werden. Mittels der Praktikerperspektive lassen sich hingegen begründete Vermutungen über die Verbreitungsmöglichkeiten von Grün und mit ihm zusammenhängenden Grünpflegepraktiken anstellen. Mit der Grünsatzung können zwar Vorgaben zur Flächengestaltung gemacht werden, deren Einhaltung basiert jedoch auf einer instabilen Rekrutierung von *practitioners*. Sie ist instabil, weil die Verbindungen zwischen den Elementen der Pflegepraktiken weder durch ein kohärentes Naturbild auf der Bedeutungsebene und dadurch nicht durch historisch gewachsene Affordanzen (siehe Kapitel 5), noch durch routinisierte Kompetenzen gestützt werden. So kommen zwar in Vorgärten und auf Dächern von Industrieanlagen alle Elemente zusammen, ihr Praktikenpotenzial wird sich möglicherweise aber nur durch Kontrolle der Einhaltung von Grünanlage und -pflege entfalten und in sich zerfallen, wenn diese Kontrolle nicht stattfindet (vgl. Shove, Pantzar und Watson 2012, S. 68). Die Vitalität und Wirkmächtigkeit der Materialität Stadtgrün bringt sich so lebhaft in Verwaltungs- und Governancepraktiken ein. Sie fordert ihre gute Pflege ein und sie fordert ein, weiter verbreitet zu werden. Grün spielt daher bereits heute eine aktive Rolle in der Gestaltung von Städten und in den alltäglichen Praktiken.

In diesem Kapitel wurde beschrieben, wie Stadtgrün in Praktiken unterschiedlicher *practitioners*-Bündel als materielles Element eingebunden ist. Auf der Bedeutungsebene erlangt Stadtgrün sowohl im *practitioners*-Bündel der Bürger:innen als auch dem der Stadtplaner:innen eine Bedeutungsausweitung und -intensivierung: Bürger:innen halten sich mehr in Grünräumen auf, weil sie das angenehme Mikroklima, das die Pflanzen herstellen, schätzen, und Stadtplaner:innen sehen wegen der Kühlungs- und Verschattungsfunktion Stadtgrün als zunehmend wichtigen Teil von städtischen Gefügen an, um mit dem Klimawandel umzugehen und Stadträume an den Klimawandel anzupassen. Klimawandelinduziert fordert Grün als vitale Materialität dann gleichzeitig mehr Pflege ein und fordert beide Bedeutungen her-

aus. Hier entpuppt sich Grün nicht als leblose, zu verwaltende Materie, sondern als vitale Mitwelt (vgl. Bennett 2010; Steiner 2014). Pflanzen entfalten in Form von Stadtgrün eine politische Wirksamkeit, indem sie ihre Lebhaftigkeit einbringen in Prozesse der Stadtgestaltung und -verwaltung. Ihren Bedürfnissen, die zu ihrem Überlegen befriedigt werden müssen, ist zwingend nachzukommen, wenn sie als Grüne Infrastrukturen den Stadtraum im Sinne des Klimaschutzes und der Klimaanpassung verbessern sollen.

Es bleibt abzuwarten, ob die weitere Verbreitung von Stadtgrün einhergeht mit der parallelen Ausweitung von Grünpflegepraktiken und ob neue, stärker auf *multispecies urban habitats* ausgerichtete Praktiken („Proto-Praktiken“) der Grünraumgestaltung sich entwickeln oder ob Grünpflege in ihrer aktuellen Form verschwindet (zu einer „Ex-Praktik“ wird), weil automatisierte Bewässerungssysteme flächendeckend angelegt werden.

8 Schlussbetrachtungen: Veränderungen gestalten

Diese Arbeit ging von der Frage aus, wie sich Alltagspraktiken in Städten unter den Bedingungen des Klimawandels verändern. Zunächst wurde aus dem Überblick über den Forschungsstand klar, dass Klimawandel als Querschnittsthema nicht isoliert zu betrachten ist und in Städten große Schnittmengen mit dem Thema Biodiversitätsverlust aufweist. Deutlich wurde außerdem, dass beides nicht als dinghafte Phänomene, sondern als prozesshafte Belange (vgl. Knorr-Cetina 2001; Latour 2004, 2008a) von sozial-ökologischer Relevanz, zu betrachten sind. Aus diesem Grund ging es in dieser Arbeit nicht primär um physikalisch-mathematische Erkenntnisformen in Zusammenhang mit Klimawandel (vgl. Edwards 2010; Gabrys 2016; Gramelsberger 2013) und auch nicht um klimapolitische Vorgehensweisen (vgl. Knox 2020; Sturm 2019).

Aus dem ethnographischen Material heraus konnten stattdessen Klimawandel- und Biodiversitätsbelange als alltagsweltlich bearbeitete Phänomene identifiziert werden. Alltage wurden mithilfe der Praktikentheorie nach Shove und Kollegen (2012) als Zusammenhang von Bedeutungen, Kompetenzen und Materialitäten gefasst und bildeten die theoretische Grundlage von Städten als Gefügen aus Praktiken. Klimawandel und Biodiversitätsverlust erschienen in diesen Gefügen als Treiber von Veränderungen, sowohl „von oben“ (durch europäische Richtlinien und nationale Förderprogramme) als auch „von unten“ (durch die Arbeit von Bürger:innen, Angestellten der Kasseler Stadtverwaltung, Initiativen und die Lebhaftigkeit von Stadtgrün).

Die drei untersuchten empirischen Beispiele stellten Ausschnitte aus diesem Gefüge innerhalb der Stadt Kassel dar und gaben Aufschluss darüber, wie Bedeutungsverschiebungen durch die Umsetzung internationaler Biodiversitätsrichtlinien zu Irritationen und dem Verschwinden von gemeinschaftlichen Freizeitpraktiken führten; mit welchen unerwartet hemmenden Einflüssen auf Praktiken lokale Ernährungsinitiativen rechnen müssen, wenn sie Wissen und Kompetenzen

für klimafreundliche Lebensweisen in Stadtteilen verankern wollen; und wie sich Stadtgrün als vitale Materie in Verwaltungs- und Governanceprozesse rund um Stadtraumgestaltung einbringt. Dabei wurde zur besseren Verständlichkeit jedes Beispiel ausgehend von jeweils einem der drei Praktikenelemente nach Shove und Kollegen (2012) beleuchtet und mit sozial- und kulturwissenschaftlichen Konzepten zu Mensch-Umwelt-Beziehungen unterfüttert. Denn unter globalen Klimawandelbedingungen, das zeigt diese ethnographische Studie, wird es immer relevanter, auf lokale Mensch-Umwelt-Beziehungen zu achten, um städtisches Zusammenleben zukunftsgerichtet, gesund und gerecht zu gestalten.

Herausforderungen für den Umgang mit Klimawandel

Als durch globale Belange von Klimawandel und Biodiversität angetriebene Veränderungen im Zusammenleben in Kassel zeigten die ausgewählten empirischen Beispielen mehrere Aspekte, die mit Mensch-Umwelt-Beziehungen zusammenhängen. Die Ausrufung einer Naturschutzfläche brachte eine forstliche Nachhaltigkeitperspektive in einen Stadtteil ein, in dem bis dahin andere Affordanzen vorherrschten. Mittels der temporären Einrichtung einer Klimaküche gab es eine Infrastruktur, die über Gemeinschaftsbildung ein sicheres Experimentierfeld für Fragen nach Essbarkeit von Pflanzen bot. Leidendes Grün wurde von der Stadtverwaltung als wichtige Bewohner:innen der Stadt anerkannt und wird künftig stärkere Beachtung finden. Die von mir beobachteten Veränderungen verliefen zum Teil schöpferisch-experimentell und zum Teil konflikthaft.

Die betrachteten Praktiken-Gefüge sind durch Stadtnaturen miteinander verbunden. In allen drei Beispielen diente Stadtnatur als *proxy* (vgl. Diemberger, Hastrup, Schaffer u. a. 2012; Dietzsch 2017), mit dem die globalen Belange Biodiversitätserhalt, Klimaschutz und -anpassung in lokale Alltagsdynamiken Eingang finden. Dabei wird über die *proxys* unter anderem deutlich, dass der Umgang mit hybriden Belangen wie dem Klimawandel sich in der gesellschaftlichen Erprobung befindet (vgl. Knox 2020; Latour 2008b). Die Herausforderung besteht in der Austeriarung der alltäglichen Praktiken von Stadt-

bewohner:innen und im Schaffen neuer Gewohnheiten im Miteinander innerhalb von Mensch-Umwelt-Beziehungen. In den von mir diskutierten Stadtnatur-Praktiken-Gefügen wurden Versuche angestellt, globale Belange zu lokalisieren. Die involvierten *practitioners* stießen dabei auf unterschiedliche Schwierigkeiten:

Im Eichwald widerstreben lokale Naturbilder und Affordanzen von Wald der Naturschutzlogik, die dem globalen Belang Biodiversitätsschutz dient. Die Forderung nach einer stärkeren Berücksichtigung lokaler sozialer Belange deutet darauf hin, dass im Naturschutz Mensch-Umwelt-Beziehungen in Zukunft verstärkt als sozial-ökologisch verflochten betrachtet werden müssten, um Umweltkonflikte geringer zu halten.

In lokalen Zusammenkünften in der Klimaküche wird bereits versucht, ein sozial-ökologisches Miteinander zu etablieren. Der Versuch stößt aber auf Unwissenheit, nicht über Klimaauswirkungen von Ernährungssystemen, sondern über Essbarkeit und Zubereitungsweisen von lokalen, (unbekannten) Stadtpflanzen. Durch diese Unwissenheit wird die Stabilisierung der „Proto-Praktik“ *Klimakochen* eingeschränkt. Die Gemeinschaft in der Klimaküche fängt dies teilweise ab, gewährleistet jedoch nicht die Verstetigung in individuelle Alltage hinein.

Pflanzen in der Stadt stehen nach zwei Hitzesommern förmlich in einem Überlebenskampf, in dem das Stadtgrün durch Pflegepraktiken kaum noch ausreichend unterstützt werden kann. Die Stadtverwaltung kennt Strategien für die Pflege, die zur weiteren Verflechtung von Stadt und Grün notwendig sind, doch langsames Politikhandeln (ausgedrückt durch Unterfinanzierung des UGA), langsames Umdenken der Bürger:innen in Bezug auf ordentlich-ästhetische Gestaltungsansprüche und physische Grenzen des gebauten Stadtraumes sowie rechtliche Fragen erschweren ihre Arbeit.

Was lässt sich aus den drei empirischen Beispielen für den Umgang mit Klimawandel- und Biodiversitätsbelangen ableiten?

Aus Gründen der analytischen Herangehensweise habe ich in jedem Beispiel nur eine Dimension in den Mittelpunkt gerückt – beim Eich-

wald die Bedeutungsdimension, bei der Klimaküche die Kompetenzdimension und beim Stadtgrün die materielle Dimension. In allen drei Beispielen wurde dabei immer schon deutlich, dass diese formale Trennung in der Beschreibung am Ende eine vereinfachende Darstellung ist, da Praktiken eben durch eine dynamische Verwobenheit aller drei Dimensionen charakterisiert sind. Mit dieser Vorgehensweise konnte ich dennoch aufzeigen, dass insgesamt eine integrative Betrachtungsweise im Umgang mit globalen Belangen in allen drei Beispielen fehlt. Bei der In-Schutz-Stellung des Eichwaldes wurden die Bedeutungen, die der Wald für die Nutzer:innen hat, nicht ausreichend berücksichtigt, sodass ein Konflikt entstand. In der Klimaküche wurde die Kompetenzdimension insofern nicht adäquat behandelt, als dass zwar die Annahme bestand, Wissen über Essbarkeit von Pflanzen würde sich über gemeinsame Praktiken wie Kochen verbreiten, nicht jedoch bewusst war, dass in Zusammenhang mit dieser Praktik auch andere Belange wie das Erleben von Gemeinschaft einen höheren Stellenwert erlangen können. Und *klimakochen* als Einzelpraktik ist nicht dasselbe wie als Gemeinschaftspraktik. Im Falle der Grünraumverwaltung wurde wiederum deutlich, inwiefern Materialität sozusagen „zu materiell“ betrachtet wird, sodass im Zusammenhang mit Klimawandel zwar auf mehr Grün fokussiert wird, die damit zusammenhängenden Pflegepraktiken aber nicht notwendigerweise im Kontext dieser Materialitäten mitgedacht werden.

Klimawandel ist kein Zukunftsproblem. Mit einer Praktikenperspektive wird deutlich: Globale Belange verändern städtische Alltage bereits heute. Wenn Praktiken lediglich als Transformationsvehikel angesehen werden, um Alltage emissionsärmer zu gestalten, bleiben wesentliche Verflechtungen zwischen aktuellen globalen und lokalen Belangen unbeachtet. Aus diesem Grund habe ich in der vorliegenden Arbeit versucht drei verschiedene Beispiele anzuführen, die Einblicke darin geben können wie von unterschiedlichen Perspektiven aus entweder Konvergenzen zwischen Alltagsbedarfen (etwa Ernährung und Abkühlung) und klimapolitischen Zielen (etwa CO₂-Minderung) bestehen oder aber Aufschluss darüber geben wie Divergenzen zwischen historisch gewachsenen und zukünftig relevanten Mensch-Umwelt-

Beziehungen entstehen (etwa durch Ausrufung von Schutzgebieten). Die Veränderungen, die durch Klimawandel und Biodiversitätsverlust entstehen, sind vielfältig und der Praktikenansatz von Shove und Kollegen (2012) half dabei eine Auswahl aus dem umfangreichen ethnographischen Material zu treffen. Die gewählten Praktiken-Stadtnatur-Gefüge dienen dabei als Beispiele für die Analyse der lokalen Verschränkungen von Klimawandel- und Biodiversitätsbelangen.

Anhand des Eichwaldes konnte ich aufzeigen, wie historisch gewachsene, in Freizeitpraktiken eingebundene Naturbilder von Waldnutzer:innen zu den im Naturschutz angenommenen sozialen Funktionen von Wald divergieren. Der Eichwald als Habitat für den unter Schutz stehenden Eremiten kann auf materieller Ebene gleichzeitig mit den Freizeitpraktiken der Eichwälder:innen existieren. Die Bedeutung Stadtwald und Kernfläche Naturschutz stehen sich in diesem Fall nicht im Weg. Für den Eremiten relevanter ist jedenfalls die Holzernste, denn die Bedeutung Forst oder Nutzwald steht der Bedeutung Kernfläche Naturschutz sehr wohl entgegen. Genau aus diesem Grund wurde die Umwidmung des Eichwaldes von HessenForst vorgenommen. Es ging nicht darum, Freizeitpraktiken zu unterbinden, sondern forstliche Praktiken sollten verschwinden. Da im Eichwald wie in vielen deutschen Wäldern Freizeit- und Forstpraktiken verflochten sind, zum Beispiel über multifunktionale Infrastrukturen von Wegen, verschwanden mit den Forstpraktiken auch viele Freizeitpraktiken. Insbesondere solche, die für das gemeinschaftliche Erleben von Nachbarschaft und Teilhabe an Stadtgesellschaft für die Eichwälder:innen wichtig waren. An dem nachfolgenden Konflikt ist folglich auch die Stadtverwaltung in Gestalt des UGA beteiligt, denn Fragen von Teilhabe an Entscheidungen über das direkte Lebensumfeld fallen in Städten unter das Aufgabenspektrum der Stadtverwaltung. Aus dem Eichwald-Beispiel lassen sich einige Punkte ableiten, die bei der Behandlung von Biodiversitätsbelangen in Städten berücksichtigt werden können, um das Konfliktpotenzial von Flächenumwidmungen gering zu halten:

- Unabhängig von Eigentumsverhältnissen können lokale Verflechtungen von Räumen und Alltagspraktiken auf Praktikenebene erhoben und bereits in der Vorbereitung von Umwidmungsverfahren im Sinne des Biodiversitäts- und Naturschutzes mit aufgenommen werden.
- Aus den erhobenen Praktiken-Gefügen lassen sich im Sinne einer Ökologie von Affordanzen Rückschlüsse darüber ziehen, welche Bedeutungen vor Ort vorhanden und besonders relevant sind.
- Mensch-Umwelt-Beziehungen beeinflussen entgegen ihres Namens nicht nur Beziehungen zwischen Menschen und Umwelt, sondern gleichermaßen Beziehungen zwischen Menschen und Institutionen. Deswegen ist es wichtig, im Vorfeld von Umwidmungs- oder auch Umgestaltungsprozessen auszuloten, welche konkreten Beziehungen vor Ort betroffen sein werden, um Möglichkeiten der Zusammenarbeit zwischen Behörden, Verwaltungen, Institutionen und Bürger:innen zu finden.

Der Eichwald Konflikt ist ein Lehrstück darüber, wie globale und lokale Belange nicht einfach als aufeinandertreffend angesehen werden sollten. Ihre Verflechtung benötigt eine integrative, lokal sinnhafte Vermittlungsleistung.

Die Herstellung von Gemeinschaft und Gerechtigkeit spielte in allen drei empirischen Beispielen eine Rolle. In der Klimaküche spiegelte sich ein Ort, an dem einige Menschen Gemeinschaft erfahren konnten. Weil zwischen den Anwesenden Unterschiede im kompetenten Umgang mit essbaren oder ungenießbaren Pflanzen bestanden, entstand immer wieder die Möglichkeit des Dazulernens in einem abgesicherten Gemeinschaftsumfeld. Nichtsdestotrotz wurde auch deutlich, dass genau dieser Gemeinschaftsaspekt für die Verstetigung von klimafreundlichen Ernährungspraktiken im Stadtteil nicht genügt. Die Klimaküche bietet eine temporäre Infrastruktur, in deren Einbettung die „Proto-Praktik“ *Klimakochen* erprobt werden kann. Da aber nicht das Kochen an sich, sondern das Gemeinschaftserleben im Mittelpunkt stand, bleiben die Aussichten für die Stabilisierung des *Klimakochens* abzuwarten. Aus den Beobachtungen der Klimaküche lassen

sich weitere Schlüsse für die Potenziale von klimafreundlichen Praktiken ziehen:

- Weil bereits hinlänglich bekannt ist, dass Wissen nicht linear in Handeln umgesetzt wird, erscheint die Betrachtung von Ernährungspraktiken aussichtsreicher als der Blick auf Wissenstransfer.
- Klimafreundliche Ernährungspraktiken können nicht gezielt verbreitet werden, denn eine Stabilisierung von „Proto-Praktiken“ zu Praktiken erfolgt in einem unplanbaren, kontingenten Prozess, der durch vielerlei Bedingungen über einen längeren Zeitraum unterstützt werden muss; es müssen die passenden Bedeutungen und Materialitäten zu den in Projekten wie der Klimaküche vermittelten Kompetenzen auch dauerhaft (also über die Projektlaufzeit hinaus) bereitstehen, um sich zu verbinden und eine neue Praktik zu etablieren.
- Mit einer von Praktiken ausgehenden Perspektive können die lokal bestehenden Einbettungen von Alltags erhoben werden und Aufschluss darüber geben, welche Voraussetzungen für das Stabilisieren klimafreundlicher Praktiken geschaffen werden müssen.

Offene und experimentelle Förderformate wie die NKI können durch den Blick auf Praktiken sinnvoll ergänzt werden, indem durch sie die Komplexität von Vor-Ort-Bedingungen erfasst werden kann und Projektformate darauf aufbauend sinnvoll angepasst werden können. Die Klimaküche in Kassel steht exemplarisch für die vielen von der Bundesregierung geförderten Versuche mit temporären Projekten Wissen über klimafreundliche Lebensweisen zu verbreiten und damit Klimaschutz gesellschaftlich zu verankern. Mit der Praktikenperspektive auf so vermittelte Kompetenzen konnte ich zeigen, dass diese Art der Förderung zu wenig beachtet, wie komplexe alltägliche Zusammenhänge von (Un-)Sicherheit und Mensch-Umwelt-Beziehungen im Vordergrund stehen können, auch wenn es eigentlich um Klimaschutz gehen soll.

Dieser Umstand weist darauf hin, dass Mensch-Umwelt-Beziehungen stärker in Klima-Governance einbezogen werden sollten, um Maßnahmen passgenauer zu gestalten. Innerhalb der Klimaanpassung erscheint dieser Schritt schon etwas weiter gegangen zu sein. An der

Grünraumverwaltung in Kassel zeigt sich, wie die multiplen Anforderungen an Städte im Klimawandel auf Stadtgrün projiziert werden. Grün wird zunehmend als wichtige Infrastruktur des städtischen Zusammenlebens verstanden. Über Themen wie Umweltgerechtigkeit und Verteilung von Grün bearbeitet das Kasseler UGA die Herausforderung einer breiteren Einflechtung von Grün in bebaute Stadträumen gemeinsam mit Fragen von Teilhabe und Zugang zu Stadtgrün. In den beiden Hitzesommern während meiner Forschung wird auch Stadtplaner:innen durch eigene körperliche Erfahrungen verdeutlicht, was sie aus planungswissenschaftlichen Erkenntnissen schon länger wissen: Ohne verbreitetes Stadtgrün werden Städte durch Klimawandelfolgen mehr und mehr unerträglich und gesundheitsschädlich überhitzen. Doch Stadtgrün als einfaches Ding in Räume einzubinden genügt nicht. Stadtgrün lebt mit uns in Städten zusammen und ist gleichfalls betroffen von Klimawandelfolgen. Seine Betroffenheit artikuliert es über sichtbares, trockenheitsbedingtes Leiden, das politische Relevanz entfaltet, weil Klimaanpassung ohne Stadtgrün nicht möglich erscheint. Folglich sind auch im Bereich Klimaanpassung Mensch-Umwelt-Beziehungen von großem Interesse. Mit den Ausführungen zu Verflechtungen zwischen der vitalen Materie Stadtgrün und ihrer wirkmächtigen Herausforderung von Pflege- und Gestaltungspraktiken konnte ich aufzeigen, wie materielle Bedingungen sich durch global wirksamen Klimawandel vor Ort verändern und über herausgeforderte Praktiken Einfluss nehmen auf Beziehungen zwischen Mensch und Umwelt in Städten. Für eine lokale Klima-Governance in Städten lässt sich daraus auf einige Empfehlungen schließen:

- Stadtgrün kann als Grüne Infrastruktur betrachtet nicht nur einen Beitrag zu Klimaanpassung leisten, sondern auch zu Umweltgerechtigkeit und Gesundheit der Bürger:innen.
- Durch die multiplen Anforderungen an Räume scheint es aber notwendig, nicht nur eine infrastrukturelle, sondern stärker auch eine lebensweltliche Perspektive auf Grünräume zu werfen.
- Die integrative Betrachtungsweise von Praktiken unterstützt dabei, lebensweltliche Bedürfnisse von Bürger:innen und von Stadtgrün gemeinsam zu betrachten und daraus Gestaltungsweisen für Grün-

räume zu erarbeiten, die die heterogene Bedürfnisse unter dem Gesichtspunkt des sozial-ökologischen Zusammenlebens berücksichtigen.

Die Stadtgrünverwaltung in Kassel ist beispielhaft für die vielfältigen Aufgaben und Herausforderungen, vor denen Städte generell stehen. Durch Klimawandel und Biodiversitätsverlust werden weitere Perspektiven und Anforderungen an Stadträume eingebracht, die in bestehende Formen von Stadtgestaltung und -verwaltung eingebunden werden müssen.

Ausblick: sozial- und kulturwissenschaftliche Hinweise für Biodiversitäts- und Klimawandelbelange in Städten

Unter der Annahme, dass in Städten mehr Flächen für Stadtnatur gebraucht werden, um auch menschliches Zusammenleben erträglich zu erhalten, ergibt sich die Schlussfolgerung, durch weiche Governanceformen Trennlinien zwischen ökologischen und sozialen Belangen nicht aufkommen zu lassen, und eine Gegenüberpositionierung zu verhindern.

Unter dem Thema Klimawandel steht Stadtgrün, also jegliche Art von Pflanzen in urbanen Siedlungen im Mittelpunkt. Über Tiere in der Stadt wurde mir gegenüber im Bezug auf Klimawandel kaum gesprochen. Insbesondere die Verbindung mit Biodiversitätsthemen in sozial-ökologischen Stadträumen eröffnet und erfordert allerdings eine intensive Einbeziehung auch tierischer Belange. So wird deutlich, dass der nächste Entwicklungsschritt, der sich im Konglomerat von Planung, Verwaltung und Politik andeutet, der Gedanke eines *multispecies*-Zusammenlebens in Städten ist. Während urbane *multispecies*-Ansätze sich zumeist auf Tier-Mensch-Verhältnisse stützen (vgl. Becker, Roscher, Weisser u. a. 2017; Filipović 2019; Shingne 2020; Sørensen 2020) konnte ich mit dem Fokus auf Stadtgrün die bestehenden Mensch-Pflanzen-Verflechtungen aufzeigen, die die Veränderungen des städtischen Zusammenlebens unter den Bedingungen von Biodiversitätsverlust und Klimawandel prägen. Aus der Zusammenführung von beiden könnte sich eine für den Umgang mit Klimawandel notwendige und hilfreiche Perspektive entwickeln.

Aus den in dieser Arbeit untersuchten empirischen wie theoretischen Perspektiven lässt sich erkennen, dass die kompetente Handhabung von Mensch-Umwelt-Beziehungen zunehmend wichtiger wird. In Städten überlagern sich Fragen von Umweltgerechtigkeit durch Abkühlung, von Biodiversitätserhalt durch Naturschutz, von Klimaschutz durch Emissionsminderung und von Klimaanpassung durch schattige Stadträume. Um dieser komplexen Herausforderungslage zu begegnen zeigt sich ein immer stärkeres Verständnis von Stadt als sozial-ökologischem Lebensraum bei Bürger:innen ebenso wie bei Stadtplaner:innen und Stadtverwaltung. Aktuell sind Veränderungsprozesse im Hinblick auf den Umgang mit sozial-ökologischen Belangen mit der Schwierigkeit konfrontiert, passende Kompromisslösungen für konkrete Maßnahmen auf lokaler Ebene zu finden. Der Blick auf Praktiken-Gefüge, wie er in dieser Arbeit dargelegt wurde, kann dabei unterstützen eine komplexe, aber handhabbare Übersicht über Vor-Ort-Bedingungen zu erhalten, um sie für die Gestaltung lokaler Klima-Governance und angrenzender Themen zu nutzen.

In meiner Forschung hat sich dreierlei herausgestellt: Naturbilder sind ausschlaggebend für die Gestaltung von Mensch-Umwelt-Beziehungen. Unklarheiten über die für Mensch und Natur angemessene Gestaltung von sozial-ökologischen Lebensräumen führen zu Konflikten. Diese Konflikte können durch Mittler:innenpositionen gelöst werden. Es lässt sich daraus schlussfolgern, dass eine frühzeitige Einbindung von zwischen vielfältigen Perspektiven vermittelnden Positionen helfen kann derlei Konflikte zu verhindern.

Liste der Interviews

Gesamtübersicht der geführten Interviews und Go-Alongs(*):

Nr.	Termin	Interviewte Person
1	28.06.2018, 10.00 Uhr	Bewohner Unterneustadt(*)
2	04.09.2018, 12.00 Uhr	Mitglied Selbsternte Wiener Straße
3	12.06.2019, 16.00 Uhr	Stadtteilplanerin, Bauamt
4	14.06.2019, 10.00 Uhr	Mitarbeiterin Abteilung Umweltplanung
5	24.06.2019, 15.00 Uhr	Mitglied Ortsbeirat Bettenhausen(*)
6	28.06.2019, 15.00 Uhr	Mitglied Ortsbeirat Bettenhausen
7	03.07.2019, 11.00 Uhr	Mitarbeiter HessenForst(*)
8	04.07.2019, 14.00 Uhr	Mitglied Essbare Stadt
9	09.07.2019, 10.00 Uhr	4 Ehrenamtliche von Erinnerungen im Netz(*)
10	11.07.2019, 15.30 Uhr	Mitarbeiterin Umwelt- und Gartenamt
11	26.07.2019, 10.00 Uhr	Anwohner und Holznutzer Eichwald(*)
12	31.07.2019, 13.30 Uhr	Mitglied Essbare Stadt
13	06.08.2019, 16.00 Uhr	Mitglied Essbare Stadt
14	14.08.2019, 14.00 Uhr	Mitarbeiter Grünflächenamt
15	20.08.2019, 14.30 Uhr	Anwohnende Eichwald(*)
16	21.08.2019, 10.00 Uhr	Mitarbeiterin Abteilung Umweltplanung
17	26.08.2019, 12.30 Uhr	Stadtplaner in privatem Planungsbüro
18	28.08.2019, 15.00 Uhr	Mitglied BUND Kassel
19	02.09.2019, 10.00 Uhr	Bewohnerin Stadtteil Phillipinenhof-Wartenberg(*)
20	02.09.2019, 19.30 Uhr	Bewohnerin Stadtteil Bad Wilhelmshöhe(*)
21	09.09.2019, 10.00 Uhr	Bewohner Stadtteil Bettenhausen(*)
22	11.09.2019, 17.00 Uhr	Bewohnerin Stadtteil Mitte(*)
23	17.09.2019, 18.00 Uhr	Bewohnerin Stadtteil Nordstadt(*)
24	30.10.2019, 16.30 Uhr	Mitarbeiter Abteilung Freiraumplanung
25	15.11.2019, 14.00 Uhr	Mitarbeiter Dezernat für Stadtentwicklung, Bauen und Umwelt
26	10.12.2019, 18.30 Uhr	Landschaftsplaner in privater Agentur (Leitung)

Literatur

- Abram, Simone (2011). *Culture and planning*. Farnham: Ashgate.
- Adeli, Jelena (2017). *Grüne Verflechtungen. Naturschutz und Politiken der Zugehörigkeit in Kap Verde*. Bielefeld: transcript.
- Adger, Neil (2000). „Social and ecological resilience: are they related?“ In: *Progress in Human Geography* 24 (3), S. 347–364.
- Alford, John und Brian W. Head (2017). „Wicked and less wicked problems: a typology and a contingency framework“. In: *Policy and Society* 36 (3), S. 397–413.
- Amin, Ash und Nigel Thrift (2002). *Cities: Reimagining the Urban*. Cambridge u. a.: Polity.
- Anderson, Ben (2011). „Rezension zu: Bennett, Jane (2010). *Vibrant Matter: A political ecology of things*. Durham: Duke University Press“. In: *Dialogues in Human Geography* 1 (3), S. 393–396.
- Anguelovski, Isabelle (2015). „Urban Gardening“. In: *Degrowth: a vocabulary for a new era*. Hrsg. von Giacomo D’Alisa, Federico Demaria und Giorgos Kallis. New York u. a.: Routledge, S. 192–195.
- Antoni-Komar, Irene (2016). „Urban Gardening, Food Coops, Community Supported Agriculture: Transformative Wirtschaftsformen – Konsumpraktiken – Marktbeziehungen“. In: *Haushalt in Bildung und Forschung* (6), S. 82–96.
- (2018). „Postwachstumsökonomie und urbane Subsistenz – Alternativen für eine zukunftsfähige Gesellschaft?“ In: *Haushalt in Bildung und Forschung* 7 (2), S. 62–74.
- Appadurai, Arjun (1990). „Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy“. In: *Theory, Culture & Society* 7, S. 295–310.
- Appelt, Martin, Bjarne Grønnow und Kirsten Hastrup (2018). „Historical and archaeological records as proxies for the dynamics of the North Water Ecosystem“. In: *North Water Polynya Conference – White Paper*. Aarhus: Aarhus University, S. 50–55.
- Atkinson, Paul, Amanda Coffey, Sara Delamont, John Lofland und Lyn Lofland, Hrsg. (2007). *Handbook of Ethnography*. Los Angeles u. a.: Sage.

- Atteslander, Peter (2010). *Methoden der empirischen Forschung*. 13. Aufl. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Baasch, Stefanie, Sybille Bauriedl, Simone Hafner und Sandra Weidlich (2012). „Klimaanpassung auf regionaler Ebene: Herausforderungen einer regionalen Klimawandel-Governance“. In: *Raumforschung und Raumordnung* 70, S. 191–201.
- Baldwin, Cathy und Robin King (2017). *Social sustainability, climate resilience and community-based urban development. What about the people?* London und New York: Routledge.
- Bareither, Christoph (2020). „Affordanz“. In: *Kulturtheoretisch argumentieren*. Hrsg. von Timo Heimerdinger und Markus Tauschek. Münster, New York: Waxmann, S. 32–55.
- Barnard, Alan (2000). *History and Theory in Anthropology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Barry, Andrew, Georgina Born und Gisa Weszkalny (2008). „Logics of interdisciplinarity“. In: *Economy and Society* 37 (1), S. 20–49.
- Barth, Frederik (2002). „An Anthropology of Knowledge“. In: *Current Anthropology* 43, S. 1–18.
- Barth, Thomas und Anna Henkel, Hrsg. (2020). *10 Minuten Soziologie: Nachhaltigkeit*. Bielefeld: transcript.
- Bateson, Gregory (1994). *Ökologie des Geistes. Anthropologische, biologische und epistemologische Perspektiven*. 5. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bauriedl, Sybille, Christoph Görg und Stefanie Baasch (2013). „Klimawandel-Governance: Anpassung politischer Strukturen an Herausforderungen des regionalen Klimawandels“. In: *Regionale Klimaanpassung. Herausforderungen – Lösungen – Hemmnisse – Umsetzungen am Beispiel Nordhessens*. Hrsg. von Alexander Roßnagel. Kassel: Kassel University Press, S. 525–567.
- Beck, Silke (2004). „Localizing Global Change in Germany“. In: *Earthly politics: local and global in environmental governance*. Hrsg. von Sheila Jasanoff und Marybeth Martello. Cambridge, Mass: MIT Press, S. 173–194.
- Beck, Stefan (1997). *Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte*. Berlin: Akademie Verlag.

- (2001). „Verwissenschaftlichung des Alltags? Volkskundliche Perspektiven am Beispiel der Ernährungskultur“. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 97 (2), S. 213–229.
- (2008). „Natur – Kultur: Überlegungen zu einer relationalen Anthropologie“. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 104 (2), S. 161–199.
- Beck, Ulrich (1986). *Risikogesellschaft: auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (2007). *Weltrisikogesellschaft: auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Becker, Siegfried, Mieke Roscher, Wolfgang W. Weisser, Clemens Wischermann und Anna-Katharina Wöbse (2017). *Urbane Tier-Räume*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Belina, Bernd, Norbert Gestring, Wolfgang Müller und Detlev Sträter (2011). „Einleitung“. In: *Urbane Differenzen. Disparitäten innerhalb und zwischen Städten*. Hrsg. von Bernd Belina, Norbert Gestring, Wolfgang Müller und Detlev Sträter. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 7–13.
- Bennett, Jane (2010). *Vibrant Matter: A Political Ecology of Things*. Durham, London: Duke University Press.
- (2020). *Lebhafte Materie. Eine politische Ökologie der Dinge*. 2. Aufl. Berlin.
- Berger, Peter und Thomas Luckmann (1991). *The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge*. 25. Aufl. London u. a.: Penguin Books.
- Bernhardt, Christoph (2001). „Umweltprobleme in der neueren europäischen Stadtgeschichte“. In: *Environmental Problems in European Cities in the 19th and 20th Century*. Hrsg. von Christoph Bernhardt. Bd. 14. Cottbusser Studien zur Geschichte von Technik, Arbeit und Umwelt. Münster, New York: Waxmann, S. 5–23.
- BfN, Bundesamt für Naturschutz (2017). *Bundeskonzept Grüne Infrastruktur. Grundlagen des Naturschutzes zu Planungen des Bundes*. Bonn.
- Bieler, Patrick, Milena D. Bister, Janine Hauer, Martina Klausner, Jörg Niewöhner, Christine Schmid und Sebastian von Peter (2021).

- „Distributing Reflexivity through Co-laborative Ethnography“. In: *Journal of Contemporary Ethnography* 50 (1), S. 77–98.
- Bischoff, Christine und Karoline Oehme-Jüngling (2014). „Fragestellungen entwickeln“. In: *Methoden der Kulturanthropologie*. Hrsg. von Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber. Bern: Haupt, S. 32–52.
- Blue, Stanley und Nicola Spurling (2017). „Qualities of connective tissue in hospital life. How complexes of practices change over time.“ In: *The nexus of practice: Connections, constellations and practitioners*. Hrsg. von Allison Hui, Theodore R. Schatzki und Elizabeth Shove. London, New York: Routledge, S. 24–37.
- BMU, Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit (2018). *Masterplan-Kommunen: Vorbilder für den Klimaschutz*. Berlin.
- (2019a). *Klimaschutzprogramm 2030 – Maßnahmen zur Erreichung der Klimaschutzziele 2030*. Berlin.
- (2019b). *Masterplan Stadtnatur. Maßnahmenprogramm der Bundesregierung für eine lebendige Stadt*. Berlin.
- (2020a). *Klimaschutz in Zahlen. Fakten, Trends und Impulse deutscher Klimapolitik*. Berlin.
- (2020b). *Naturbewusstsein 2019: Bevölkerungsumfrage zu Natur und biologischer Vielfalt*. Berlin.
- (2021). *Über die Initiative. Ziele und Aufgaben*. URL: <https://www.klimaschutz.de/de/ueber-die-initiative/ziele-und-aufgaben> (besucht am 23. 12. 2021).
- BMUB, Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (2007). *Nationale Strategie zur biologischen Vielfalt*. Berlin.
- (2015). *Grün in der Stadt – Für eine lebenswerte Zukunft. Grünbuch Stadtgrün*. Berlin.
- (2016). *Klimaschutzplan 2050: Klimaschutzpolitische Grundsätze und Ziele der Bundesregierung*. Berlin.
- (2017a). *Klimaschutz in Zahlen. Fakten, Trends und Impulse deutscher Klimapolitik*. Berlin.

- (2017b). *Weißbuch Stadtgrün. Grün in der Stadt – Für eine lebenswerte Zukunft*. Berlin.
- Böcher, Michael und Ralf Nordbeck (2014). „Klima-Governance: Die Interaktion und Koordination von Akteuren, Ebenen und Sektoren als klimapolitische Herausforderung“. In: *dms – Zeitschrift für Public Policy, Recht und Management* 7 (2), S. 253–268.
- Boghrat, Jasmin (2018). „Klimawandel: Praktiken der Wissensproduktion in deutschen Verwaltungen“. In: *Öffentliche Gesellschaftswissenschaften. Grundlagen, Anwendungsfelder und neue Perspektiven*. Hrsg. von Stefan Selke und Annette Treibel. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 225–236.
- Bogner, Alexander, Beate Littig und Wolfgang Menz (2014). *Interviews mit Experten. Eine praxisorientierte Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Bogusz, Tanja (2018). *Experimentalismus und Soziologie. Von der Krisen- zur Erfahrungswissenschaft*. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag.
- Böhme, Christa, Thomas Franke und Thomas Preuß (2019). *Umsetzung einer integrierten Strategie zu Umweltgerechtigkeit – Pilotprojekt in deutschen Kommunen*. Abschlussbericht. Dessau-Roßlau: Umweltbundesamt.
- Boholm, Åsa (2005). „Greater good in transit: The unwieldy career of a Swedish rail tunnel project“. In: *Focaal: Journal of Global and Historical Anthropology* (46), S. 21–35.
- (2009). „Speaking of Risk: Matters of Context“. In: *Environmental Communication* 3 (3), S. 335–354.
- (2010). „On the organizational practice of expert-based risk management: A case of railway planning“. In: *Risk Management* 12 (4), S. 235–255.
- (2013). „From within a community of planners: Hypercomplexity in railway design work“. In: *Elusive promises: Planning in the contemporary world*. Hrsg. von Simone Abram und Gisa Weszkalnys. New York: Berghahn Books, S. 57–75.
- Boholm, Åsa und Hervé Corvellec (2011). „A Relational Theory of Risk“. In: *Journal of Risk Research* 14 (2), S. 175–190.

- Boholm, Åsa, Annette Henning und Amanda Krzyworzeka (2013). „Anthropology and decision making: An introduction“. In: *Focaal: Journal of Global and Historical Anthropology* 65, S. 97–113.
- Bourdieu, Pierre (1972). *Esquisse d'une théorie de la pratique, précédé de trois études d'ethnologie kabyle*. Genf: Librairie Droz.
- (1976). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der Kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (2016). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. 25. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre, Jean-Claude Chamboderon und Jean-Claude Passeron (1991). „Einleitung: Wissenschaftstheorie und Methodenlehre“. In: *Soziologie als Beruf*. Hrsg. von P. Bourdieu, Jean-Claude Chamboderon und Jean-Claude Passeron. Berlin: De Gruyter, S. 1–36.
- Boyer, Dominic (2005). „The corporeality of expertise“. In: *Ethnos* 70 (2), S. 243–266.
- Brand, Karl-Werner (2011). „Umweltsoziologie und der praxistheoretische Zugang“. In: *Handbuch Umweltsoziologie*. Hrsg. von Matthias Groß. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 173–198.
- Brand, Ulrich und Markus Wissen (2017). *Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus*. 6. Aufl. München: Oekom.
- Bredella, Nathalie und Chris Dähne (2013). *Infrastrukturen des Urbanen. Soundscapes, Landscapes, Netscapes*. Bielefeld: transcript.
- Breidenstein, Georg, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff und Boris Nieswand (2015). *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*. 2. Aufl. Konstanz, München: UVK.
- Brenner, Neil, David J. Madden und David Wachsmuth (2011). „Assemblage Urbanism and the Challenges of Critical Urban Theory“. In: *City*. 15 (2), S. 225–240.
- Breuste, Jürgen (2019). *Die Grüne Stadt. Stadtnatur als Ideal, Leistungsträger und Konzept für Stadtgestaltung*. Berlin, Heidelberg: Springer Spektrum.

- Brown, Mark B. (2018). „Speaking for Nature: Hobbes, Latour, and the Democratic Representation of Nonhumans“. In: *Science & Technology Studies* 31 (1), S. 31–51.
- Bruckner, Martin, Stefan Giljum, Günther Fischer, Sylvia Tramberend, Stephanie Wunder und Timo Kaphengst (2017). *Entwicklung von konsumbasierten Landnutzungsindikatoren*. Texte 81/2017. Dessau-Roßlau: Umweltbundesamt.
- Brunner, Karl-Michael (2019). „Nachhaltiger Konsum und die sozial-ökologische Transformation: Die sozialen Praktiken ändern, nicht die Individuen!“ In: *Das transformative Potenzial von Konsum zwischen Nachhaltigkeit und Digitalisierung. Chancen und Risiken*. Hrsg. von Renate Hübner und Barbara Schmon. Wiesbaden: Springer VS, S. 23–35.
- Bulkeley, Harriet, Simon Marvin, Yuliya Voytenko Palgan, Kes McCormick, Marija Breitfuss-Loidl, Lindsay Mai, Timo von Wirth und Niki Frantzeskaki (2018). „Urban living laboratories: Conducting the experimental city?“ In: *European Urban and Regional Studies* 26 (4), S. 317–335.
- Bundesregierung (2008). *Deutsche Anpassungsstrategie an den Klimawandel*. Berlin.
- Bürgin, Reto (2019). „Lucius Burckhardt als Vordenker eines sozio-materiellen Raumverständnisses“. In: *Planung ist unsichtbar. Stadtplanung zwischen relationaler Designtheorie und Akteur-Netzwerk-Theorie*. Hrsg. von Monika Kurath und Reto Bürgin. Bielefeld: transcript, S. 39–66.
- Callon, Michel (1986). „Some Elements of a Sociology of Translation. Domestication of the Scallops and the Fishermen of St. Brieuc Bay“. In: *Power, Action and Belief: A New Sociology of Knowledge*. Hrsg. von John Law. London: Routledge & Kegan Paul, S. 196–233.
- Campbell, Elizabeth und Luke E. Lassiter (2015). *Doing Ethnography Today*. London u. a.: Wiley.
- Carse, Ashley (2012). „Nature as infrastructure: Making and managing the Panama Canal watershed“. In: *Social Studies of Science* 42 (4), S. 539–563.

- Cass, Noel, Tim Schwanen und Elizabeth Shove (2018). „Infrastructures, intersections and societal transformations“. In: *Technological Forecasting and Social Change* 137, S. 160–167.
- Certeau, Michel de (1984). *The Practice of Everyday Life*. Berkeley: University of California Press.
- Chiapello, Eve und Anita Engels (2021). „The fabrication of environmental intangibles as a questionable response to environmental problems“. In: *Journal of Cultural Economy* 14 (5), S. 517–532.
- Christmann, Gabriela, Karsten Balgar und Nicole Mahlkow (2014). „Local Constructions of Vulnerability and Resilience in the Context of Climate Change. A Comparison of Lübeck and Rostock“. In: *Social Sciences* 3 (1), S. 142–159.
- Christmann, Gabriela, Thorsten Heimann, Nicole Mahlkow und Karsten Balgar (2012). „Klimawandel als soziale Konstruktion? Über unterschiedliche Wahrnehmungsweisen zukünftiger Klimarisiken in Küstenregionen“. In: *Zeitschrift für Zukunftsforschung* 1 (1), S. 20–36.
- Church, Sarah P. (2015). „Exploring Urban Bioregionalism: a synthesis of literature on urban nature and sustainable patterns of urban living“. In: *Surveys and Perspectives Integrating Environment and Society* 7 (1).
- Claßen, Thomas (2018). „Urbane Grün- und Freiräume – Ressourcen einer gesundheitsförderlichen Stadtentwicklung“. In: *Planung für gesundheitsfördernde Städte*. Hrsg. von Sabine Baumgart, Heike Köckler, Anne Ritzinger und Andrea Rüdiger. Hannover: Akademie für Raumforschung und Landesplanung, S. 297–313.
- Claßen, Thomas und Maxie Bunz (2018). „Einfluss von Naturräumen auf die Gesundheit – Evidenzlage und Konsequenzen für Wissenschaft und Praxis“. In: *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz* 61 (6), S. 720–728.
- Clifford, James (1986). „Partial Truths“. In: *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Hrsg. von James Clifford und George E. Marcus. Berkeley: University of California Press, S. 1–25.
- Cohen, Emma (2010). „Anthropology of knowledge“. In: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 16, S. 193–202.

- Connor, Linda (2016). *Climate Change and Anthropos*. London: Routledge.
- Cook, Ian R. und Erik Swyngedouw (2014). „Cities, nature and sustainability“. In: *Cities & social change. Encounters with contemporary urbanism*. Hrsg. von Ronan Paddison und Eugene McCann. London u. a.: Sage, S. 168–185.
- Crate, Susan (2011). „Climate and Culture: Anthropology in the Era of Contemporary Climate Change“. In: *Annual Review of Anthropology* 40 (1), S. 175–194.
- (2019). *Indigenous Knowledge and Local Knowledge. IPCC report 'Special Report on the Ocean and Cryosphere in a Changing Climate (SROCC): 1-35-1-40*.
- Crate, Susan und Mark Nuttall (2009). *Anthropology and Climate Change: From Encounters to Actions*. London, New York: Routledge.
- (2016). *Anthropology and Climate Change: From Actions to Transformations*. New York: Routledge.
- Crick, Malcom R. (1982). „Anthropology of Knowledge“. In: *Annual Review of Anthropology* 11, S. 287–313.
- Daily, Gretchen (1997). *Nature's Services: Societal Dependence on Natural Ecosystems*. Washington D.C.: Island Press,
- Daněk, Petr und Petr Jehlička (2021). „Quietly degrowing. Food self-provisioning in Central Europe“. In: *Food for degrowth: perspectives and practices*. Hrsg. von Anitra Nelson und Ferne Edwards. Abingdon, New York: Routledge, S. 33–44.
- de Certeau, Michel (1988). „Gehen in der Stadt“. In: *Die Kunst des Handelns*. Berlin: Merve, S. 179–208.
- de Wit, Sara und Sophie Haines (2021). „Climate change reception studies in anthropology“. In: *WIREs Climate Change*, e742.
- de Wit, Sara, Arno Pascht und Michaela Haug (2020). „Translating Climate Change – Anthropology and the Travelling Idea of Climate Change“. In: *Sociologus* 68 (1), S. 1–20.
- Descola, Philippe (2013). *Jenseits von Natur und Kultur*. Suhrkamp.
- Dhar, Tapan K. und Luna Khirfan (2017). „Climate change adaptation in the urban planning and design research: missing links and

- research agenda“. In: *Journal of Environmental Planning and Management* 60 (4), S. 602–627.
- Diemberger, Hildegard, Kirsten Hastrup, Simon Schaffer u. a. (2012). „Communicating Climate Knowledge“. In: *Current Anthropology* 53 (2), S. 226–244.
- Dietzsch, Ina (2017). „Klimawandel. Kulturanthropologische Perspektiven darauf, wie ein abstrakter Begriff erfahrbar gemacht wird“. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 113 (1), S. 21–39.
- Douglas, Mary (1969). *Natural Symbols: Explorations in Cosmology*. London: Routledge/Kegan Paul.
- (2002). *Purity and Danger: An Analysis of the Concept of Pollution and Taboo*. London, New York: Routledge.
- Drolet, Julie L. (2021). „Societal adaptation to climate change“. In: *The Impacts of Climate Change*. Hrsg. von Trevor M. Letcher. Elsevier, S. 365–377.
- Edwards, Gareth und Harriet Bulkeley (2018). „Heterotopia and the urban politics of climate change experimentation“. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 36 (2), S. 350–369.
- Edwards, Paul N. (2006). „Meteorology as Infrastructural Globalism“. In: *Osiris* 21 (1), S. 229–250.
- (2010). *A vast machine: computer models, climate data, and the politics of global warming*. Cambridge, Mass: MIT Press.
- (2019). „Infrastructuration: On Habits, Norms and Routines as Elements of Infrastructures“. In: *Thinking Infrastructure*. Hrsg. von Martin Kornberger, Geoffrey C. Bowker, Julia Elyachar, Andrea Mennicken, Peter Miller, Joanne Randa Nucho und Neil Pollock. Bingley: Emerald Publishing, S. 355–366.
- EEA, European Environment Agency (2012). *Climate change, impacts and vulnerability in Europe 2012: an indicator based report*. Kopenhagen.
- (2017). *Climate change, impacts and vulnerability in Europe 2016: an indicator based report*. Luxembourg.
- Emerson, Robert M., Rachel I. Fretz und Linda L. Shaw, Hrsg. (2011). *Writing Ethnographic Fieldnotes*. 2. Aufl. Chicago, London: University of Chicago Press.

- Engels, Anita (2019). „How should we ask questions about the social status of climate change knowledge?“ In: *WIREs Climate Change* 10 (4), S. 1–5.
- Engels, Anita, Martin Wickel, Jörg Knieling, Nancy Kretschmann und Kerstin Walz (2018). „Lokale Klima-Governance im Mehrebenensystem: formale und informelle Regelungsformen“. In: *Hamburger Klimabericht – Wissen über Klima, Klimawandel und Auswirkungen in Hamburg und Norddeutschland*. Hrsg. von Hans von Storch, Insa Meinke und Martin Claußen. Berlin, Heidelberg: Springer, S. 265–282.
- Engels, Jens (2006). *Naturpolitik in der Bundesrepublik. Ideenwelt und politische Verhaltensstile in Naturschutz und Umweltbewegung 1950–1980*. Paderborn: Schöningh.
- Engels, Jens Ivo, Nina Janich, Jochen Monstadt und Dieter Schott, Hrsg. (2017). *Nachhaltige Stadtentwicklung. Infrastrukturen, Akteure, Diskurse*. Interdisziplinäre Stadtforschung. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Eriksen, Thomas Hylland (2021). „Climate Change“. In: *Cambridge Encyclopedia of Anthropology*. Hrsg. von Felix Stein, Joel Robbins, Rupert Stasch, Matei Candea, Andrew Sanchez, Sian Lazar und Hildegard Diemberger.
- Ernst, Andreas (1997). *Ökologisch-soziale Dilemmata: psychologische Wirkmechanismen des Umweltverhaltens*. Weinheim: Beltz.
- Ernst, Andreas, Friedrich Krebs, Ramune Pansa und Sascha Holzhauser (2013). „Klimaanpassung in der nordhessischen Bevölkerung: individuelle Wahrnehmungen, Bereitschaft zur Anpassung und kollektive Dynamiken“. In: *Regionale Klimaanpassung. Herausforderungen – Lösungen – Hemmnisse – Umsetzungen am Beispiel Nordhessens*. Hrsg. von Alexander Roßnagel. Kassel: Kassel University Press, S. 569–591.
- Essl, Franz und Wolfgang Rabitsch, Hrsg. (2013). *Biodiversität und Klimawandel. Auswirkungen und Handlungsoptionen für den Naturschutz in Mitteleuropa*. Berlin, Heidelberg: Springer Spektrum.
- Europäische Kommission (2001). *Mitteilung der Kommission Nachhaltige Entwicklung in Europa für eine bessere Welt: Strategie*

- der Europäischen Union für die nachhaltige Entwicklung (Vorschlag der Kommission für den Europäischen Rat in Göteborg) (KOM/2001/0264 endg.)* Brüssel: Europäische Kommission.
- Europäische Kommission (2011). *MITTEILUNG DER KOMMISSION AN DAS EUROPÄISCHE PARLAMENT, DEN RAT, DEN EUROPÄISCHEN WIRTSCHAFTS- UND SOZIALAUSSCHUSS UND DEN AUSSCHUSS DER REGIONEN Lebensversicherung und Naturkapital: Eine Biodiversitätsstrategie der EU für das Jahr 2020 (KOM/2011/0244 endg.)* Brüssel: Europäische Kommission.
- Europäisches Parlament und Rat der Europäischen Union (2009). *Richtlinie 2009/147/EG des Europäischen Parlaments und des Rates vom 30. November 2009 über die Erhaltung der wildlebenden Vogelarten*. Straßburg: Rat der Europäischen Union.
- Evans, James und Phil Jones (2011). „The walking interview: Methodology, mobility and place“. In: *Applied Geography* 31 (2), S. 849–858.
- Färber, Alexa (2013). „Anthropologie der Stadt und/oder Akteurnetzwerkforschung?“ In: *Reziproke Räume. Texte zur Kulturanthropologie und Architektur*. Hrsg. von Johanna Rolshoven und Manfred Omahna. Marburg: Jonas Verlag, S. 50–64.
- Fariás, Ignacio (2011). „Ensamblajes urbanos: la TAR y el examen de la ciudad“. In: *Athenea Digital* 11 (1), S. 15–40.
- Fariás, Ignacio und Thomas Bender, Hrsg. (2010). *Urban Assemblages. How Actor-Network Theory Changes Urban Studies*. Abingdon, New York: Routledge.
- Fenske, Michaela (2016). „Andere Tiere, andere Menschen, andere Welt? Human-Animal Studies als Chance für neue Perspektiven, erweiterte Methoden und fruchtbare interdisziplinäre Zusammenarbeit – Ein Kommentar“. In: *Den Fährten folgen. Methoden interdisziplinärer Tierforschung*. Hrsg. von Forschungsschwerpunkt Tier – Mensch – Gesellschaft. Bielefeld: transcript, S. 293–309.
- Fichtner, Andreas, Florian Schnabel, Helge Bruelheide, Matthias Kunz, Katharina Mausolf, Andreas Schuldt, Werner Härdtle und Goddert Oheimb (2020). „Neighbourhood diversity mitigates

- drought impacts on tree growth“. In: *Journal of Ecology* 108 (3), S. 865–875.
- Filipović, Andrija (2019). „Three bugs in the city: urban ecology and multispecies relationality in postsocialist Belgrade“. In: *Contemporary Social Science* 16 (1), S. 29–42.
- Fine, Gary Alan (1992). „The Culture of Production: Aesthetic Choices and Constraints in Culinary“. In: *American Journal of Sociology* 97 (5), S. 1268–1294.
- Flitner, Michael (2017). „Grüne Infrastruktur und die Erneuerung städtischer Naturen“. In: *Infrastrukturen der Stadt*. Hrsg. von Michael Flitner, Julia Lossau und Anna-Lisa Müller. Wiesbaden: Springer VS, S. 45–64.
- Fopp, David (2021). *Gemeinsam für die Zukunft – Fridays For Future und Scientists For Future: Vom Stockholmer Schulstreik zur weltweiten Klimabewegung*. Bielefeld: transcript.
- Fried, Johannes und Thomas Kailer, Hrsg. (2003). *Wissenskulturen. Beiträge zu einem forschungsstrategischem Konzept*. Berlin: Akademie Verlag.
- Friedrich, Thomas (2017). *Die Lokalisierung des Klimawandels auf den Philippinen. Rezeption, Reproduktion und Kommunikation des Klimawandeldiskurses auf Palawan*. Wiesbaden: Springer.
- Fröhberg, Ulrich (2013). *Die Kasseler Straßenbahn*. Reihe: Auf Schienen unterwegs. Erfurt: Sutton Verlag.
- Gabrys, Jennifer (2016). *Program earth: environmental sensing technology and the making of a computational planet*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Gagnon, Catherine A. und Dominique Berteaux (2009). „Integrating Traditional Ecological Knowledge and Ecological Science: a Question of Scale“. In: *Ecology and Society* 14 (2: 19).
- Gandy, Matthew (2006). „Urban nature and the ecological imaginary“. In: *In the nature of cities: urban political ecology and the politics of urban metabolism*. Hrsg. von Nik Heynen, Maria Kaika und Erik Swyngedouw. London: Routledge, S. 62–72.

- Gandy, Matthew (2019). „The fly that tried to save the world: Saproxylic geographies and other-than-human ecologies“. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 44 (2), S. 392–406.
- Gebhard, Ulrich (2010). „Wie wirken Natur und Landschaft auf Gesundheit, Wohlbefinden und Lebensqualität?“ In: *Naturschutz und Gesundheit. Allianzen für mehr Lebensqualität*. Hrsg. von Bundesamt für Naturschutz. Bonn, S. 22–28.
- (2016). „Naturbewusstsein und Naturbilder. Der Ansatz der Alltagsfantasien“. In: *Gesellschaftliche Naturkonzeptionen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 173–194.
- Geiselhart, Klaus, Simon Runkel, Susann Schäfer und Benedikt Schmid (2021). „Praxeologische Feldforschung – Reichweite, Tragweite, Importanz und Relevanz als Analysekatoren“. In: *Geographica Helvetica* 76 (1), S. 51–63.
- Gencer, Ebru, Regina Folorunsho, Megan Linkin u. a. (2018). „Disasters and risk in cities“. In: *Climate Change and Cities: Second Assessment Report of the Urban Climate Change Research Network*. Hrsg. von Cynthia Rosenzweig, William Solecki, Patricia Romero-Lankao, Shagun Mehrotra, Shobhakar Dhakal und Somayya Ali Ibrahim. New York: Cambridge University Press, S. 61–98.
- Geoghegan, Hilary, Alex Arnall und Giuseppe Feola (2019). „Climate and Culture: Taking Stock and Moving Forward“. In: *Climate and Culture. Multidisciplinary Perspectives on a Warming World*. Hrsg. von Giuseppe Feola, Hilary Geoghegan und Alex Arnall. Cambridge: Cambridge University Press, S. 1–18.
- Giddens, Anthony (1984). *The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration*. Cambridge: Polity Press.
- Gläser, Jochen und Grit Laudel (2009). *Experteninterviews und Qualitative Inhaltsanalyse*. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gómez-Baggethun, Erik, Esteve Corbera und Victoria Reyes-García (2013). „Traditional Ecological Knowledge and Global Environmental Change: Research findings and policy implications“. In: *Ecology and Society* 18 (4: 72).

- Gómez-Baggethun, Erik, Åsa Gren, David N. Barton, Johannes Langemeyer, Timon McPhearson, Patrick O'Farrell, Erik Andersson, Zoé Hamstead und Peleg Kremer (2013). „Urban Ecosystem Services“. In: *Urbanization, Biodiversity and Ecosystem Services: Challenges and Opportunities: A Global Assessment*. Hrsg. von Thomas Elmqvist, Michail Fragkias, Julie Goodness u. a. Dordrecht: Springer Netherlands, S. 175–251.
- Gramelsberger, Gabriele (2013). „Die Normalisierung des Katastrophischen am Beispiel des Klimawandels“. In: *Aufbruch ins Unversicherbare: zum Katastrophendiskurs der Gegenwart*. Bielefeld: transcript, S. 277–305.
- Gramelsberger, Gabriele und Johann Feichter, Hrsg. (2011). *Climate Change and Policy*. Berlin Heidelberg: Springer.
- Grasseni, Cristina (2007). „Communities of Practice and Forms of Life. Towards A Rehabilitation of Vision?“ In: *Ways of Knowing. New Approaches in the Anthropology of Knowledge and Learning*. Hrsg. von Marc Harris. New York, Oxford: Berghahn, S. 203–221.
- Greiffenhagen, Christian, Michael Mair und Wes Sharrock (2011). „From Methodology to Methodography: A Study of Qualitative and Quantitative Reasoning in Practice“. In: *Methodological Innovations Online* 6 (3), S. 93–107.
- (2015). „Methodological troubles as problems and phenomena: ethnomethodology and the question of ‘method’ in the social sciences“. In: *The British Journal of Sociology* 66 (3), S. 460–485.
- Grossiord, Charlotte (2019). „Having the right neighbors: how tree species diversity modulates drought impacts on forests“. In: *New Phytologist* 228 (1), S. 42–49.
- Grünberg, Julia, Hiltrud Nieberg und Thomas G. Schmidt (2010). „Treibhausgasbilanzierung von Lebensmitteln (Carbon Footprints): Überblick und kritische Reflektion“. In: *Landbauforschung – vTI Agriculture and Forestry Research* 60 (2), S. 53–72.
- Grunewald, Karsten und Olaf Bastian (2018). „Ökosystemdienstleistungen“. In: *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung*. Hrsg. von Akademie für Raumforschung und Landesplanung. ARL, S. 1677–1683.

- Haan, Gerhard de und Udo Kuckartz (1996). *Umweltbewusstsein: Denken und Handeln in Umweltkrisen*. Opladen: Westdt. Verlag.
- Haase, Dagmar, Sigrun Kabisch, Annegret Haase u. a. (2017). „Greening cities – To be socially inclusive? About the alleged paradox of society and ecology in cities“. In: *Habitat International* 64. Elsevier, S. 41–48.
- Hannah, Matthew (2013). „Attention and the Phenomenological Politics of Landscape“. In: *Geografiska Annaler: Series B. Human Geography* 95 (3), S. 235–250.
- (2015). „Aufmerksamkeit und geographische Praxis“. In: *Geographische Zeitschrift* 103 (3), S. 131–150.
- Hansen, Rieke, Dennis Born, Katharina Lindschulte, Werner Rolf, Robert Bartz, Alice Schröder, Carlo W. Becker, Ingo Kowarik und Stephan Pauleit (2018). *Grüne Infrastruktur im urbanen Raum: Grundlagen, Planung und Umsetzung in der integrierten Stadtentwicklung*. Bd. 503. BfN-Skripten. Bonn: Bundesamt für Naturschutz.
- Haraway, Donna (1988). „Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective“. In: *Feminist Studies* 14 (3), S. 575–599.
- Hargreaves, Tom (2011). „Practice-ing behaviour change: Applying social practice theory to pro-environmental behaviour change“. In: *Journal of Consumer Culture* 11 (1), S. 79–99.
- Harris, Mark (2005). „Riding a Wave: Embodied Skills and Colonial History on the Amazon Floodplain“. In: *Ethnos* 70 (2), S. 197–219.
- Hastrup, Kirsten (2014). „Comparing Climate Worlds: Theorising across Ethnographic Fields“. In: *Grounding Global Climate Change. Contributions from the Social and Cultural Sciences*. Hrsg. von Heike Greschke und Julia Tischler. Dordrecht: Springer Netherlands, S. 139–154.
- (2017). „Collaborative Moments. Expanding the Anthropological Field through Cross-Disciplinary Practice“. In: *Ethnos* 83 (2), S. 316–334.
- Hauer, Janine, Friederike Faust und Beate Binder (2021). „Koopereieren – Kollaborieren – Kuratieren. Zu Formen des Zusammenar-

- beitens in der ethnografischen Forschung“. In: *Berliner Blätter* 83, S. 3–17.
- Hegger, Dries, Machiel Lamers, Annemarie Van Zeijl-Rozema und Carel Dieperink (2012). „Conceptualising joint knowledge production in regional climate change adaptation projects: success conditions and levers for action“. In: *Environmental Science & Policy* 18, S. 52–65.
- Heimann, Thorsten (2017). *Klimakulturen und Raum*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Heinelt, Hubert und Wolfram Lamping (2015). *Wissen und Entscheiden. Lokale Strategien gegen den Klimawandel in Frankfurt am Main, München und Stuttgart*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Heinrichs, Harald (2011). „Soziologie globaler Umwelt- und Nachhaltigkeitspolitik“. In: *Handbuch Umweltsoziologie*. Hrsg. von Matthias Groß. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Springer, S. 628–650.
- Heitger, Anna, Sabine Biedermann und Jörg Niewöhner (2021). „More-Than-Human Eating. Reconfiguring Environment | Body | Mind Relations in the Anthropocene“. In: *Berliner Blätter* 84, S. 35–48.
- Herberg, Jeremias (2020). „Control before Collaborative Research – Why Phase Zero Is Not Co-Designed but Scripted“. In: *Social Epistemology* 34.4, S. 395–407.
- Hess, Sabine und Maria Schwertl (2013). „Vom Feld zur Assemblage? Perspektiven Europäisch-Ethnologischer Methodenentwicklung – eine Hinleitung“. In: *Europäisch-Ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*. Hrsg. von Sabine Hess, Johannes Moser und Maria Schwertl. Berlin: Dieter Reimer Verlag, S. 13–38.
- HessenForst (2011). *Naturschutzleitlinie für den Hessischen Staatswald*. Kassel.
- Hill, Rosemary, Çiğdem Adem, Wilfred V. Alangui u. a. (2020). „Working with Indigenous, local and scientific knowledge in assessments of nature and nature’s linkages with people“. In: *Current Opinion in Environmental Sustainability* 43, S. 8–20.

- Hillebrandt, Frank (2014). *Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hui, Allison, Theodore Schatzki und Elizabeth Shove, Hrsg. (2017). *The nexus of practices: connections, constellations and practitioners*. London, New York: Routledge.
- Hulme, Mike (2014). *Streitfall Klimawandel. Warum es für die größte Herausforderung keine einfachen Lösungen gibt*. München: Oekom.
- (2017). *Weathered: cultures of climate*. Los Angeles: Sage.
- Hürlimann, Anna C., Josh Nielsen, Sareh Moosavi, Judy Bush, Georgia Warren-Myers und Alan March (2022). „Climate change preparedness across sectors of the built environment – A review of literature“. In: *Environmental Science & Policy* 128, S. 277–289.
- Ingold, Tim (1992). „Culture and the perception of the environment“. In: *Bush base: Forest farm. Culture, environment and development*. Hrsg. von Elisabeth Croll und David Parkin. London, New York: Routledge, S. 39–56.
- (2000). *The perception of the environment: essays on livelihood, dwelling and skill*. London und New York: Routledge.
- (2007). „Earth, sky, wind, and weather“. In: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 13 (1), S. 19–38.
- (2010). „Footprints Through the Weather-World: Walking, Breathing, Knowing“. In: *Journal of the Royal Anthropological Institute*, S. 121–139.
- (2018). „Back to the future with the theory of affordances. Rejoinder to Keane, Webb. 2018: ”Perspectives on affordances, or the anthropologically real.“ In: *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 8 (1-2), S. 39–44.
- IPCC, Intergovernmental Panel on Climate Change (2014). *Contribution of Working Group II to the Fifth Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change*. Cambridge, New York, S. 1–32.
- (2019). *IPCC Special Report on the Ocean and Cryosphere in a Changing Climate*. Forschungsbericht.
- Jaeger-Erben, Melanie (2017). „Zwischen kommuniziertem und routiniertem Sinn – Alternative Perspektiven auf die Rolle von Umwelt-

- und Naturbewusstsein für umweltrelevante soziale Praktiken“. In: *Gesellschaftliche Naturkonzeptionen*. Hrsg. von Jana Rückert-John. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 123–147.
- Jenal, Corinna (2019). „Das ist kein Wald, Ihr Pappnasen!“ – Zur sozialen Konstruktion von Wald. Wiesbaden: Springer VS.
- Jensen, Casper Bruun und Atsuro Morita (2016). „Introduction: Infrastructures as Ontological Experiments“. In: *Ethnos* 82 (4). Taylor & Francis, S. 615–626.
- Joas, Hans und Wolfgang Knöbl (2013). „Neunzehnte Vorlesung. Neopragmatismus“. In: *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*. 4. Aufl. Frankfurt am Main, Berlin: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, S. 687–725.
- Johnson, Katherine Joanne (2016). *Resilience to Climate Change: An Ethnographic Approach*. Digital Repository at the University of Maryland.
- Jones, Patrick und Meg Ulman (2021). „Replacing growth with belonging economies: A neopeasant response“. In: *Food for degrowth: perspectives and practices*. Abingdon, Oxon New York, NY: Routledge, S. 19–32.
- Kabisch, Nadja, Horst Korn, Jutta Stadler und Aletta Bonn, Hrsg. (2017). *Nature-Based Solutions to Climate Change Adaptation in Urban Areas*. Cham: Springer.
- Kangler, Gisela (2018). *Der Diskurs um ›Wildnis‹. Von mythischen Wäldern, malerischen Orten und dynamischer Natur*. Bielefeld: transcript.
- Keane, Webb (2018a). „A minimalist ontology, with other people in. Response to rejoinder to Keane, Webb. 2018.“ In: *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 8 (1-2), S. 45–47.
- (2018b). „Perspectives on affordances, or the anthropologically real: The 2018 Daryll Forde Lecture“. In: *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 8 (1-2), S. 27–38.
- Keding, Melanie und Carmen Weith (2014). „Bewegte Interviews im Feld“. In: *Methoden der Kulturanthropologie*. Hrsg. von Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber. Bern: Haupt, S. 131–142.

- Khailani, Dzul Khaimi und Ranjith Perera (2013). „Mainstreaming disaster resilience attributes in local development plans for the adaptation to climate change induced flooding: A study based on the local plan of Shah Alam City, Malaysia“. In: *Land Use Policy* 30, S. 615–627.
- Kirchhoff, Thomas und Ludwig Trepl, Hrsg. (2009). *Vieldeutige Natur*. Bielefeld: transcript.
- Kleinhüchelkotten, Silke und Horst-Peter Neitzke (2017). *Repräsentative Erhebung von Pro-Kopf-Verbräuchen natürlicher Ressourcen in Deutschland (nach Bevölkerungsgruppen)*. Texte 39/2016. Dessau-Roßlau: Umweltbundesamt.
- Kluwick, Ursula und Evi Zemanek, Hrsg. (2019). *Nachhaltigkeit interdisziplinär*. Wien u. a.: Böhlau Verlag/UTB. 438 S.
- Knorr-Cetina, Karin (1999). *Epistemic Cultures: How the Sciences Make Knowledge*. Cambridge u. a.: Harvard University Press.
- (2001). „Objectual Practice“. In: *The practice turn in contemporary theory*. Hrsg. von Theodore Schatzki, Karin Knorr-Cetina und Eike von Savigny. New York: Routledge, S. 184–197.
- Knox, Hannah (2020). *Thinking like a climate: governing a city in times of environmental change*. Durham: Duke University Press.
- Koch, Gertraud (2011). „Raum als Wissenskategorie – Raumkonzepte und -praktiken in Prozessen der Wissenserzeugung“. In: *Räume der Wissensarbeit*. Hrsg. von Oliver Ibert und Hans Joachim Kujath. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 269–285.
- Kovács, Zoltán und Sako Musterd (2013). „The importance of places and place branding“. In: *Place-making and policies for competitive cities*. Hrsg. von Sako Musterd und Zoltán Kovács, S. 97–104.
- Krauß, Werner (2015). „Anthropology in the Anthropocene: Sustainable Development, Climate Change and Interdisciplinary Research“. In: *Grounding Global Climate Change: Contributions from the Social and Cultural Sciences*. Hrsg. von Heike Greschke und Julia Tischler. Dordrecht: Springer Netherlands, S. 59–76.
- (2020). „Narratives of change and the co-development of climate services for action“. In: *Climate Risk Management* 28 (100217).

- Krebs, Angelika (2005). „Ökologische Ethik I: Grundlagen und Grundbegriffe“. In: *Angewandte Ethik. Die Bereichsethiken und ihre theoretische Fundierung. Ein Handbuch*. Hrsg. von Julian Nida-Rümelin, S. 388–424.
- Kropp, Cordula und Sven Stinner (2018). „Wie weit reicht die transformative Kraft der urbanen Ernährungsbewegung?“ In: *Soziologie und Nachhaltigkeit* 4 (2), S. 26–50.
- Kube, Alice (2011). „Die Natur der Stadt im Spiegel aktueller politischer Strategien auf Bundesebene“. In: *Die Natur der Stadt im Wandel des Klimas – eine Herausforderung für Ökologie und Planung – Tagungsbeiträge der 4. Tagung des Kompetenznetzwerkes Stadtökologie CONTUREC vom 30.09. bis 02.10.2010 in Stuttgart*. Hrsg. von Peter Werner. Stuttgart: Kompetenznetzwerk Stadtökologie, S. 79–88.
- Kühl, Jana (2016a). „Grün im Städtischen Alltag. Rekonstruktion alltäglicher Raumproduktionen und Anknüpfung für eine partizipative Stadtentwicklung“. Dissertation. Technische Universität Dortmund.
- (2016b). „Walking Interviews als Methode zur Erhebung alltäglicher Raumproduktionen“. In: *Europa Regional* 23.2, S. 35–48.
- (2019). „Planen für Praktiken. Alltagsbezüge in planerischen Abwägungen am Beispiel von urbanem Grün“. In: *Raumforschung und Raumordnung* 77 (2), S. 131–145.
- Kuhn, Stefan, Gottfried Suchy und Monika Zimmermann (1998). „Was ist eine Lokale Agenda 21?“ In: *Lokale Agenda 21 Deutschland: Kommunale Strategien für eine zukunftsbeständige Entwicklung*. Hrsg. von Stefan Kuhn, Gottfried Suchy und Monika Zimmermann. Berlin, Heidelberg: Springer, S. 3–20.
- Kühne, Olaf (2018). *Landschaft und Wandel*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Kusenbach, Margarethe (2003). „Street Phenomenology: The Go-Along as Ethnographic Research Tool“. In: *Ethnography* 4 (3), S. 455–485.
- (2008). „Mitgehen als Methode. Der Go-Along in der phänomenologischen Forschungspraxis“. In: *Phänomenologie und Soziologie*.

- Hrsg. von Jürgen Raab, Michaela Pfadenhauer, Peter Stegmaier, Jochen Dreher und Bernt Schnettler. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 349–358.
- Lachmund, Jens (2004). „Knowing the Urban Wasteland: Ecological Expertise as Local Process“. In: *Earthly politics: local and global in environmental governance*. Hrsg. von Sheila Jasanoff und Marybeth Martello. Cambridge, Mass: MIT Press, S. 241–261.
- Lamnek, Siegfried und Claudia Krell (2016). „Qualitatives Interview“. In: *Qualitative Sozialforschung*. Weinheim: Beltz Verlag, S. 313–383.
- Landau, Georg (1849). *Die Geschichte der Jagd und Falknerei in beiden Hessen*. Beiträge zur Geschichte der Jagd und der Falknerei in Deutschland. Kassel: Theodor Fischer. eprint: https://archive.org/details/bub_gb_RsBLAAAAcAAJ.
- Laser, Stefan (2021). „Building Bridges. About the Reflection Work and Consequences of STS Method Practices in Three Current Publications“. In: *Science & Technology Studies* 34 (3), S. 138–143.
- Latour, Bruno (2004). „Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern“. In: *Critical Inquiry* 30, S. 225–248.
- (2008a). *What is the style of matters of concern ? Two lectures in empirical philosophy. Spinoza Lectures at the University of Amsterdam, April and May 2005*. Amsterdam: Van Gorcum.
- (2008b). *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (2012). „Visualization and Cognition. Thinking with eyes and hands“. In: *Science and Technology Studies*. Hrsg. von Michael Lynch. Bd. II. Critical Concepts in the Social Sciences. Abingdon, New York: Routledge, S. 3–44.
- (2017). *Kampf um Gaia*. Berlin: Suhrkamp.
- Latour, Bruno und Steve Woolgar (1979). *Laboratory Life: The Construction of Scientific Facts*. Beverly Hills: Sage.
- Law, John und Evelyn Ruppert (2013). „The social life of methods: Devices“. In: *Journal of Cultural Economy* 6 (3), S. 229–240.

- Lazarus, Richard (2009). „Super Wicked Problems and Climate Change: Restraining the Present to Liberate the Future“. In: *Cornell Law Review* 94 (5), S. 1153–1233.
- Leach, Edmund (1954). *Political Systems of Highland Burma: A Study of Kachin Social Structure*. London: Athlone Press.
- Lefebvre, Henri (1991). *The production of space*. Oxford: Blackwell.
- Lemke, Thomas (2018). „An Alternative Model of Politics? Prospects and Problems of Jane Bennett’s Vital Materialism“. In: *Theory, Culture & Society* 35 (6), S. 31–54.
- Lippert, Ingmar und Rachel Douglas-Jones (2019). „Doing Data“: Methodography in and of STS“. In: *EASST Review* 38 (1).
- Lippert, Ingmar und Julie Sascia Mewes (2021). „Data, Methods and Writing“. In: *Science & Technology Studies* 34 (3), S. 2–16.
- Lobe, G.A. (1837). *Wanderungen durch Cassel und die Umgegend. Eine Skizze für Einheimische und Fremde. Mit fünf Ansichten in Stahlstich und einer Situationscharte über die Umgegend der Stadt*. Kassel: J.C. Krieger.
- Low, Setha (2017). *Spatializing culture: the ethnography of space and place*. London, New York: Routledge, Taylor & Francis Group.
- Löw, Martina (2008). *Soziologie der Städte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Löw, Martina, Silke Steets und Sergej Stoetzer (2007). *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*. Opladen, Bloomfield Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Lubrich, Oliver und Thomas Stodulka (2019). *Emotionen auf Expeditionen*. Bielefeld: transcript.
- Lubrich, Oliver, Thomas Stodulka und Katja Liebal (2017). „Affekte im Feld – Ein blinder Fleck der Forschung?“ In: *Interdisziplinäre Anthropologie*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 179–197.
- Lüder, Catharina und Jonas Müller (2021). „Kleine Routinen für transdisziplinäre Zusammenarbeit – Ko-Laboration gestalten mit ethnographischen Vignetten“. In: *Wissenschaft im Strukturwandel. Die paradoxe Praxis engagierter Transformationsforschung*. Hrsg. von Jeremias Herberg, Johannes Staemmler und Patrizia Nanz. München: Oekom, S. 317–333.

- Lüder, Catharina und Christiane Schwab (2020). „Klima – Wissen – Governance. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Nachhaltigkeitsinitiative Essbare Stadt Kassel“. In: *Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur* (2/2020), S. 32–35.
- Lüders, Christian (2012). „Beobachten im Feld und Ethnographie“. In: *Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch*. Hrsg. von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke. 9. Aufl. Rowohlt, S. 384–401.
- Lynch, Kevin und Malcom Rivkin (1970). „A walk around the block“. In: *Environmental Psychology. Man and his physical setting*. Hrsg. von Harold M. Proshansky, William H. Ittelson und Leanne G. Rivlin. New York u. a.: Holt, Rinehart und Winston.
- Marcus, George E. (1995). „Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography“. In: *Annual Review of Anthropology* (24), S. 95–117.
- Marres, Noortje (2012). *Material Participation. Technology, the Environment and Everyday Publics*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Massey, Doreen (2005). *For Space*. Los Angeles: Sage.
- Mathews, Andrew S. (2020). „Anthropology and the Anthropocene: Criticisms, Experiments, and Collaborations“. In: *Annual Review of Anthropology* 49 (1), S. 67–82.
- Mathey, Juliane, Stefanie Rößler, Iris Lehmann, Anne Bräuer und Valeri Goldberg (2011). „Anpassung an den Klimawandel durch Stadtgrün – klimatische Ausgleichspotenziale städtischer Vegetationsstrukturen und planerische Aspekte“. In: *Die Natur der Stadt im Wandel des Klimas – eine Herausforderung für Ökologie und Planung – Tagungsbeiträge der 4. Tagung des Kompetenznetzwerkes Stadtökologie CONTUREC vom 30.09. bis 02.10.2010 in Stuttgart*. Hrsg. von Peter Werner. Stuttgart: Kompetenznetzwerk Stadtökologie, S. 89–100.
- Maus, Gunnar (2015). „Landscapes of memory: a practice theory approach to geographies of memory“. In: *Geographica Helvetica* 70 (3), S. 215–223.
- Mayring, Philipp (2015). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. 12. Aufl. Weinheim u. a.: Beltz.

- McCann, Eugene und Kevin Ward (2011). *Mobile urbanism – cities and policymaking in the global age*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- McDonald, Robert I., Peter J. Marcotullio und Burak Güneralp (2013). „Urbanization and Global Trends in Biodiversity and Ecosystem Services“. In: *Urbanization, Biodiversity and Ecosystem Services: Challenges and Opportunities: A Global Assessment*. Hrsg. von Thomas Elmqvist, Michail Fragkias, Julie Goodness u. a. Dordrecht: Springer, S. 31–52.
- McFarlane, Colin (2011). „The City as Assemblage: Dwelling and Urban Space“. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 29 (4), S. 649–671.
- McKenzie, Roderick D. (1984). „The Ecological Approach to the Study of the Human Community“. In: *The City. Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment*. Hrsg. von Robert E. Park und Ernest W. Burgess. London: University of Chicago Press, S. 63–79.
- Metzger, Marc J., Dave Murray-Rust, Joske Houtkamp, Anne Jensen, Inge La Riviere, James S. Paterson, Marta Pérez-Soba und Christiane Valluri-Nitsch (2018). „How do Europeans want to live in 2040? Citizen visions and their consequences for European land use“. In: *Regional Environmental Change* 18 (3), S. 789–802.
- Meybeck, Alexandre und Vincent Gitz (2017). „Sustainable diets within sustainable food systems“. In: *Proceedings of the Nutrition Society* 76 (1), S. 1–11.
- Meyer, Jan-Henrik (2017). „Bürgerschaftliches Engagement über Grenzen? Europäische Umweltpolitik und transnationale Vernetzung von Umweltgruppen in den 1970er Jahren“. In: *Nachhaltige Stadtentwicklung. Infrastrukturen, Akteure, Diskurse*. Hrsg. von Jens Ivo Engels, Nina Janich, Jochen Monstadt und Dieter Schott. Interdisziplinäre Stadtforschung. Frankfurt am Main, New York: Campus, S. 52–71.
- Misoch, Sabine (2015). *Qualitative Interviews*. Berlin u. a.: de Gruyter.
- Müller, Anna-Lisa (2017). „Infrastrukturen als Akteure. Die Materialität urbaner Infrastrukturen und ihre Bedeutung für das Sozia-

- le“. In: *Infrastrukturen der Stadt*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 125–141.
- Müller, Jonas (2019). „Über das Navigieren durch stadtplanerische (Un-)Ordnung“. In: *Planung ist unsichtbar. Stadtplanung zwischen relationaler Designtheorie und Akteur-Netzwerk-Theorie*. Hrsg. von Monika Kurath und Reto Bürgin. Bielefeld: transcript, S. 67–90.
- Murchison, Julian M. (2010). *Ethnography Essentials. Designing, Conducting, and Presenting Your Research*. Jossey-Bass/Wiley.
- Nelson, Anitra und Ferne Edwards (2021). *Food for degrowth: perspectives and practices*. Abingdon, Oxon New York, NY: Routledge.
- Newig, Jens (2011). „Partizipation und neue Formen der Governance“. In: *Handbuch Umweltsoziologie*. Hrsg. von Matthias Groß. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 485–502.
- Niewöhner, Jörg (2014a). „Ökologien der Stadt. Zur Ethnografie bio- und geopolitischer Praxis“. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 110 (2), S. 185–214.
- (2014b). „Perspektiven der Infrastrukturforschung: care-full, relational, ko-laborativ“. In: *Schlüsselwerke der Science & Technology Studies*. Hrsg. von Diana Lengersdorf und Matthias Wieser. Wiesbaden: Springer VS, S. 341–352.
- (2015). „Infrastructures of Society, Anthropology of“. In: *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*. Hrsg. von James D. Wright. 2. Aufl. Oxford: Elsevier, S. 119–125.
- (2016). „[Co-laborative anthropology. Crafting reflexivities experimentally] Yhteistyöstävä Antropologia: Kuinka edistää refleksiivisyyttä kokeellisesti“. In: *Etnologinen tulkinta ja analyysi. Koh-ti avoimempaa tutkimusprosessia [Ethnological interpretation and analysis: Towards a transparent research process]*. Hrsg. von Jukka Jouhki und Tytti Steel. Helsinki: Ethnos, S. 81–125.
- Niewöhner, Jörg, Estrid Sørensen und Stefan Beck (2012). „Einleitung“. In: *Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung*. Hrsg. von Stefan Beck, Jörg Niewöhner und Estrid Sørensen. Bielefeld: transcript, S. 9–48.

- Nowotny, Helga, Peter Scott und Michael Gibbons (2003). „Mode 2 Revisited: The New Production of Knowledge“. In: *Minerva* 41.3, S. 179–194.
- Nugroho, Kharisma, Fred Carden und Hans Antlov (2018). *Local knowledge matters*. Bristol: Policy Press.
- O'Reilly, Jessica, Cindy Isenhour, Pamela McElwee und Ben Orlove (2020). „Climate Change: Expanding Anthropological Possibilities“. In: *Annual Review of Anthropology* 49 (1), S. 13–29.
- Ochs, Franziska (2017). *Klimaalltag wie sich Klimawandel und Umweltmigration in einem Küstenort in England begegnen*. Marburg: Tectum Verlag.
- Olmos, Lioba Rosbach de (2011). „Del monólogo científico a las pluralidades culturales: dimensiones y contextos del cambio climático desde una perspectiva antropológica“. In: *Perspectivas culturales del clima*. Biblioteca Abierta. Perspectivas Ambientales. Bogotá: Universidad Nacional de Colombia. Facultad de Ciencias Humanas. Departamento de Geografía, S. 55–82.
- Oppermann, Elspeth, Yolande Strengers, Cecily Maller, Lauren Rickards und Matt Brearley (2018). „Beyond Threshold Approaches to Extreme Heat: Repositioning Adaptation as Everyday Practice“. In: *Weather, Climate, and Society* 10 (4), S. 885–898.
- Ortner, Sherry B. (1984). „Theory in Anthropology since the Sixties“. In: *Comparative Studies in Society and History* 26 (1), S. 126–166.
- (2006). *Anthropology and Social Theory. Culture, Power, and the Acting Subject*. Durham, London: Duke University Press.
- Ottenberg, Simon (1990). „Thirty Years of Fieldnotes: Changing Relationships to the Text“. In: *Fieldnotes – The Makings of Anthropology*. Hrsg. von Roger Sanjek. Ithaca, London: Cornell University Press, S. 139–160.
- Otto, Antje, Kristine Kern, Wolfgang Haupt, Peter Eckersley und Annegret H. Thieken (2021). „Ranking local climate policy: assessing the mitigation and adaptation activities of 104 German cities“. In: *Climatic Change* 167 (1-2).
- Palmgren, Ann-Charlotte (2017). „Standing still: Walking interviews and poetic spatial inquiry“. In: *Area* 50 (3), S. 372–383.

- Park, Robert E. (1936). „Human Ecology“. In: *American Journal of Sociology* 42 (1), S. 1–15.
- (1984). *The City. Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment*. Hrsg. von Robert E. Park und Ernest W. Burgess. London: University of Chicago Press, S. vii–x.
- Pauleit, Stephan, Rieke Hansen, Martina van Lierop, Emily L. Rall und Werner Rolf (2019). „Grüne Infrastruktur – ein innovativer Ansatz für die Landschaftsplanung“. In: *RaumFragen: Stadt – Region – Landschaft*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 781–794.
- Peterson, Nicole und Kenneth Broad (2009). „Climate and Weather Discourse in Anthropology: From Determinism to Uncertain Futures“. In: *Anthropology and Climate Change: From Encounters to Actions*. Hrsg. von Susan Crate und Mark Nuttall, S. 70–86.
- Pohlmann, Angela (2018). *Situating social practices in community energy projects*. Wiesbaden: Springer VS.
- (2020). „Von Praktiken zu Situationen. Situative Aushandlung von sozialen Praktiken in einem schottischen Gemeindeprojekt“. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 21 (3).
- Projektleitung KlimaKOSTmobil (2020). *KlimaKOSTmobil – Kochbuch*. URL: https://essbare-stadt.de/wp/wp-content/uploads/2021/01/KlimaK%C3%BCche-Kochbuch2020_web-min.pdf (besucht am 22. 07. 2021).
- Pufé, Iris (2017). *Nachhaltigkeit*. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Konstanz, München: UTB/UVK.
- Rabinow, Paul (2011). *The Accompaniment: Assembling the Contemporary*. Chicago: University of Chicago Press.
- Rammert, Werner (2007). *Technik-Handeln-Wissen. Zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ranke, Ulrich (2019). *Klima und Umweltpolitik*. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Rat der Europäischen Union (1992). *Richtlinie 92/43/EWG des Rates vom 21. Mai 1992 zur Erhaltung der natürlichen Lebensräume sowie der wildlebenden Tiere und Pflanzen (COM/90/0059, COM/88/0381, COM/91/0027)*. Straßburg: Rat der Europäischen Union.

- Rau, Henrike (2018). „Minding the Mundane: Everyday Practices as Central Pillar of Sustainability Thinking and Research“. In: *Environment and Society: Concepts and Challenges*. Hrsg. von Magnus Boström und Debra J. Davidson. Palgrave Macmillan, S. 207–232.
- Reckwitz, Andreas (2002). „Toward a Theory of Social Practices: A Development in Culturalist Theorizing“. In: *European Journal of Social Theory* 5 (2), S. 243–263.
- (2003). „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive“. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4), S. 282–301.
- Reusswig, Fritz (2010). „The New Climate Change Discourse: A Challenge for Environmental Sociology“. In: *Environmental Sociology. European Perspectives and Interdisciplinary Challenges*. Hrsg. von Matthias Groß und Harald Heinrichs. Dordrecht u. a.: Springer, S. 39–57.
- Revi, Aromar, David E. Satterthwaite, Fernando Aragón-Durand u. a. (2014). „Urban Areas“. In: *Climate Change 2014: Impacts, Adaptation, and Vulnerability. Part A: Global and Sectoral Aspects. Contribution of Working Group II to the Fifth Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change*. Hrsg. von C.B. Field, V.R. Barros, D.J. Dokken u. a. Cambridge, New York: Cambridge University Press, S. 535–612.
- Reyes-García, Victoria, Álvaro Fernández-Llamazares, David García-del-Amo und Mar Cabeza (2020). „Operationalizing Local Ecological Knowledge in Climate Change Research: Challenges and Opportunities of Citizen Science“. In: *Changing Climate, Changing Worlds: Local Knowledge and the Challenges of Social and Ecological Change*. Hrsg. von Meredith Welch-Devine, Anne Sourdril und Brian J. Burke. Cham: Springer Nature, S. 183–197.
- Rink, Dieter, Hrsg. (2002). *Lebensstile und Nachhaltigkeit*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rinkinen, Jenny, Mikko Jalas und Elizabeth Shove (2015). „Object Relations in Accounts of Everyday Life“. In: *Sociology* 49 (5). Sage, S. 870–885.

- Roßnagel, Alexander, Hrsg. (2013). *Regionale Klimaanpassung. Herausforderungen – Lösungen – Hemmnisse – Umsetzungen am Beispiel Nordhessens*. Kassel: Kassel University Press.
- Rückert-John, Jana (2011). „Nachhaltige Ernährung“. In: *Handbuch Umweltsoziologie*. Hrsg. von Matthias Groß. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 348–364.
- Sahlins, Marshall (1994). *Kultur und praktische Vernunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft.
- Sanjek, Roger, Hrsg. (1990). *Fieldnotes: The Makings of Anthropology*. Ithaca, NY: Cornell University Press.
- Sassen, Saskia (2009). „Cities are at the center of our environmental future“. In: *SAPIENS online* 2 (3).
- Sattlegger, Lukas, Immanuel Stieß, Luca Raschewski und Katharina Reindl (2020). „Plastic Packaging, Food Supply, and Everyday Life“. In: *Nature and Culture* 15 (2), S. 146–172.
- Sauberzweig, Dieter (1998). „Gesellschaft und Städte im Umbruch – Läßt sich der Wandel gestalten? Eine Einführung“. In: *Stadt der Zukunft – Zukunft der Stadt*. Hrsg. von Dieter Sauberzweig und Walter Laitenberger. Baden-Baden: Nomos, S. 23–27.
- Schäfer, Hilmar (2013). *Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Schäfer, Tina, Kai Hoffmann und Uwe Zindel (2017). *Waldbauliche Anpassung an den Klimawandel – Erstellt im Zuge des vom Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB) geförderten Projektes „Erfolgreiche Klimaanpassung im Kommunalwald“ (KLIMWALD), Arbeitsbereich I (Förderkennzeichen 03DAS036A)*. Techn. Ber. Wolfhagen: Hessenforst, Hessisches Forstamt Wolfhagen.
- Schäfers, Bernhard (2006). *Stadtsoziologie. Stadtentwicklung und Theorien – Grundlagen und Praxisfelder*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schaffrath, Ulrich (2017). *Bundesstichproben-Monitoring 2017 des Eremiten (*Osmoderma eremita*; Art der Anhänge II und IV der FFH-Richtlinie) in Hessen (Artgutachten: Stand 23.02.2018)*. Techn. Ber.

- Gießen: Hessische Landesamt für Naturschutz, Umwelt und Geologie, Abteilung Naturschutz.
- Schatzki, Theodore (1996). *Social practices. A Wittgensteinian approach to human activity and the social*. Cambridge u. a.: Cambridge University Press.
- (2002). *The site of the social: a philosophical exploration of the constitution of social life and change*. Pennsylvania: Pennsylvania State University Press.
- (2016). „Keeping Track of Large Phenomena“. In: *Geographische Zeitschrift* 104 (1), S. 4–24.
- Schmidt, Robert (2012). *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*. Berlin: Suhrkamp.
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2007). „Feldforschung. Kulturanalyse durch Teilnehmende Beobachtung“. In: *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. Hrsg. von Silke Götsch und Albrecht Lehmann. 2. Aufl. Berlin: Dietrich Reimer Verlag, S. 219–248.
- Schmitt, Lea (2015). *Klima, Raum und Zeit im Wandel: eine ethnographische Untersuchung von Adaptationen und Konflikten auf der westfriesischen Insel Ameland*. München: Oekom.
- Schraml, Ulrich, Roderich von Detten, Antje Wurz u. a. (2008). *Waldzukünfte: Herausforderungen für eine zukunftsfähige Waldpolitik in Deutschland*. Policy Paper. Berlin: Projekt Zukünfte und Visionen Wald 2100.
- Schramm, Engelbert (2013). „Klimaanpassung in der Forstwirtschaft“. In: *Ökologisches Wirtschaften* 1, S. 42–45.
- Schriewer, Klaus (2015). *Natur und Bewusstsein. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Waldes*. Münster, New York: Waxmann.
- Schubert, Herbert (2015). „Lokale Governance – Einführung in das Konzept“. In: *Städtische Quartiere gestalten Kommunale Herausforderungen und Chancen im transformierten Wohlfahrtsstaat*. Hrsg. von Judith Knabe, Anne van Rießen und Rolf Blandow. Bielefeld: transcript, S. 113–129.
- Schulz-Schaeffer, Ingo (2010). „Praxis, handlungstheoretisch betrachtet“. In: *Zeitschrift für Soziologie* 39 (4), S. 319–336.

- Schwab, Christiane (2015). „Die Stadt als Erkenntnisform. Das Beispiel von Sevilla“. In: *Europäische Ethnologie in München – ein kulturwissenschaftlicher Reader*. Hrsg. von Irene Götz, Johannes Moser, Moritz Ege und Burkhard Lauterbach. Münster, New York: Waxmann, S. 167–191.
- Schwanhäußler, Anja (2015). „Herumhängen. Stadtforschung aus der Subkultur“. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 11, S. 76–93.
- Schwenkmezger, Lisa (2019). *Auswirkungen des Klimawandels auf hessische Arten und Lebensräume Liste potentieller Klimaverlierer*. Bd. 3. Naturschutzskripte. Wiesbaden: Hessisches Landesamt für Naturschutz, Umwelt und Geologie.
- Scott, Allen J. und Michael Storper (2015). „The Nature of Cities: The Scope and Limits of Urban Theory“. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 39 (1), S. 1–15.
- Shingne, Marie Carmen (2020). „The more-than-human right to the city: A multispecies reevaluation“. In: *Journal of Urban Affairs*. Taylor & Francis, S. 1–19.
- Shove, Elizabeth (2010). „Beyond the ABC: Climate Change Policy and Theories of Social Change“. In: *Environment and Planning A: Economy and Space* 42 (6), S. 1273–1285.
- (2017). „Matters of Practice“. In: *The nexus of practices: connections, constellations and practitioners*. Hrsg. von Allison Hui, Theodore Schatzki und Elizabeth Shove. London, New York: Routledge, S. 155–168.
- Shove, Elizabeth, Mika Pantzar und Matt Watson (2012). *The Dynamics of Social Practice*. London u. a.: Sage.
- Shove, Elizabeth und Nicola Spurling, Hrsg. (2013). *Sustainable Practices. Social theory and climate change*. London, New York: Routledge.
- Shove, Elizabeth und Frank Trentmann (2019). *Infrastructures in Practice. The Dynamics of Demand in Networked Societies*. London: Routledge.
- Sommer, Bernd und Miriam Schad (2015). „Climate change and society: possible impacts and prospective developments“. In: *Meteorologische Zeitschrift* 24 (2), S. 137–145.

- Sommer, Vivien und Mandy Töppel (2021). „Go-Alongs in einem multimethodischen Forschungsprogramm“. In: *Handbuch qualitative und visuelle Methoden der Raumerforschung*. Hrsg. von Anna Juliane Heinrich, Séverine Marguin, Angela Million und Jörg Stollmann. Stuttgart: UTB.
- Sondermann, Martin (2017). „Planungskultur als Sinnsystem. Eine Untersuchung am Beispiel kooperativer Stadtgrünentwicklung in Düsseldorf“. In: *Raumerforschung und Raumordnung* 75 (1). Oekom, S. 45–56.
- Sørensen, Elin T. (2020). „Multispecies Neighbourhoods in Urban Sea Areas“. Diss. Ås: Norwegian University of Life Sciences, Faculty of Landscape and Society.
- Sousa Silva, Catarina de, Inês Viegas, Thomas Panagopoulos und Simon Bell (2018). „Environmental Justice in Accessibility to Green Infrastructure in Two European Cities“. In: *Land* 7 (4), S. 134.
- Spellmann, Herrmann, Matthias Albert, Matthias Schmidt, Johannes Suttmöller und Marc Overbeck (2011). „Waldbauliche Anpassungsstrategien für veränderte Klimaverhältnisse“. In: *AFZ-Der Wald* 11, S. 19–23.
- Stadt Kassel (2012). *Integriertes Klimaschutzkonzept für die Stadt Kassel*. Techn. Ber. Kassel: Stadt Kassel.
- (2017). *Klimaschutzteilkonzept Anpassung an den Klimawandel für die Stadt Kassel*. Kassel.
- (2018). *Zukunft Stadtgrün – Integriertes Städtebauliches Entwicklungskonzept (ISEK). Fördergebiet in Kassel: Innenstadt, Frankfurter Straße und Park Schönfeld / Botanischer Garten*. Kassel.
- (2019). *Wie sich Kassel an den Klimawandel anpasst*. Kassel.
- Stahl, Harald (2019). *Die hohen Bäume und das Unterholz und das Tote. Waldnaturschutz im Nordschwarzwald, Waldbewusstsein und Naturerfahrung*. Bd. 3. Freiburger Studien zur Kulturanthropologie. Münster, New York: Waxmann.
- Star, Susan Leigh (1999). „The Ethnography of Infrastructure“. In: *American Behavioral Scientist* 43 (3), S. 377–391.

- Star, Susan Leigh und Karen Ruhleder (1996). „Steps Toward an Ecology of Infrastructure: Design and Access for Large Information Spaces“. In: *Information Systems Research* 7 (1), S. 111–134.
- Steiner, Christian (2014). „Von Interaktion zu Transaktion – Konsequenzen eines pragmatischen Mensch-Umwelt-Verständnisses für eine Geographie der Mitwelt“. In: *Geographica Helvetica* 69 (3), S. 171–181.
- Stott, Clare und Saleemul Huq (2014). „Knowledge flows in climate change adaptation: exploring friction between scales“. In: *Climate and Development* 6 (4), S. 382–387.
- Strelau, Linda und Heike Köckler (2015). „It’s optional, not mandatory: Environmental justice in local environmental agencies in Germany“. In: *Local Environment* 21 (10), S. 1215–1229.
- Strengers, Yolande und Cecily Maller, Hrsg. (2015). *Social Practices, Intervention and Sustainability. Beyond behaviour change*. London, New York: Routledge.
- Studierende, im Gespräch mit Jörg Niewöhner (2016). „»Praktiken, die sich zu Städten fügen«“. In: *Berliner Blätter* 72, S. 37–41.
- Sturm, Cindy (2019). *Klimapolitik in der Stadtentwicklung. Zwischen diskursiven Leitvorstellungen und politischer Handlungspraxis*. Bielefeld: transcript.
- Sukopp, Herbert und Angelika Wurzel (2003). „The Effects of Climate Change on the Vegetation of Central European Cities“. In: *Urban Habitats* 1 (1), S. 66–86.
- Süßbauer, Elisabeth (2016). *Klimawandel als widerspenstiges Problem*. Wiesbaden: Springer VS.
- Swyngedouw, Erik (1992). „The Mammon Quest. Glocalization, Interspatial Competition and the Monetary Order“. In: *Cities and Regions in the New Europe*. Hrsg. von Michael Dunford und Grigoris Kafkalas. London: Belhaven Press, S. 39–67.
- (1997). „Neither Global nor Local: ‘Glocalization’ and the Politics of Scale“. In: *Spaces of Globalization*. Hrsg. von Kevin Cox. New York: Guilford Press, S. 137–166.
- Thévenot, Laurent (2001). „Pragmatic regimes governing the engagement with the world“. In: *The practice turn in contemporary theory*.

- Hrsg. von Theodore Schatzki, Karin Knorr-Cetina und Eike von Savigny. New York: Routledge, S. 64–82.
- Tsing, Anna (2015). *The mushroom at the end of the world: on the possibility of life in capitalist ruins*. Princeton: Princeton University Press.
- Turner, Victor (1957). *Schism and Continuity in an African Society: A Study of Ndembu Village Life*. Ithaca: Cornell University Press.
- Umweltministerium Hessen, Hessisches Ministerium für Umwelt, Klimaschutz, Landwirtschaft und Verbraucherschutz (2016). *Hessische Biodiversitätsstrategie*. 2., aktualisierte Auflage. Wiesbaden.
- Vadrot, Alice, Simon Hirsbrunner, Walter Kahlenborn und Ronald Pohoryles (2012). *Welchen Wert hat die Natur? Eine Analyse des gesellschaftlichen und politischen Diskurses über die Inwertsetzung von Biodiversität*. Gutachten im Auftrag des Deutschen Bundestages – vorgelegt dem Büro für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag.
- Voghera, Angioletta und Benedetta Giudice (2019). „Evaluating and Planning Green Infrastructure: A Strategic Perspective for Sustainability and Resilience“. In: *Sustainability* 11 (10), S. 2726.
- Voss, Martin, Hrsg. (2010a). *Der Klimawandel. Sozialwissenschaftliche Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- (2010b). „Einleitung: Perspektiven sozialwissenschaftlicher Klimawandelforschung“. In: *Der Klimawandel. Sozialwissenschaftliche Perspektiven*. Hrsg. von Martin Voss. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9–40.
- Wacquant, Loic (2003). *Leben für den Ring. Boxen in einem amerikanischen Ghetto*. Konstanz: UVK.
- Warde, Alan (2005). „Consumption and theories of practice“. In: *Journal of Consumer Culture* 5 (2), S. 131–153.
- Watson, Matt (2017). „Placing power in practice theory“. In: *The nexus of practices: connections, constellations and practitioners*. Hrsg. von Allison Hui, Theodore Schatzki und Elizabeth Shove. London, New York: Routledge, S. 169–182.

- WBGU, Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (2011). *Welt im Wandel: Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation*. Berlin.
- (2014). *Klimaschutz als Weltbürgerbewegung*. Berlin.
- (2016). *Der Umzug der Menschheit: Die transformative Kraft der Städte*. Berlin.
- Weber, Melanie (2008). *Alltagsbilder des Klimawandels*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Weingart, Peter, Anita Engels und Petra Pansegrau (2008). *Von der Hypothese zur Katastrophe: Der anthropogene Klimawandel im Diskurs zwischen Wissenschaft, Politik und Massenmedien*. 2. Aufl. Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Wesener, Andreas, Runrid Fox-Kämper, Martin Sondermann und Daniel Münderlein (2020). „Placemaking in Action: Factors That Support or Obstruct the Development of Urban Community Gardens“. In: *Sustainability* 12 (2), S. 657.
- Whittington, Jerome (2016). „What Does Climate Change Demand of Anthropology?“ In: *PoLAR: Political and Legal Anthropology Review* 39 (1), S. 7–15.
- Wilz, Sylvia Marlene (2009). „Entscheidungen als Prozesse gelebter Praxis“. In: *Handeln unter Unsicherheit*. Hrsg. von Fritz Böhle und Margit Wehrich. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 107–122.
- Wittig, Stefan und Bastian Schuchardt (2013). *Anpassung an den Klimawandel. Natur in der Stadt – Städtische Grünflächen und -räume*. Hrsg. von Umweltbundesamt. Umweltbundesamt. URL: https://www.umweltbundesamt.de/sites/default/files/medien/364/publikationen/kompass_themenblatt_natur_stadt_2015_net.pdf (besucht am 25. 10. 2021).
- Wolch, Jennifer R., Jason Byrne und Joshua P. Newell (2014). „Urban green space, public health, and environmental justice: The challenge of making cities ‘just green enough’“. In: *Landscape and Urban Planning* 125, S. 234–244.
- Worliczek, Elisabeth (2010). *Ethnografie des Klimawandels – Wahrnehmung und Interpretation von Umweltveränderungen im franko-*

- phonen Südpazifik*. Pazifik Dossier. Österreichisch-Südpazifische Gesellschaft.
- Yearley, Steven (2002). „The Environmental Challenge to Science Studies“. In: *Handbook of Science and Technology Studies*. Hrsg. von Sheila Jasanoff, Gerald E. Markle, James C. Petersen und Trevor Pinch. Revised Edition. Thousand Oaks u. a.: Sage, S. 457–479.
- Zimmermann, Karsten, Jasmin Boghrat und Meike Weber (2015). „The epistemologies of local climate change policies in Germany“. In: *Urban Research & Practice* 8 (3), S. 303–318.
- Zindel, Uwe (2017). *Waldbauliches Leitbild – Erstellt im Zuge des vom Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB) geförderten Projektes Erfolgreiche Klimaanpassung im Kommunalwald (KLIMWALD), Arbeitsbereich I – Waldbau (Förderkennzeichen 03DAS036A)*. Techn. Ber. Wolfhagen: HessenForst, Hessisches Forstamt Wolfhagen.

Das Klima hat sich verändert, Gesellschaft soll sich verändern – ausgehend von dieser Grundannahme wird Klimawandel in dieser Arbeit als alltägliches Phänomen betrachtet, das städtische Praktiken zwischen Menschen und ihrer Umwelt zu Veränderungen anstößt. Beispielhafter Schauplatz ist die Stadt Kassel, mitten in Deutschland.

Es gilt zunächst, städtische Gefüge und ihren Zusammenhang mit Klimawandel zu verstehen. Dazu zeichnet diese Arbeit nach, wie das In-Beziehung-Setzen zwischen Menschen und Stadtnaturen komplexen, dynamischen Gefügen entspringt, die sich (in)direkt auf Klimawandel beziehen.

In drei Fallbeispielen – einem städtischen Wald unter Biodiversitätsschutz, einer temporären Klimaküche und gestresstem Stadtgrün und seiner Verwaltung – werden menschliche und nicht-menschliche Akteure in den Blick genommen, die in Alltagspraktiken miteinander verbunden sind. Mithilfe einer Klimaethnografie können so spezifische Mensch-Umwelt-Belange aufgezeigt werden, die in Verwaltungs-, Förderungs- und Initiativenlogiken bisher wenig beachtet werden. Die Arbeit setzt damit Denkanstöße für eine tiefere Betrachtung von Alltagspraktiken für den städtischen Umgang mit Klimawandel.

Catharina Lüder studierte an der FU und HU in Berlin Kommunikationswissenschaft und Europäische Ethnologie. Für ihre Promotion forschte sie an der Universität Kassel und der LMU München zu städtischen Transformationen im Klimawandel. Ihr Interessenschwerpunkt liegt auf alltäglichen Mensch-Umwelt-Beziehungen in Wissenschaft und Gesellschaft, speziell in Bezug auf Wetter und Klima.

49,90 €

ISBN 978-3-487-16245-4



www.olms.de